UNTERSUCHUNGEN

ÜBER DIE

BILDUNGSGESCHICHTE

DER

GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN SPRACHE



VON

DR. ERNST HERZOG,
PROFESSOR DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE AN DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN.



LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1871

Neuester Verlag

von

B. G. TEUBNER IN LEIPZIG

1871.

Philologie und Alterthumswissenschaft.

Zur Litteratur des Unterrichts.

Acta societatis philologae Lipsiensis edidit Fridericus Ritschelius. Tomi primi fasc. I. gr. 8. geh. n. 1 Thlr.

Brambach, W., rhythmische und metrische Untersuchungen. gr. 8. geh. n. 1 Thlr. 10 Ngr.

Buchholtz, Hermann, die Tanzkunst des Euripides. gr. 8. geh. n. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bursian, Conrad, Geographie von Griechenland. Zweiter Band: Peloponnesos und Inseln. Zweite Abtheilung: die Landschaften Arkadien, Elis, Achaia. Mit 3 lithographierten Tafeln. gr. 8. geh. n. 1 Thlr.

Dindorfius, Guilelmus, Lexicon Sophocleum. Lex.-8. geh. n. 4 Thlr. 8 Ngr.

Dirksen's, H. E., hinterlassene Schriften zur Kritik und Auslegung der Quellen römischer Rechtsgeschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von F. D. Sanio. Erster Band. gr. 8. geh. n. 2 Thlr. 20 Ngr.

Franke, Fridericus, lectionum Aeschinearum particula II. gr. 8. 1867. geh. n. 6 Ngr.

Nepotis, Cornelii, quae supersunt. Apparatu critico adiecto edidit Carolus Halm. gr. 8. geh. n. 24 Ngr.

Plauti, T. Macci, comoediae. Recensuit, instrumento critico et prolegomenis auxit Fr. Ritschelius. Tomi I. Fasc. I. Trinummum continens. gr. 8. geh. n. 1 Thlr. 14 Ngr.

Ptolemaei, Claudii, *περὶ κριτήριου καὶ ἡγεμόνικου* libellus. Recensuit Fr. Hanow. gr. 4. geh. n. 10 Ngr.

Rossbach, August, Römische Hochzeits- und Ehedenkmäler, erläutert. Mit zwei lith. Tafeln. gr. 8. geh. n. 1 Thlr. 14 Ngr.

Schoemann, Georgius Frid. Car., commentatio Macrobiana. gr. 8. geh. n. 10 Ngr.

UNTERSUCHUNGEN

ÜBER DIE

BILDUNGSGESCHICHTE

DER

GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN SPRACHE.

UNTERSUCHUNGEN

ÜBER DIE

BILDUNGSGESCHICHTE

DER

GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN SPRACHE

VON

DR. ERNST HERZOG,

PROFESSOR DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE AN DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN.





LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1871.

VORWORT.

Die classische Philologie befindet sich gegenwärtig noch mitten in der Aufgabe, ihre grammatische Methode zu reformiren. Die vergleichende Sprachforschung hat ihr mit kühnem Griff ihr nächstes Object, die griechische und lateinische Formenlehre, zum Theil auch schon die Syntax aus der Hand genommen, um es ihr als ein nach geschichtlicher oder genetischer Methode besser zugerichtetes Material zurückzugeben, damit sie sich, ihrem Muster folgend, durch dieselbe Methode auf einen neuen Fuss einrichte. Ja nicht nur specifisch grammatische Fragen, sondern selbst metrische, welche der Specialwissenschaft unbestritten anzugehören schienen, hat sie an sich gerissen. Wenn man bisher im Homer ein *ἐλάσσαι* neben *ἐλάσαι*, ein *ποσσί* neben *ποσί*, bei den lateinischen Dichtern einen Nominativ Singularis aquā neben aquă aus metrischen Gründen erklärte, so kommt nun die geschichtliche Methode und führt diese Doppelformen auf den Unterschied von älteren und jüngeren Formen zurück. Die ganze Formenlehre aber, die der classische Philolog nur als einen schönen Bau von mustergültigem Werthe betrachtet wissen wollte, wird ihm jetzt vom Linguisten gegenüber der Herrlichkeit der indogermanischen Ursprache als ein Trümmerhaufen dargestellt.

Indessen, diese Revolution ist so gar gefährlich nicht: die Linguistik will nicht ausschliesend sein: sie erhebt für sich nur den Anspruch der Priorität, sie weist, während sie die Naturseite der Sprache behandeln will, der classischen

Philologie die Verfolgung der Culturseite zu, lässt ihr also einen rechtmässigen Spielraum und nimmt nur in Anspruch, dass sie als Grundlage berücksichtigt werde und dass die geschichtliche Betrachtung an die Stelle der einseitig classischen trete. Und mit diesen principiellen Forderungen hat sie unstreitig Recht. Denn die natürliche Entwicklung kommt vor der künstlichen, und wer die übrigen Seiten des Alterthums geschichtlich erforscht, weshalb sollte der sich weigern auch die alten Sprachen in geschichtlichem Zusammenhang und geschichtlichem Fortschritt zu betrachten? Nur ist mit der Anerkennung dieser Principien noch nicht aller Streit im Einzelnen entschieden. Die Natur- und die Culturseite lösen einander zeitlich nicht ab, sondern gehen neben einander her, der Lautwandel kann verschiedene Ursachen haben, natürliche oder geistige, die Frage, wie mehrere gleichzeitig vorhandene Formen desselben Falls zu erklären seien, ist nicht immer auf den Unterschied von Aelterem und Jüngerem zu reduciren, und so muss der classische Philolog bei seinen grammatischen Forschungen auf Schritt und Tritt bereit sein, sich mit dem Linguisten auseinanderzusetzen.

Die Erledigung solcher Einzelfragen sowohl wie die Erkenntniss der Principien wird aber dann am meisten gefördert, wenn die geschichtliche Untersuchung nicht nur einen regelmässig fortschreitenden Gang der Culturentwicklung nachweist, sondern auch insbesondere den Anforderungen der historischen Methode darin gerecht wird, dass sie die Entwicklungsgeschichte ihres Gegenstands stufenweise, nach Perioden, die sich aus seiner eigenen Geschichte wie aus der allgemeinen Culturgeschichte der classischen Völker ergeben, verfolgt. Es leuchtet ein, dass die Naturbestimmtheit der Sprache in den früheren Stadien der Volksentwicklung grösser ist als in den späteren, dass aber andrerseits auch die Motive der ursprünglichen Sprachbildung unmittelbar nach der Sprachtrennung sich stärker verspüren lassen als nach Verfluss von Jahrhunderten, deren Geschichte durch viele neue Momente bestimmt worden ist. Diesem Unterschied muss Rechnung getragen werden. Jedermann wird ferner zu-

geben, dass die Integrität der Sprachformen während der Periode bloss mündlicher Fortpflanzung stärkeren Wandlungen ausgesetzt ist als nach dem Eintreten schriftlicher Fixirung; es ist also auch von diesem Gesichtspunct aus eine Anerkennung verschiedener Perioden nöthig. Und wenn der Geschichtsforscher auf den übrigen Gebieten des Culturlebens die einzelnen Erscheinungen einer Periode nicht als einzelne, sondern als unter sich zusammenhängende von eigenthümlichen Gesetzen beherrschte auffasst, wesshalb sollte solche Betrachtung nicht auch auf die Geschichte der Sprache angewandt werden? G. Curtius hat in seiner so anregenden Abhandlung 'Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung' es unternommen, die Entwicklung der Ursprache, also die vor aller Geschichte liegende Sprachbildung zu periodisiren: wie viel mehr muss man veranlasst sein, eine derartige Periodisirung in die historische Zeit hinein zu führen.

Freilich eine methodische Forschung unternimmt ein solches Werk nicht von vorn herein, sondern erst wenn die Einzelforschung einen gewissen Grad erreicht hat, der allgemeine Resultate ziehen lässt, die dann für weitere Einzeluntersuchungen verwandt werden können. Allein, wer die gegenwärtige Arbeit auf dem Gebiet der griechisch-lateinischen Sprachgeschichte übersieht, wird zugeben, dass diese Voraussetzung in genügendem Masse vorhanden ist. Die Untersuchungen über die homerische Sprache und die griechischen Dialekte, nicht minder die gründliche und allseitige Bearbeitung der Reste der altlateinischen Sprache und Literatur hat ein Material geliefert, welches eben so sehr eine Grundlage für eine principielle Erkenntniss gibt als im Interesse seiner ferneren Vervollständigung und richtigen Bearbeitung gesichtet und übersichtlich dargestellt zu werden verlangt.

Aus dieser Sachlage heraus ist das vorliegende Buch entstanden. Es soll ein Versuch sein, die nunmehrige sprachliche Aufgabe der classischen Philologie auf dem Gebiete der Formenlehre als ein Ganzes zu erfassen, die richtige Abgränzung zwischen dem linguistischen und classisch-philo-

logischen Gebiet zu gewinnen und auf Grund des gegenwärtigen Zustands der Specialforschung die Bildungsgeschichte der griechischen und lateinischen Sprache durch ihre verschiedenen Stufen hindurch in ihren allgemeineren Zügen zu beschreiben. Ein solcher Versuch bedürfte zu seiner Vervollständigung auch noch die Beiziehung wenigstens desjenigen Theils der Syntax, den man als Functionslehre bezeichnen kann, allein für eine geschichtliche Bearbeitung dieses Gebiets haben die Vorarbeiten der Einzelforschung sowohl von sprachvergleichender als von classischer Seite erst begonnen. Die Ausführung stützt sich überall auf Beispiele oder baut die zu findenden Gesichtspuncte aus dem Beweismaterial erst auf. Wenn aber dieses bald in grösserer bald in geringerer Stärke gegeben wird, bald förmlich statistisch, bald nur mit Auswahl, so wird sich diess im einzelnen Falle theils durch das Bedürfniss der Sache, theils durch den Stand der Detailforschungen rechtfertigen.

Der Verfasser hat die hier gegebenen Untersuchungen, die sich in den zwei ersten Kapiteln, zumal im ersten, stets mit der vergleichenden Sprachforschung berühren, unternommen, ohne selbst Linguist zu sein, also mit der Nothwendigkeit sich den Ergebnissen der Sprachvergleichung gegenüber beinahe durchaus receptiv zu verhalten. Er muss es dem Urtheil Anderer überlassen, in wiefern diess die Resultate beeinträchtigt oder nicht; allein es dürfte sich—abgesehen von den Mängeln der persönlichen Befähigung — als ein allgemeines Interesse erweisen, dass derartige Arbeiten vom Standpunct der classischen Studien unternommen werden. Die Linguistik selbst muss eine solche Theilung der Arbeit wünschen, da sie nicht die Last auf sich nehmen kann, die Geschichte der sämmtlichen Einzelsprachen erschöpfend herzustellen, und der Grammatiker auf classisch-philologischer Seite, der denn doch in der Regel nicht Linguist von Fach sein kann, wird sich nicht bloss auf die Rolle eines Sammlers und Statistikers beschränken wollen und, wenn er nur der Thätigkeit auf sprachvergleichender Seite aufmerksam folgt, nicht zu beschränken brauchen.

Als linguistische Grundlage wurde im Wesentlichen das System der Ursprache angenommen, wie es von der vergleichenden Grammatik, am übersichtlichsten von Schleicher in seinem 'Compendium der vergleichenden Grammatik' und von G. Curtius in der schon erwähnten Abhandlung 'Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung' aufgestellt worden ist. Dies scheint einer Rechtfertigung zu bedürfen, sofern ja weder eine solche Ursprache je als einheitliches Ganze existirt hat noch die einzelnen Formen, aus welchen sie zusammengesetzt wird, etwas Anderes sind als hypothetische Annahmen, die auf Rückschlüssen aus geschichtlich Vorhandenem beruhen. Allein dieses Operiren mit einer an sich hypothetischen Grundlage ist, wie man zugeben wird, in derlei Forschungen bereits Praxis geworden und aus guten Gründen, weil dieselbe die Summe dessen repräsentirt, was aus der sprachvergleichenden Arbeit der letzten fünfzig Jahre als möglichst sicheres Resultat hervorgegangen ist. Auch können solche Untersuchungen, wie sie im ersten Kapitel dieses Buchs geführt sind, in der That ohne Annahme eines solchen Untergrundes nicht geführt werden. Dass übrigens weder bei der Reception dieser Grundlage noch bei den übrigen Fragen die von Andern gegebenen Resultate einfach für baare Münze genommen, sondern nach Kräften mit eigenem Urtheil geprüft wurden, wird die Ausführung selbst zeigen. Die allgemeinen Sätze, welche das erste Kapitel einleiten, sollen theils den Faden der Geschichte der Einzelsprache an die Resultate der allgemeinen Sprachforschung anknüpfen theils die Stellung der Frage, um die es sich in diesem Kapitel handelt, begründen.

Tübingen, im April 1871.

E. Herzog.

Inhaltsübersicht.

Erstes Capitel.

Die Neubildungen des Griechischen und Lateinischen.

Die Factoren der Sprache sind die schöpferische geistige Kraft und das körperliche Organ des Einzelnen, welches im Dienste des Geistes die Laute und Lautcomplexe hervorbringt. Das Product beider ist zunächst das Sprechen des Individuums, dann aber, da die Sprache als solche auf einem Mittheilungs- und Geselligkeitstrieb beruht, das von Gruppen von Individuen. Von dem letztern Gesichtspunct aus können wir die Sprache bezeichnen als eine auf gegenseitiger Anregung der Menschen untereinander beruhende fortwährende lautliche Gestaltung von Gedanken, bei welcher in jedem einzelnen Moment ein Herausarbeiten geistigen Inhalts mittelst eines körperlichen Organs stattfindet. Die Factoren der Sprache.

In der Geschichte dieser Production aber macht sich das Ineinanderwirken von Geistigem und Körperlichem in verschiedener Weise geltend. In der Zeit, in welcher die Anfänge der Sprache sich bilden, ist das Verhältniss zwischen beiden ein unmittelbares: die einzelne Wahrnehmung, die Stimmung des einzelnen Moments, überhaupt der einzelne psychologische Vorgang, der einen sprachlichen Ausdruck sucht, verkörpert sich unmittelbar im einzelnen Lautcomplex als einem ihm entsprechenden, z. B. auf indogermanischem Gebiet der Begriff 'geben' in '*da*'. Auf diese Zeit der Schöpfung der Urbegriffe folgt nun aber oder geht vielmehr bald neben Wurzeln und Wörter.

ihr her die weitere geistige Thätigkeit, welche die geschaffenen in's Verhältniss zu einander setzt zum Zweck des Ausdrucks eines Gedankenzusammenhangs, in welchem die einzelnen Begriffe in bestimmten Beziehungen zu einander stehen sollen. Bei diesem Vorgang ist das Verhältniss zwischen geistiger Thätigkeit und körperlichem Organ bereits ein complicirteres. Bei dem indogermanischen Sprachstamm, mit dem wir es hier allein zu thun haben, geschicht diess zunächst so, dass éine Classe der ursprünglichen Begriffe, der sogenannten Wurzeln, die Pronominalwurzeln neben ihrer selbständigen Bedeutung zugleich die besondere Function zugewiesen erhält, jene Beziehungen zwischen den Begriffen unter einander auszudrücken. Sie treten zu diesem Behuf als formale Wurzeln in einer ihrer ursprünglichen Bedeutung entsprechenden Function an den materialen Begriff an, so dass sie mit demselben ein Ganzes bilden, beide aber zunächst ihre lautliche Integrität behalten. Z. B. wenn bezeichnet werden soll, dass der Begriff 'geben' ausgehe von der sprechenden Person, so werden *da* 'geben' und *ma* 'ich' neben einander gestellt zu dem fertigen Wort *dama* oder mit nachdrücklicher Wiederholung des materialen Begriffs *dadama* 'geben geben ich'.

Die Einheit des Worts im Accent. Sobald nun dieses Zusammenwachsen von formalen und materialen Wurzeln zu Wörtern einigermassen vorgerückt ist, kann es nicht fehlen, dass das Bedürfniss sich geltend mache, die Einheit beider stärker auszudrücken. Wodurch kann diess aber einfacher und zugleich nachdrücklicher geschehen als durch einheitliche Betonung? Während zuerst die Zusammenstellung 'geben geben ich' betont wurde *dá-dá-má*, wird sie weiterhin betont *dádama*, wobei jedoch anzunehmen ist, dass in dem Ausdruck der einheitlichen Betonung eine gewisse Gradation stattfindet. Natürlich aber wird, sofern nicht besondere Ursachen in anderer Richtung wirken, bei Formen, welche in demselben Beziehungsverhältniss ausgedrückt sind, die Betonung dieselbe sein. Diese Betonung hat nun einen bestimmenden Einfluss auch auf die Form. Je stärker die

betonte Sylbe articulirt wird, desto schwächer wird die Articulation der von dem Hauptton entfernteren Sylben, so dass in diesen an die Stelle der ursprünglichen Laute von kräftigster Articulation solche von leichterer und bequemerer treten, an die Stelle eines *a* ein *i*, wodurch *dádama* zu *dádami* wird. Eben die Thatsache, dass in der ersten Person des Präsens im Indicativ die Schwächung des ursprünglichen Schluss-*a* zu *i* den verschiedenen Zweigen des indogermanischen Stammes gemeinsam ist, würde, wenn nicht sonst schon die Natur der Sache dafür spräche, bezeugen, dass dieser Drang nach Einheit schon in der Zeit der Gemeinsamkeit des Sprachstamms sich kräftig geltend machte.

Das allmähliche Aufhören der Neuschöpfungen.

Indem aber so die Einheit des Worts auf Kosten der lautlichen Integrität geschaffen wurde, lockerte sich jenes unmittelbare Verhältniss, das ursprünglich zwischen Gedanke und Laut bestanden, und es war das eine principiell höchst wichtige Neuerung, einerseits ein Fortschritt, andrerseits ein Stillstand. Ein Fortschritt war es, sofern nun neben dem, dass die Schöpfung neuer ursprünglicher Begriffe in der bisherigen unmittelbaren Weise fortging, dem Geiste die Möglichkeit gegeben war, die Lautkörper, materielle und formale, freier zu benützen, Bedeutungen mit ihnen zu verknüpfen, Beziehungen in sie zu legen, welche ursprünglich nicht darin waren. Ein Stillstand war es, sofern die ursprünglich sprachschöpfende Kraft, nachdem auf einer Seite das unmittelbare Verhältniss zwischen Gedanke und Laut zerrissen war, jedenfalls an Energie verlor, so dass in dem Masse, in welchem die eine Seite cultivirt wurde, die andere zurücktrat. Ebenso aber auch: je mehr die geistige in der Sprachbildung wirksame Thätigkeit die Vermehrung des Schatzes von neuen Wurzeln einstellte, desto ausgiebiger vermehrte sie die Bedeutungen und Functionen der schon vorhandenen Formen, und umgekehrt, je weiter diese Differenziirung derselben Wurzel und desselben Beziehungselements zu verschiedenen Bedeutungen ging, desto weniger war auch das Bedürfniss von Neuschöpfungen vorhanden. Schliesslich — diess lässt sich *a*

priori als nothwendig aufstellen — musste einmal die neuschöpfende Thätigkeit ganz aufhören und nur noch die möglichst intensive Verwendung des Vorhandenen den Entwicklungsgang der Sprache bestimmen.

Bedeutung der Frage über den Zeitpunct des Aufhörens der Neuschöpfungen.

Die Annahme eines solchen Wendepuncts zum Stillstand im Neuschöpfen liegt stillschweigend dem Sprachgefühl jedes Einzelnen zu Grunde. Wir wissen, dass wir in einer Sprachperiode stehen, welche nichts absolut Neues mehr schafft, sondern nur Vorhandenes verwendet, ob nun dieses Vorhandene innerhalb der Sprachgrenze des eigenen Volks liegt oder aus einer fremden Sprache entlehnt ist. Es dürfte nun aber sehr der Mühe werth seyn die Forschung auf die Frage zu richten, ob nicht das Erlöschen dessen, was man schöpferische oder neubildende Kraft auf dem Gebiete der Sprache nennen kann, sich zeitlich genauer verfolgen lässt, insbesondre ob es nicht bestimmt werden kann in Beziehung auf den Zeitpunct der Sprachtrennung, oder was dasselbe ist, hinsichtlich des Verhältnisses der Einzelsprache zur gemeinsamen Ursprache. Es leuchtet ein, dass die Erforschung der Einzelsprache nur dann bis ins Einzelne gelingen kann, wenn man vorher principiell darüber im Reinen ist, ob auch auf dem Boden der Einzelsprache absolut neue Elemente geschaffen wurden oder nicht, oder welche sprachbildende Kraft überhaupt der Einzelsprache noch zuzuweisen ist. Ja man kann sagen, dass der ganze Apparat der Sprachforschung, die Wirksamkeit der Lautgesetze, die Gestaltung der vorauszusetzenden Urformen und in letzter Instanz auch die Sprachphilosophie ihre nähere Bestimmung erhalten werden, wenn es gelingt, die Grenzlinie zwischen origineller Production und blosser Anwendung von Gegebenem festzustellen. Die folgende Untersuchung wird sich nun mit dieser Frage beschäftigen. Dass sie auf dem heutigen Standpunct der Forschung nicht überflüssig ist, wird von Kundigen zugegeben werden. Schwieriger wird es seyn die Zustimmung zu der Methode ihrer Lösung zu erhalten. Wir werden sie nämlich nicht mit dem ganzen Apparat der Sprachvergleichung anwenden, in dessen Besitz wir

nicht sind, sondern nur von den zwei classischen Sprachen aus im Verhältniss zu der von der indogermanischen Sprachvergleichung präsumirten Ursprache. Allein wenn man auch nicht zugeben wollte, dass die von diesem Standpunct aus gefundenen Resultate allgemeine Gültigkeit für das Verhältniss der Einzelsprachen zur Sprachgemeinsamkeit überhaupt, in letzter Linie für die allgemeine Sprachentwicklung erhalten, so wird es doch seinen Werth haben, die Untersuchung mit einem Theil des indogermanischen Sprachgebiets zu beginnen.

Was heisst in der Geschichte der Sprache originelle Production oder Neubildung?

Ehe wir jedoch in die Einzeluntersuchung eingehen, müssen wir darüber ins Reine kommen, wie weit hinsichtlich der Sprache die Begriffe Schöpfung, originelle Production, Neubildung gehen.

Die Classen von Lautkörpern, welche als Producte der Sprachbildung betrachtet werden können, werden in der sprachwissenschaftlichen Terminologie genannt Wurzel, Stamm, flectirbares (declinir- und conjungirbares) Wort. Wie verhält sich nun der sprachbildende Geist bei jedem dieser Gebilde? In vollem Sinn kann der Begriff der Schöpfung nur angewandt werden auf die Wurzelschöpfung, d. h. auf jene oben besprochne unmittelbare Hervorbringung von Lautcomplexen als körperlichem Ausdruck eines bestimmten geistigen Vorgangs. Hier ist der Lautkörper ebenso neu wie die mit ihm ausgedrückte Bedeutung. Die beiden andern Arten, Stamm und Wort, sind nur Zusammensetzung aus schon vorhandenen Gebilden, aus Wurzeln. Neu ist also hier nur die Bedeutung, die man der an zweiter oder dritter Stelle antretenden Wurzel gibt, und neu die Art der Zusammensetzung; die zusammengesetzten Theile dagegen sind schon vorher da mit einer selbständigen Bedeutung. Indess schöpferisch und originell kann auch diese Art von Production noch genannt werden. Näher besteht das Wesen der Stammbildung darin, dass ursprünglich selbständige Wurzeln (Stammbildungselemente oder -suffixe) mit einer häufig wiederkehrenden Bedeutung an eine andere ursprüngliche mit Einzelbedeutung

versehene Wurzel antreten, um diese nach einer gewissen allgemeinen Kategorie näher zu bestimmen. Wenn ich die Wurzel *tar* als Stammbildungselement an die Wurzeln *da*, *pa* u. dergl. ansetze, so werden mit *datar*, *patar* erweiterte Lautkörper gebildet, welche die Begriffe 'geben', 'schützen' in die Kategorie des Thuenden bringen, 'Geber', 'Schützer', d. h. technisch ausgedrückt: *tar* ist das Stammbildungselement des *nomen agentis*. Dabei ist der Ausdruck 'Stamm' für das Product dieser Zusammensetzung gewählt im Hinblick auf das fertige flectirte Wort, also vom analysirenden Standpunkt aus; vom synthetischen aus könnte man es der Bedeutung nach Gattungswort ersten Grades, der Form nach als Wurzelcomplex ersten Grades bezeichnen. Das Wesen der Wortbildung besteht, wie schon oben gesagt, darin, dass gewisse ursprünglich selbständige Wurzeln einer gewissen Art, sog. Pronominalwurzeln zum Ausdruck constanter Beziehungen, in welchen ein Nomen und Verbum zu einander oder zu andern Nomina und Verba treten, d. h. zum Behuf der Declination und Conjugation als sogenannte Casus- und Personalsuffixe an einfache Wurzeln oder an Stämme sich ansetzen. Das sogenannte Wort ist also ein Wurzelcomplex oder Gattungswort zweiten Grades.

Eine Originalität der Production liegt ferner noch in der Benützung lautlicher, in der physischen Articulation bestehender Mittel zum Ausdruck bestimmter Gedankenbeziehungen, d. h. um die technischen Ausdrücke zu gebrauchen, in der Vocalsteigerung, Diphthongirung, Nasalirung, Reduplication. Das Originelle daran ist die Benützung der physischen Verstärkung des Lauts zu bestimmter geistiger Bedeutung.

Wenn wir die Wurzelschöpfung als primäre, die Stamm- und Wortbildung als secundäre Production erklären, so können wir nun auch noch eine tertiäre Art von Neubildung anerkennen, nämlich vom Standpunkt des einzelnen Sprechenden aus die bewusste Anwendung der Stamm- und Wortbildungselemente in ihrer ursprünglichen Form und Bedeutung. Wir

dürfen annehmen, dass so lange die Bildungsperiode der Stammbildungs- und Flexionselemente dauerte, das Bewusstseyn von ihrer Bedeutung als solcher gegenüber der Wurzel, beziehungsweise dem Stamm vorhanden war. Aber je mehr die Anwendung des Worts als eines Ganzen überwog, je mehr an die Stelle der einzelnen gesprochenen Wörter oder kleinerer Reihen von solchen die Rede als Zusammenhang grösserer Wortreihen trat, desto mehr wurde die Verwendung der Theile eine bloss traditionelle, die Stammbildungselemente insbesondere wuchsen zusammen und schliffen sich ab theils mit der Wurzel theils mit den Flexionssuffixen, an die Stelle der ursprünglichen Anwendung der Theile mit bestimmter Bedeutung trat die Befolgung einer formell und materiell weniger bestimmten Analogie. Eben hier machte sich der Einfluss des Betonungswechsels besonders geltend: je einheitlicher die Betonung wurde, desto mehr schritt ja jener formelle Abschleifungsprocess vor und verlor sich das Bewusstseyn der ursprünglichen präcisen Verwendung. Den Vorgang nun, in welchem der einzelne Sprechende die Bestandtheile der Wörter bei ihrer jedesmaligen Anwendung nach ihrer originellen Bedeutung wusste, das Wort gleichsam jedesmal neu bildete, können wir originell in tertiärer Weise nennen. Mit ihm schliesst sich aber die originelle Production auf formellem Gebiete ab und äussert sich die Originalität nur noch in der Zurechtmachung der vorhandenen Formen für die Bedürfnisse des geistigen Verkehrs, während sonst in formeller Beziehung nur noch lautliche Abschleifung, Nachbildung gegebener Muster d. h. Analogiebildung und Zusammensetzung mit fertigen Formen herrscht.

Wir haben im Vorstehenden die sprachliche Productivi- Die Aufgabe
tät besprochen sowohl hinsichtlich des Gebiets der Wurzel- der folgen- den Unter-
schöpfung als hinsichtlich der Stammbildung und Flexion, suchung als
d. h. sowohl hinsichtlich der Etymologie als der Formen- grammati- sche.
lehre. In der folgenden Untersuchung werden wir es aber nur mit Fragen der Formenlehre zu thun haben. Indess diese Beschränkung versteht sich von selbst. Es kann ja kein

Zweifel darüber seyn, dass die Wissenschaft der Etymologie, sowie sie jetzt auf die vergleichende Sprachwissenschaft basirt ist, sofern sie sich die Aufgabe stellt, die Wörter der verschiedenen Einzelsprachen auf gemeinsame Wurzeln und Stämme zurückzuführen, zur nothwendigen Voraussetzung die Annahme hat, dass auf dem Gebiet der Einzelsprache keine neue Wurzel mehr geschaffen wurde. Sobald diese Voraussetzung fiele, so wären bei den verschiedenen Wegen, auf welchen der lautliche Process sich von den Wörtern der Einzelsprache zu der Wurzel zurückverfolgen lässt, die Resultate vollständig problematisch. Bei jedem Worte könnte man, wenn nicht der feste Halt an andern Sprachen vorhanden wäre, zweifeln, ob es auf dem Boden der Einzelsprache erwachsen wäre oder nicht.

Nur éine etymologische Frage, welche aber gewöhnlich in den vergleichenden Grammatiken abgehandelt wird, die Etymologie der Zahlwörter, wollen wir hier berühren: sie wird das eben Gesagte lediglich bestätigen.

Unter den Zahlwörtern finden sich keine Neubildungen der Einzelsprachen.

Es ist bekannt, dass in den indogermanischen Sprachen die Zahlen 2—999 oder genauer gesagt 2—10, von welchen die übrigen Combinationen sind, auf gemeinsamen Wurzeln beruhen, dagegen die Zahlen 1 und 1000 in verschiedenen Sprachgruppen den Wurzeln nach auseinandergehn. Es scheint also die Vermuthung gegeben, dass hier nach der Sprachtrennung neue Wurzeln geschaffen wären. Allein diess bestätigt sich nicht, nur löst sich die Frage für beide in verschiedener Weise. Dass hinsichtlich der Zahl 1 das Auseinandergehen nicht darin liegen kann, dass dieselbe in der Zeit der Gemeinsamkeit keinen Ausdruck gefunden hätte, liegt auf der Hand: im Gegentheil war für diese Zahl eine Mehrheit von Bildungen vorhanden, wohl desshalb weil dieselbe nicht bloss statistisch, sondern häufiger als jede andere auch rhetorisch und emphatisch vorkommt; nach der Trennung sind nun die verschiedenen Zweige in der Verwendung der überkommenen Wörter für 1 ihre eigenen Wege gegangen und haben das eine für die Grundzahl, das andere für die abge-

leiteten und zusammengesetzten Begriffe verwandt. So entstanden die verschiedenen Stämme, welche die sprachvergleichende Grammatik herausstellt*) *eka-*, *aeva-*, *oivo-*, *oino-*, *inu-*, *vena-*, *aena-*, diese alle von Wurzel *i* mit verschiedenen Stammbildungselementen gebildet, daneben ferner *hen-* (ἑν-) ursprünglich *san sam*, wovon auch *simplex*, *singuli*. Dagegen für die verschiedenen Bezeichnungen für Tausend: χίλιοι (griech.), *mille* (lat.), *thúsandi*, *tukstandja*, *tysašta* (gothisch, slawisch, lithauisch und altbulgarisch), *sahásra* und *hazanra* (indisch und baktrisch-zendisch) lässt sich zwar nicht die Etymologie mit Sicherheit bestimmen, aber wenigstens soviel sagen, dass sie nicht neue, unmittelbare Wurzelschöpfungen sind, sondern verschiedene Combinationen vorher vorhandener Wurzeln, verwendet zu umschreibender Bezeichnung des nach der Trennung dem rechnenden Gedanken neu sich erschliessenden Tausendbegriffs.

Auf dem Gebiete der Grammatik theilt sich der Stoff der Sprachgebilde ein in die Stammbildungs- und in die Flexionselemente, und es kommen dieselben in Betracht theils an und für sich, theils hinsichtlich ihres Ansatzes an einander, nämlich der Flexionselemente an die Stämme oder, wenn die Stämme noch auf der Stufe der einzelnen Wurzeln stehn, an diese, und der Stammelemente an die Wurzel. Bei der grammatischen Erklärung des Wortes μάντις z. B. kommt also in Betracht die Constatirung des Stammbildungselements τι, dessen Ansatz an Wurzel μαν, die Constatirung des Nominativsuffixes (Flexionselements) -ς und sein Ansatz an den Stamm μαντι. Bei Wurzelwörtern wie *vox* handelt es sich um Constatirung des Flexionselements, im Nominativ *-s*, und dessen Verbindung mit dem Wurzelauslaut. Auf Grundlage solcher Analyse der Wörter haben wir nun vom Gesichts-

Uebersicht über die hieher bezüglichen grammatischen Fragen.

*) Vgl. Bopp, Vergl. Gr. 2, 55ff. Schleicher, Compendium der vergl. Gramm. S. 494 f.

punct der sprachlichen Production aus folgende Fragen zu untersuchen:

1) Lassen sich neue Stammbildungs- oder Flexionselemente im Nominal- und Verbalgebiet im Griechischen oder Lateinischen nachweisen, aus welchen auf das Fortgehen einer originellen Production auf diesem Gebiet innerhalb der Einzelsprache geschlossen werden könnte?

2) Geschah der Ansatz dieser Elemente auf dem Gebiete der Einzelsprache so, dass zu ersehen wäre, man habe innerhalb der Einzelsprache noch gewusst, was eine Wurzel, ein Stamm, ein Stammbildungselement sey und bedeute?

Endlich, je nachdem die Antwort auf diese Fragen negativ lautet:

3) Wie ist positiv das etwaige Neue in der Wortbildung innerhalb der Einzelsprache zu denken?

Der Bestand der Flexionselemente.

Am leichtesten beantwortet sich von diesen Fragen die nach dem Bestand der Flexionselemente, der Casus- und Personalsuffixe der Declination und Conjugation.

Was die Casussuffixe betrifft, so ist wiederum die erklärte oder stillschweigende Voraussetzung der vergleichenden Sprachforschung, dass die Einzelsprachen gegenüber dem ursprünglichen Bestand nicht eine Bereicherung, sondern nur eine Verminderung zeigen. Von den in den classischen Sprachen als lebendige Casus üblichen Formen ist diess ganz sicher; aber auch die adverbialen griechischen Endungen θα, θε(ν), θι, δις, δε und was sonst im Griechischen und Lateinischen an solchen Suffixen vorhanden ist, sucht man von dieser Voraussetzung aus auf ursprünglich gemeinsam vorhandene Casus zu reduciren, und wenn bis jetzt auch die Erklärung noch lange nicht überall zu befriedigenden Resultaten gelangt ist, so ändert diess am Princip Nichts. Es erscheinen also die betreffenden Formen der Einzelsprache in

ihrer Besonderheit nur als durch lautlichen Process von éiner Urform aus entstanden.

Nicht anders verhält es sich mit den Personalendungen der Verbalflexion. Auch für die schwieriger zu erklärenden Formen der Einzelsprachen, wie für manche Formen des Imperativs, sowie für das Sigma in den griechischen Medialendungen *σϑε*, *σϑον*, *σϑην*, *σϑω*, *σϑων* wird eine lautliche Erklärung nur von einer ursprünglich gemeinsamen Grundform aus gesucht.

Ferner die Modusbildung erscheint nicht minder als eine solche, die ursprünglich gemeinsam war und in den einzelnen Sprachen nur dadurch eine besondere wurde, dass von den ursprünglich vorhandenen Modusformen die eine Sprache diese, die andre jene anwandte oder fallen liess oder eine ursprünglich gegebene Analogie in der oder jener Richtung durchführte. Im Griechischen sind Conjunctiv und Optativ die ursprünglichen ächten für diese Begriffsverhältnisse geschaffenen Formen, im Lateinischen ist der ächte Optativ als Conjunctiv der ersten und als Futur der dritten und vierten Conjugation verwandt, der ächte Conjunctiv als solcher in der zweiten, dritten und vierten erhalten. Eine Neuschöpfung ist auch hier nicht vorhanden. **Modusbildung.**

Aber nicht bloss die Fähigkeit zu origineller Production höherer, primärer oder secundärer Art, schliessen wir von diesen Formen für die Zeit nach der Trennung aus, sondern auch die Annahme des mindesten Grades origineller Bildung, die bewusste Anwendung der Flexionselemente. Es genügt in dieser Beziehung darauf hinzuweisen, dass die Flexionsendungen schon in ziemlich abgeschliffenem Zustand in die Einzelsprachen übergegangen sind: je abgeschliffener aber die Form, desto weniger ist ein Bewusstseyn von Wesen und Bedeutung möglich. Ist aber diess der Fall, so kann man in den geschichtlich vorhandnen Zweigen des indogermanischen Stamms vom Standpunkt ihres Gebrauchs aus überhaupt nicht mehr von Casus- und Personalsuffixen reden, sondern nur noch von Wortendungen. **Bewusste oder unbewusste Anwendung der Flexionselemente.**

Stammbildungselemente.

Weniger summarisch können wir die Frage nach der neubildenden Fähigkeit der Einzelsprachen hinsichtlich der Stammbildung abmachen. Zwar dass Stammbildungselemente als Wurzeln neu geschaffen worden wären, davon kann allerdings nach dem Obigen von vorn herein keine Rede seyn. Die Elemente, welche in den einzelnen Sprachen als Ansätze an die Wurzel sich herausstellen lassen und sich reduciren auf ein ursprüngliches *a*, *i*, *u*, *ja*, *na*, *ni*, *nu*, *ka*, *ma*, *ta*, *as* u. s. f. oder die Combinationen derselben wie *ana*, *mana* u. dgl. sind ja bloss Anwendung schon vorher in eigenthümlicher Bedeutung vorhandener Lautkörper nur in einer neuen besondern Function, und wenn auch das Bestreben, neue solche Elemente herauszustellen, noch lange nicht zu seinem Ziel gekommen, sondern eine ebenso unbegrenzte und in vieler Hinsicht problematische Aufgabe ist wie überhaupt die Aufgabe der Etymologie, der sie eigentlich zugehört, so gilt es doch als sichere Voraussetzung, dass man die Stammbildungselemente ihrer Wurzel und Grundbedeutung nach herausstellen könne durch Reducirung auf anderweitig auch in ähnlicher Function vorhandene Wurzeln. Allein ob nun solche nach der Sprachtrennung noch in origineller Weise zu Stammbildungen ausgewählt und so zu sagen degradirt oder überhaupt mit Bewusstseyn angewandt wurden, das sind Fragen, welche noch controvers sind, zugleich aber für die genetische Erklärung der geschichtlich vorhandnen Sprachformen grosse Wichtigkeit haben. So weit wir sehen, sind bisher diese Fragen immer nur gelegentlich besprochen oder ist die Lösung im einen oder andern Sinn vorausgesetzt worden ohne ausdrückliche principielle Untersuchung. Auf eine solche soll nun im Folgenden eingegangen werden.

Eine principielle Entscheidung könnte man eigentlich schon in dem finden, was oben über die Flexionsendungen gesagt wurde. Wenn es richtig ist, dass die Casus- und Personalsuffixe nicht mehr als solche in ihrer formellen und materiellen Integrität mit Bewusstseyn angewandt wurden, sondern nur noch als Wortendungen, als der je nach den

Beziehungen, in denen das Wort angewandt wird, wechselnde Theil desselben, so muss diess auch für die Stammbildungselemente, welche zwischen Wurzel und Flexionssuffix stehen, gelten. Denn es ist doch kaum zu begreifen, wie die Integrität des Stamms noch dem Bewusstseyn zu Gebot stehen soll, wenn in so zahlreichen Fällen die Stammendung sich mit dem Suffix zur allgemeinen Form der Wortendung verschmolzen und bereits einen lautlichen Process durchgemacht hat. Dieses Argument ist in der That bis zu einem gewissen Grad berechtigt aber noch nicht entscheidend; denn da neben den lautlich verschwommenen Stammbildungselementen andre in ihrer Integrität erhalten sind und sich noch deutlich sowohl von der Wurzel als von der Personalendung abscheiden, wie in *μάντις* das *τι* von *μαν-* und *-ς*, so wäre es ja möglich, dass an diesen Beispielen das Bewusstseyn sich erhalten hätte. Schon desshalb ist es nöthig eine Einzeluntersuchung vorzunehmen und zu diesem Behuf alle diejenigen Formen zu prüfen, welche als der Einzelsprache eigenthümlich erscheinen. Dabei wird es sich überall darum handeln nachzuweisen, dass die Erklärung der scheinbaren Besonderheit sich durch Zurückführung auf schon in der Urzeit vorhandene Bildungen vermittelst lautlichen Processes oder einfacher Analogie befriedigender ist als die Erklärung derselben als wirklicher Neubildungen der Einzelsprache. Aus der Uebereinstimmung der Detailfragen wird sich dann ein allgemeines negativ und positiv gültiges Resultat ergeben. Der zweckmässigste Weg der Untersuchung aber wird der seyn, dass wir so zu sagen von der Peripherie aus dem Centrum zugehen, d. h. mit den Formen beginnen, welche fortwährend neue Begriffe in ihren Bereich ziehen durch alle Perioden einer Sprache hindurch. Dem Centrum zu liegen dann die Formen, deren Bildung zwar in vorhistorischer Zeit abgeschlossen erscheint, aber doch erst auf dem Boden der Einzelsprache vor sich gegangen seyn könnte.

Als Formen der ersten Art, die wir perennirende Bildungen nennen können, treten uns schon aus jeder Schulgram- **Perennirende Bildungen.**

matik entgegen die Deminutive, Frequentative, Desiderative, Inchoative, Imitative. Sie finden sich sowohl auf dem Nominal- als dem Verbalgebiet, aber auf dem letztern in einer vom erstern abgeleiteten Weise, als sogenannte Denominative. Analysiren wir zuerst diese, als die in der äussersten Peripherie liegenden.

Im Griechischen haben wir solche auf *-αζω*, *-ιζω* (und *εζω*), *-οζω*, *-αινω*, *-εινω*, *-ινω*, *-υνω*, *-αιρω*, *-ειρω*, *-υρω*, *-αλλω*, *-ελλω*, *-ιλλω*, *-ολλω*, *-υλλω*, *-ιαω*, *-σειω*, *-σκω*, *-τω*; mit ihnen sind zusammenzunehmen einfachere Bildungen auf *-αω -εω -οω -ιω -αιω -ειω -οιω -υω- ευω* als ebenfalls fortwährend dem augenblicklichen Bedürfniss gemäss geschaffen. Im Lateinischen entsprechen ihnen die auf *-isso*, *-turio* oder *-surio*, *-ico*, *-igo*, *-to -so -tilo -sito -ito -illo -sco* und die einfacheren Bildungen *-(a)o*, *-eo*, *-io* und wie es scheint, seiner Zeit auch *oo*, erkennbar in dem von G. Curtius (in *Symbola philol. Bonnensium*, S. 269 ff.) als Participium herausgestellten *aegrotus**). Die damit gebildeten Verba sind theils in der gewöhnlichen Sprache der Literatur oder Conversation in Curs gekommen, theils dienen sie wie *φιλιππίζω* (*Demosth.* 18, 176), *ἐξαπατύλλω* (*Aristoph. Acharn.* 657. *eq.*

---

*) Für die Erklärung aller dieser Denominative hat Bopp's Auseinandersetzung, Vgl. Gramm. §§. 732—777 die Grundlage gegeben. Eine rationelle Aufzählung der griechischen findet sich bei Kühner, ausf. Gramm. 2. Aufl. S. 694—98. Den Denominativen zähle ich bei solche wie *μυκάομαι*, *μηκάομαι*, *ἀλαλάζω*, *ἐλελίζω*, die man sonst nicht als solche bezeichnet. Indem sie nämlich bedeuten '*μη*, *μυ*, *αλαλ*, *ελιλ* machen', sind in ihnen diese Rufwörter in Nominalfunction. Für die lateinischen *-turio*, *-surio* liegt die Ableitung vom Partic. fut. act. vor Augen, ebenso für die Deminutive auf *-illo -ico* die von *-illus -icus* (vgl. Schwabe, *de deminutivis graecis et latinis*, Giessen 1859). Von solchen auf *-ico* wie *judicare* und denen auf *-igo* (*mitigare*, *remigare*, *purgare* u. s. w.) hat die zu Grunde liegenden Nominalstämme Corssen, Beitr. zur lat. Formenl. S. 76 f. besprochen. Bei den Frequentativen *dictare*, *cursare* ist die formelle Ableitung von einem Stamm *dicto- curso-* ausser Zweifel. Die Bedeutung ist wohl: 'ein Gesagtes, ein Gelaufenes machen'; *-tito* in *dictito* ist nachdrückliche Wiederholung des *-to*; *-ito* in *rogito* ist weniger leicht von St. *rogato-* abzuleiten als von dem als Träger der Grundbedeutung anzusehenden *rog-* und *-to*, die durch einen Bindevocal verbunden sind.

1144), *cornicari* (*Persius sat.* 5, 12) einer gesuchteren Ausdrucksweise zu einmaligem Gebrauch für die Zwecke einer kurzen schlagenden oder komischen Rede. Mit der formellen Bildung derselben verhält es sich folgendermassen: es darf als ziemlich feststehend angenommen werden, dass mit Ausnahme von *-sco* die sämmtlichen Denominative gebildet sind mittelst des Stammbildungselements *ja* oder mittelst *aja* als Combination dieses *ja* mit dem primären Stammbildungselement *a* (vgl. Schleicher Compendium der vergl. Gramm. S. 351 ff.); zweifelhaft ist nur, ob die lateinischen auf *-(a)o* ebenfalls durch ein *ajami* hindurchgegangen, oder ob sich das *o* bei diesen einfach an den Stammauslaut *-a* ansetzte, ferner ob bei den griechischen auf *-ιω*, *-υω*, *-ευω*, lateinisch *-uo*, das *ω* oder *o* sich an den Stammauslaut *ι*, *ευ* oder *u* unmittelbar ansetzte, oder ob z. B. bei *βασιλεύω* ein Durchgang durch *βασιλεύjω* anzunehmen ist, (vgl. Corssen, Ausspr., Vocalism. u. Betonung der lat. Sprache. 2. Aufl. 732—36), endlich ob die griechischen auf *αζω*, *ιζω* (*εζω*), *οζω* ursprünglich aus *-ajami* oder aus Dentalstämmen mit *jω* hervorgegangen sind (Curtius Etym. 3. Aufl. 573. Studien zur griech. u. lat. Gramm. III. 1, 188 ff.)*). Wie dem auch sey, weder in dem *-ιω* oder *-io* noch in dem einfachen *-ω* oder *-o* ist ein neues Stammbildungselement gegeben, sondern eines, das weit zurückgeht in die Zeit der Gemeinsamkeit. Es sind also derartige denominative Bildungen herübergenommen worden von der Urzeit in die Einzelsprache, und wenn demnach ein vorauszusetzendes *μελανjω* allerdings zeigt, dass in *μελαν* der Stamm als solcher das erste Glied der Zusammensetzung bildete, so ist doch kein Grund anzunehmen, dass diese specielle Bildung selbst erst auf griechischem Boden entstand oder

*) Zu den Denominativen, welche mit *io* = ursprünglich *ja* gebildet sind, rechne ich auch die auf *-esso* mit der Flexion *-ivi*, *-itum*, wie *capesso*, *facesso*, indem ich sie erkläre als entstanden aus *capientio*, *facientio*. Ueber die Möglichkeit von *enti-* zu *ess-* vgl. die Analogie *Suessa* aus *Suentia* bei Corssen, Beitr. S. 479 f. Diesen nach ist dann ein *accesso* gebildet von *accedo*. Im Griechischen liegt derselbe lautliche Vorgang vor in *χαριεντ-ια* zu *χαρίεσσα*.

dass nicht wenigstens eine traditionelle Analogie von Wörtern auf Stammauslaut *αν-* vorlag. Weiterhin aber, wenn wir neben einander stellen *μελαίνω* und *λευκαίνω* von St. *μελαν* und St. *λευκο*, *βασιλεύω* und *ἀγορεύω* von *βασιλευ-* und *ἀγορα-*, *ἡδύνω* und *καλλύνω* von *ἡδυ-* und *κάλλος*, *ἐλπίζω* und *τειχίζω* von *ἐλπιδ-* und *τειχος* oder *τειχες*, so sehen wir, dass nachdem einmal das ursprüngliche *-jami* verwischt war, man dazu kam, überhaupt weder mit Stamm als solchem noch mit *jω* oder *io* zu operiren, sondern nur noch einerseits mit einem ersten Bestandtheil des Worts, der die Grundbedeutung enthielt und mit einer Endung, welche an die Stelle der Casusendungen trat und ausgewählt wurde aus analogen Endungen, in welchen das *jω* zusammengeschmolzen war mit dem wirklich dem Wort zugehörigen Stammauslaut.

Unter den Denominativen nehmen, wie oben gesagt, die auf *-σκω*, *sco* (*ἡβάσκω*, *puerasco*) eine Ausnahmestellung ein, sofern sie den Bildungen mit *-jω* der Form und Bedeutung nach eigenthümlich gegenüber stehen. Bei ihnen hat sich nämlich die ursprüngliche Inchoativbedeutung klar erhalten, während in den andern die Bedeutung der Wurzel *ja* 'gehen' nur noch vag zu erkennen ist. Allein auch sie sind nicht originell, sofern sie wie die auf *-jω* ihre Parallele in von der Wurzel aus gebildeten Präsensstämmen haben, welche von der Zeit der Gemeinsamkeit herstammen, wie *γιγνώσκω*, *nosco*. In solch secundärer Weise werden sie übrigens nicht nur denominativ verwandt, sondern es wird *-sco* auch an einfachere Verbalstämme angehängt, wie in *obdormi-sco*. Die Erhaltung der ursprünglichen Bedeutung rührt daher, dass schon die Wurzel *sak* (lat. *sequi*), von welcher dieses Element herstammt, eine viel bestimmtere Bedeutung hat. Ausserdem hat der festere Lautkörper auch der materiellen Verwendung mehr Halt gegeben. Ferner hatte die Wahrung von Form und Bedeutung zur Folge, dass dieses Element Selbständigkeit genug erhielt, um in einzelnen Tempora, wie im Imperfect und Aorist, zur Modificirung der Bedeutung in inchoativem Sinn an die Stelle der einfachen Endung zu treten: *ἔχεσκον*,

ἐλάσασκον. Wir haben also hier wiederum nur die Analogie einer der Zeit der Gemeinsamkeit angehörigen Originalbildung. — Bei solch secundärer denominativer Verwendung wird *-sco (ira-scor, albe-sco, obdormi-sco)* zunächst an den ächten Stammauslaut angehängt; allein auch hier bildet sich, weil eben das Bewusstseyn des Stamms nicht mehr vorhanden ist, aus den Stammauslauten *a, e, i* zusammen mit *sco* eine einheitliche Endung *-asco, -esco, -isco*, die willkührlich angehängt wird *(puerasco, maturesco, gemisco)*.

Nach den oben besprochnen Analogieen von *μελαίνω* und *λευκαίνω, ἡδύνω* und *καλλύνω* wird man diese Erklärung gerechtfertigt finden gegenüber dem von Corssen, Beiträge S. 36 f. angenommenen vorherigen Durchgang durch Denominative *(irare, puerare, maturere* u. dgl.).

Von den Verbalstämmen werden wir also durch den **Nominalstämme.** denominativen Charakter, den sie durchgängig haben, zurückverwiesen auf die Nominalstämme. Auf der Peripherie liegen hier die Deminutive*). Wir finden in historischer Zeit meist complicirte Deminutivendungen, und zwar je später desto complicirter, *-αλλος, -ελλος, -υλλος, -ollus, -ellus, -illus, -ullus, -ullulus, -ινος, -ιδιος, -αδιον, -αριον, -υλλιδιον, -ισκος, -ισκιδιος, -ισκαριος, -αφος, -ιφος, -αφιος, -inus -culus, -cillus, -xillus, -aster* u. dgl. Sie alle aber gehen zurück auf auch in andern Sprachen nachzuweisende und desshalb als ursprünglich anzunehmende primäre Elemente *-ka, -la, -ja, -na* (?), welche dann lautlich verändert und mit sich selbst oder unter einander zusammengesetzt werden, wie wir ja auch das Frequentativelement *-to* mit sich selbst zusammengesetzt fanden in *-tito*. In *-aster* von *puraster, Antoniaster, philosophaster* (vgl. Schwabe S. 71 f.) haben wir offenbar das Comparativsuffix ursprünglich *-tara*, wie in *magister, minister*. Wenn nun aber dieses letztere Deminutiv sich erst spät in der Literatur zeigt, so beweist dies nicht, dass noch in später Zeit eine so weite Anwendung dieses Comparativsuffixes möglich war, son-

*) Vgl. Schwabe, *de deminutivis graecis et latinis*. Giessen 1859.

dern wir haben hier sicher eine Bildung, welche im Volksmunde seit unvordenklichen Zeiten bestand, und nur erst spät in zufälliger Weise in die Literatur eindrang*). Ferner Zusammensetzungen mit *-ιδιον*, *-αδιον*, *-αριον* zeigen wieder deutlich, wie in historischen Zeiten Formbildungen gemacht werden. In ihnen ist deminutiv nur das Suffix *-ιο*; dies hängt sich in Wörtern wie *θυρίς*, *θυρίδος* an *θυριδ-* an zu *θυρίδιον*, bei anderen an Stammauslaut *αδ-* zu *αδιον*. Indem man nun innerhalb des Worts eben nur mehr unterschied einen ersten und zweiten Theil, ohne von der organischen Zusammensetzung der Theile des Worts ein Bewusstseyn zu haben, wird bei analogen neuen Formationen in dem zu Grunde liegenden Beispiel *θυρίδιον* getrennt: *θυρ-* und *ιδιον*, und *-ιδιον* als Suffix in *ἑταιρίδιον* angewandt, ohne dass hier auf *ἑταιρίς* zurückzugehen wäre. Aehnlich ist es bei den lateinischen auf *-xillus* gegangen: das durch lautliche Erweiterung aus *-lus* entstandene *-illus* ist in irgend einem bestimmten oder auch in mehreren Fällen an einen assibilirten Guttural angetreten; das so entstandene *-xillus* wird als wechselnde Endung behandelt und weiterhin vorzugsweise bei Wörtern mit Gutturalen verwendet, auch wo von Assibilation keine Rede ist. Man braucht also nicht bei allen solchen Fällen einen etymologischen Anlass zur Assibilation zu suchen. Es ist aber auch bei den relativ einfacheren Bildungen wie *θυρίδιον* nicht in strengem Sinn zu sagen, dass der Theil des Worts, an welchen das Suffix *-ιον* antrat, mit Bewusstseyn als Stamm aufgefasst wurde, sondern der Grieche, der ein solches Deminutiv in historischer Zeit gestaltete, sah darin nur den Bestandtheil des Worts, welcher durch die meisten Casus hindurch den wechselnden Casusendungen gegenüberstand, oder er sah, wie ein *-ιον* bei schon vorhandenen Deminutiv-

*) So scheint es im Griechischen mit dem Deminutivsuffix *-καλος* = lat. *culus* gegangen zu seyn, das Curtius Stud. I, 1, p. 59—61 in vereinzelten Exemplaren (*γραύκαλος*, *ὀβρίκαλον* u. a.) nachgewiesen hat.

wörtern sich da ansetzte, wo das Zeichen des Genitivs -*ος*, des Dativs -*ι* stand, und bildete demnach sein *θυρίδιον*. — Die primären deminutiven Elemente nun lassen sich, wie Schwabe gezeigt hat, als ungeformte einfache oder combinirte Pronominalwurzeln constatiren: mag es auch eine Unmöglichkeit seyn, mit den Mitteln, welche die bei ihrer Erforschung zu vergleichenden Sprachen in ihrer historischen Gestaltung d. h. in ihrem lautlich verwitterten Zustand an die Hand geben, alle mit Sicherheit herauszustellen und zu erklären, so ist doch, sobald wir auf ungeformte Elemente zurückverwiesen sind, die Grenze der Einzelsprache bereits nach rückwärts überschritten und der Zeitpunct vor der Trennung erreicht.

Es gibt nun aber eine Anzahl von Nominalsuffixen, welche anderer Art sind, nämlich aus Verbalwurzeln geformt. Nachdem Bopp (Vgl. Gram. III. S. 193 f.) in dem indogermanischen Suffix *-tar (datar, δωτήρ, dator)* und in den lateinischen *-cer* und *-culus**) *(alacer, baculus)* solche nachgewiesen, hat Corssen Beitr. S. 104 f. 350 Ausspr. I² 567 f. II² 68 f. (vgl. auch das Register zu Ausspr. II² unter Nominalsuffixe), diese Classe auf lateinischem Boden weiter verfolgt. Er nimmt ausser den oben genannten *-tor* nebst *-turus*, *-tulus* von Wurzel *tar* (vollbringen) und *-cer* nebst *-culus*, *-clus* von Wurzel *kar (creare)* noch weiter an *-ber -bilis -bulus* von W. *bhar (fero)*, *-bus* von W. *bhu (fuo)*, *-dus -do* (in *dulcedo)* von W. *dha* (*τίθημι*)**). Dass diese Suffixe sich wesentlich unterscheiden von den ungeformten Pronominalwurzeln, liegt auf der Hand. Die letztern sind zu einer Zeit neu angewandt worden, in welcher die Casusendungen noch nicht bestanden, jene *-tor*, *-cer* u. s. w. wurden von Anfang an mit Casusendungen angesetzt. Ferner die

*) Dieses -*culus* ist wohl zu unterscheiden von der obengenannten Combination der zwei Deminutiven -*ka* und -*la* in *monticulus* u. dgl.

**) Diese Annahmen sind nicht unbestritten. Schleicher Comp. S. 396 f. stimmt dem Princip dieser Bildungen zu, wenn er auch nicht alle annimmt.

Elemente *a, i, u, ja, ta, ka, ma, va* sind in ihren Bedeutungen von Hause aus vager, ein *-tor, -cer* ist noch in historischen Zeiten von bestimmterer Bedeutung*).

Corssen bestimmt sie Ausspr. I² S. 568 als „von prädicativen Wurzeln gebildete Nominalformen, welche sich erst durch blossen Tonanschluss den vorhergehenden Wörtern anschlossen, dann mit diesen zu Compositen verwuchsen und endlich, indem jedes Bewusstseyn davon, dass sie einst selbständige Wörter waren, in der weitern Sprachbildung verloren ging, als blosse Lautauswüchse oder Lauttriebe der Wortwurzel oder des Wortstamms galten". Die mit diesen Suffixen zusammengesetzten Wörter sind in der That Composita**) und fallen hinsichtlich des Princips der Zusammensetzung unter die unten zu besprechenden Gesichtspuncte, welche für die Kategorie der Wortzusammensetzung gelten. Hinsichtlich der Formation der Suffixe selbst aber gilt Folgendes: ein Theil derselben, wie *-tor, -ber, -dus* ist durch Parallelen in anderen Sprachen als ursprünglich erwiesen. Andererseits aber zeigen Wörter, welche dieser Classe vollständig parallel sind, aber den jüngern Ursprung in der Einzelsprache ganz deutlich an der Stirne tragen, wie *veri-dicus, magni-ficus, bene-volus,* auch *beni-gnus, indi-gena* (diese beiden von *geno* = *gigno* vgl. Corssen krit. Nachträge S. 123. Ausspr. II² 319. 577), *prod-igus* (von *ago,* Corssen Beitr. S. 74 f.), dass diese Art der Bildung in der Einzelsprache fortging. Allein originell kann man sie hier nicht nennen; sie besteht einfach in dem Ansatz der einen oder andern Adjectivendung *-us* oder *-is* an den zur Bildung des zweiten Glieds verwendeten Verbal- oder vielmehr Präsensstamm. Dafür hat man die einfachsten Parallelen in den

*) Gerade die bestimmte Bedeutung des in historischer Zeit so vielfach zu neuen Nachbildungen verwandten *-tor* als Suffix des *Nomen agentis* spricht auch für die Erklärung desselben als aus einer Verbalwurzel entstanden und nicht aus *-ta* und *-ra* zusammengesetzt.

**) Als solche hat sie auch Pott, Etymol. Forschungen 2. Aufl. S. 487 erkannt.

Beispielen *condus* und *promus* von *condere* und *promere*. Es ist dieselbe sprachliche Operation wie wenn etwa nach dem Beispiel eines überlieferten *dator* ein *orator* gebildet wird, oder nach dem Beispiel von Geber zu geben ein Gräber zu graben oder irgend ein derartiges *Nomen agentis*, wie sie im täglichen Gebrauch der Sprache neu entstehen.

Für die Annahme solcher Bildungen aber gibt es eine Grenze, die in der Natur der Sache liegt. Solche Suffixe können nur neugebildet werden von Verben, die in der betreffenden Einzelsprache selbst noch in lebendigem Gebrauch und entsprechender Bedeutung vorkommen. Also in dem Fall von Suffix *-tor*, das durch seine Bedeutung und Verwendung vermuthen lässt, dass es von einem Verbalstamme herkomme, müsste, wenn es nicht durch so sichere Parallelen, wie sie hier vorliegen, als der Ursprache angehörig nachzuweisen wäre, da ein Verbum von Wurzel *tar* im Lateinischen nicht vorkommt, entweder sein Ursprung erst noch auf dem Boden der Ursprache gesucht oder, wenn man darauf verzichten wollte, jene Vermuthung bei Seite gelegt werden. Oder, wenn man annehmen würde, das Suffix *-dus* sey nicht, wie wir oben sagten, ursprünglich, sondern specifisch lateinisch, so dürfte man nicht sagen, es sey abgeleitet von Wurzel *dha* setzen, weil W. *dha* zwar im griechischen *τίθημι* sich nachweisen lässt, nicht aber in irgend einem lateinischen Verbum, man müsste es vielmehr ableiten von *dare*. Wir legen auf diese These ganz besonderes Gewicht; sie wird uns bei Besprechung der Verbalformen sofort wieder begegnen.

Von den Nominalstämmen gehen wir weiter zurück zu den einfacheren Verbalstämmen oder, da der reine Verbalstamm auf dem Standpunct der Einzelsprache eine blosse Abstraction ist, zu den Stämmen, in welche sich die Verbalbildung gliedert, den Tempusstämmen. Die Tempusstämme.

Wir schicken die Grundlagen voraus, die wir als allgemein zugegeben annehmen dürfen. In der Periode der originellen Sprachbildung ist für jedes Zeitverhältniss, in welchem ein Verbalbegriff besonders ausgedrückt werden soll,

ein besonderer Stamm gebildet worden, theils in der Art, dass für das eine oder andere Tempus die Wurzel zugleich als Stamm diente, theils so, dass mancherlei Verstärkungen der Wurzel durch Verdopplung (Reduplication), Vocalsteigerung, Einsatz eines Nasals, Zusatz anderer Wurzeln, endlich Zusammensetzung zwischen Verbalstamm und geformten Tempusbildungen stattfanden. Es fragt sich auch hier: Sind nach der Sprachbildung noch neue einfache oder zusammengesetzte Tempusstämme geschaffen worden?

Um diese Frage zu beantworten müssen wir die verschiedenen Tempora durchmustern.

Das Präsens. Wir beginnen mit demjenigen, welches schon durch die Manchfaltigkeit seiner Bildungen zeigt, dass es die bedeutendste Rolle in der Sprache spielt, mit dem Präsens, das wir vom Standpunct des historischen Sprachgebrauchs aus einfach ohne weitere Unterscheidung als den Ausdruck für die Gegenwart kennen, das aber, was eben die Manchfaltigkeit der Bildungen für die Bildungszeit nothwendig macht anzunehmen, ursprünglich diesen Begriff in verschiedenen Modificationen enthielt. Die indische Grammatik hat 10 verschiedene Präsensbildungen ausgeschieden und damit den Weg auch für die Erkenntniss der griechischen und lateinischen Tempusbildung gewiesen. Aber die 10 Classen sind nicht erschöpfend und geben nicht die reinen genetischen Verhältnisse wieder, so dass sich die vergleichende Grammatik davon emancipirt hat. Wir halten daher uns dieser folgend an diejenige Ordnung, welche sich aus der Entstehungsgeschichte der einzelnen Formen ergibt. Als ursprünglich erweisen sich nun unzweifelhaft die folgenden Bildungen:

1. von der reinen Wurzel, z. B. von W. *as*, Sanskrit *as-mi*, griech. *εἰ-μί*, lat. *s-u-m*.

2. von der Wurzel mit angesetztem sog. thematischem Vocal (vgl. Curtius Chronologie der indogerm. Sprachforschung S. 224) urspr. *a*, griech. *ω*, lat. *o*, z. B. W. *bhar*, Sanskrit *bhara-mi*, griech. *φέρω*, lat. *fero*.

3. von der durch Vocalsteigerung verstärkten Wurzel, W. *dik daika-mi, λιπ λείπω dic dico.*

4. von der durch Reduplication verstärkten Wurzel, z. B. W. *da dada-mi, δίδω-μι,* W. *gen gigno.*

5. von der durch An- oder Einsatz von *na, nu, ana, n* vermehrten Wurzel*), z. B. W. *jug ju-na-g'mi, ζεύγνυ-μι, ju-n-go.*

6. von der durch Ansatz von *ja* vermehrten Wurzel, z. B. *svid-ja-mi, ἰδ-ίω, cap-io***).

7. von der durch Antritt von *ska* vermehrten Wurzel, z. B. *gak'k'hami, βάσκω, nascor.* (Comp. S. 783. 788.)

Ferner nimmt nun Schleicher eine griechisch-lateinische Sonderbildung an, mit Ansatz von *τω to* an die Wurzel, z. B. *τύπ-τω, plec-to,* wobei er es jedoch zweifelhaft lässt, ob hier nicht ein ursprüngliches *ta* anzunehmen sey, das eben zufällig bei den übrigen verloren gegangen wäre, und endlich statuirt er (Comp. S. 783) eine griechische Bildung mit Ansatz von *-θω,* das er mit Pott, etym. Forschungen, 1. Aufl. 2, 690 und Curtius, Temp. und Modi S. 87 als entstanden aus Wurzel *dha, θε (τίθημι)* fasst, so *πλήθω,* und das homerische *ἔσθω,* das dann durch weitere Vermehrung mit *jω* zu *ἐσθίω* wurde. Die Bedeutung dieses *θε* wäre 'thun'. Als Analogie wird angeführt das sanskritische *çrad-dadhami* 'ich glaube'.

Was nun zuerst dieses *θω* betrifft, so zeigt die Constatirung seines Gebrauchs im Griechischen, dass es ganz analog dem *-σκω* ist. Theils nämlich kommt es vor in primärer Weise, wie *βά-σκω,* so *πλή-θω, πρή-θω, ἔσ-θω,* theils in secundärer, wie in dem homerischen *βιβάσθω* von *βιβάζω, φθινύθω* von *φθινύω* und noch mehr in den von den attischen Dichtern dem Homer nachgebildeten *ἀλκάθω, ἀμυνάθω.* Dieses Element *-θω* ist ferner bei Homer ein

*) Ich habe diese Bezeichnung gewählt mit Rücksicht auf Curtius, Chronol. S. 227. Schleicher, Comp. 764—6.

**) Es ist bekannt, in welch manchfachen Modificationen dieses *ja* infolge der Wandlungen des Lautes *j* vorkommt.

bewegliches; denn es ist in Formen wie ἠγερέθονται (*Γ* 231), ἠγερέθοντο (*B* 304 *β* 392 f. u. a.), ἔσχεθον von Aorist ἔσχον als lautliche und begriffliche Erweiterung für einzelne Tempusformen gebraucht, auch in dieser Beziehung ähnlich dem -σκω in ἔχεσκον, ἐλάσασκον. Es steht also dieses -θω jedenfalls in Analogie mit einer traditionell von der Ursprache übernommenen Bildung. Es ist ferner klar, dass unter allen Umständen sowohl bei der ersten Anwendung dieses -θω als bei der fortgehenden Verwendung ein gewisser Begriff damit verbunden seyn musste, etwa, wenn man bei seiner Entstehung den Begriff 'thun' annimmt, der des Umständlicheren, Geflissentlichen, des Sichanetwasmachen (z. B. in μακρὰ βιβάσθων Il. *N* 809), gerade wie bei -σκω sich der des Inchoativen erhielt. Wäre nun aber das -θω erst auf dem Boden des Griechischen als Bildungselement des Präsensstammes aufgekommen, so hätte es nothwendig ein gangbares griechisches Verbum von der angenommenen Wurzel θε mit der Bedeutung 'thun' geben müssen; ein solches aber ist nicht nachzuweisen. Folglich werden wir wie bei -σκω über den Boden des Griechischen zurückgeschoben. Dasselbe ergibt sich aber auch vom Gesichtspunct der formellen Bildung aus. Uebersehen wir nach dieser die oben aufgezählten ursprünglichen Präsensformationen, so ist n. 1 ganz einfach entstanden durch Ansatz der Personalendungen an die Wurzel, 3 und 4 bestehen in der nachdrücklichen Hervorhebung der Wurzel durch lautliche Verstärkung, in 2 und 5 darf man wohl eine Art abgeleiteter denominativer Verbalstämme sehen, indem ein *bhara-* oder eine durch *ana*, *na*, *nu* vermehrte Wurzel eine ursprüngliche Nominalform gewesen sein kann. Alle diese Fälle 1—5 aber haben das gemeinsam, dass an ungeformte Wurzeln einfach die Personalendungen treten. In den Fällen 6 und 7 dagegen treten an den Stamm schon geformte Präsentia von Classe 1 und 2, sofern griechisch und lateinisch *jω* und *io* zurückgehen auf ein ursprüngliches *jami* ich gehe, und *sko* auf ein ursprüngliches *sakami*, *skami* von Wurzel *sak*, *sequi* ebenfalls

= gehen (vgl. Corssen Beitr. S. 34—38). Wäre nun jenes -θω auf griechischem Boden angetreten, so hätte von Wurzel θε = *dha* ein Präsens θω gebildet werden müssen, was formell der sonstigen Analogie widerspricht, welche θεω oder θημι verlangt, wie ja von θε aus, wenn man überhaupt mit solchen Wurzeln auf dem Boden der Einzelsprache noch rechnen darf, in Wahrheit τίθημι gebildet ist*). Wohl aber ist ein solches θω auch formell nicht anstössig, wenn wir es aus einer ursprünglichen Bildung mit *-dhami* ableiten. Es fehlen aber auch die Analogien in anderen Sprachen nicht ganz, aus welchen die Ursprünglichkeit positiv belegt werden kann; denn es ist kein Grund vorhanden, das slawische und litauische Bildungselement *da* (Schleicher S. 795. A. 799 A) nicht hieher zu beziehen, und wenn diese Analogien nicht zahlreich sind, so folgt eben daraus, dass diese Bildung in der Ursprache eine untergeordnete Rolle spielte. Dagegen nicht unmittelbar hieher zu nehmen, aber ihrerseits auch instructiv sind Bildungen wie das oben erwähnte sanskritische *çraddadhami* 'ich glaube' und das gothische Präteritum *soki-dedum* 'wir suchen thaten'. (Bopp vergl. Gramm. II S. 503 und 620. Schleicher Comp. S. 842 f.) Sie gehören der Einzelsprache an, zeigen aber gerade was wir über das formelle Erforderniss solcher speciellen Bildungen gesagt haben; sie treten ja in Formen an, welche in dem betreffenden Stadium der Einzelsprache wirklich vorkommen. Aus demselben Grunde leite ich die lateinischen Bildungen auf

*) Man könnte ein Verbum θέω = τίθημι in der vielbesprochenen Stelle Il. *Α* 290 sq. finden wollen: εἰ δέ μιν αἰχμητὴν ἔθεσαν θεοὶ αἰὲν ἐόντες, τοὔνεκά οἱ προθέουσιν ὀνείδεα μυθήσασθαι; und es fehlt ja nicht an Auslegern, welche hier προθέουσι = προτιθέασι fassen. Allein die dem Scholion in *Cod. Ven. A.* zu Grunde liegende Ableitung von θέω laufen zeigt, dass Aristarch aus seiner Kenntniss des Griechischen kein θέω = τίθημι aufzuweisen wusste. Um so weniger sind wir berechtigt, hier eine isolirt stehende Anwendung eines solchen anzunehmen. Eine Form von προτίθημι muss wohl des Gegensatzes zu ἔθεσαν wegen hier stehen, aber die finden wir ja mit leichter Aenderung in dem von Bekker in der 2. Ausg. in den Text aufgenommenen προθέωσιν.

-do: condo, perdo u. s. w., selbst wenn sie der Bedeutung nach mit *do dare* sich zusammennehmen liessen, doch der formellen Analogie nach ebenfalls von einem ursprünglichen Ansatz von *-dhami* ab, wozu bei vielen auch die Bedeutung passt. Ein *dare* hätte auch in dieser Form angesetzt werden müssen*). Folglich können wir die Präsensbildungen mit Ansatz von griech. *-θω*, lat. *-do*, ursprünglich *-dhami* als achte Classe unmittelbar an die mit *-σκω -sco* anschliessen.

Anders verhält es sich dagegen wohl mit den Präsentia auf *-τω -to*. Schleicher führt zwar S. 799 aus dem Litauischen einen Präsensstamm an, der auf ursprüngliches *-ta* hinwiese, z. B. 1. *sg. praes. virs-tù* = *verto, W. vart*, und wenn diess sich wirklich direct entspräche, so hätten wir wohl auch hier keine griechisch-lateinische Neubildung, sondern eine früher allgemeine, die den Classen 2 und 5 analog wäre, sofern wir in *ta* ein ursprünglich nominales Stammbildungselement sehen könnten. Indessen richtiger scheint mir die von Curtius, Tempora und Modi S. 82. 85 entwickelte Erklärung. Dieses *-τω -to* findet sich in beiden Sprachen vorherrschend nach labialen und gutturalen Wurzelauslauten, und erst von dieser Analogie aus an vocalisch auslautende Stämme angeschlossen in *ἀνύτω, ἀρύτω*, ferner in vereinzelten Denominativbildungen *χαλέπτω, ἀστράπτω*. Es ist demnach ein rein lautlicher Zusatz, entsprechend einer gräkolatinischen Lautneigung. Eine indirecte Analogie mit der angeführten litauischen Präsensform bestände übrigens auch so, sofern auch im Litauischen dieser Ansatz nach gewissen Wurzelauslauten *(t, d, z)* vorkommt (Schleicher a. a. O.).

Folglich: eine originelle griechische oder lateinische Präsensbildung, bei welcher das der Einzelsprache Eigenthümliche über gewisse rein lautliche Vorgänge hinausginge,

---

*) Vgl. über die Verba auf *-do* Curtius, griech. Etym. S. 229. Das Zusammentreffen von *credo* und *çraddadhami*, so überraschend es scheint (Curtius a. a. O.), ist darum nicht ein unmittelbares; denn die vollständige Annahme des reduplicirten *dadhami* zeigt die Entstehung dieser Form als eine der Einzelsprache angehörige.

haben wir im Griechischen und Lateinischen nicht gefunden.

Das Präsens nimmt mit der Manchfaltigkeit seiner Bildungen eine Sonderstellung auch insofern ein, als jede der Bildungsarten bestimmt war, eine neue Modification der Bedeutung zu geben. Dieser materielle Unterschied verschiedener Formationen fällt bei den anderen Tempora weg: die verschiedenen Arten eines Tempus unterscheiden sich nur in formeller Weise, sofern nicht etwa, wie diess beim lateinischen Perfect möglicher Weise angenommen werden muss, ursprünglich verschiedene Tempora mit der Zeit in éin Tempus zusammengingen. **Allgemeines über die anderen Tempora.**

Unter diesen anderen Tempusbildungen ist nun eine nicht unbedeutende Anzahl, welche als Neubildungen der Einzelsprache gelten; sie sind es denn hauptsächlich, welche Gegenstand unserer Untersuchung sind. Wie allgemein zugegeben und durch die Vergleichung mit anderen Sprachen sicher erwiesen ist, gehören der Periode der Gemeinsamkeit an: das einfache (sog. starke) griechische Perfect (**λέλοιπα**), der einfache (sog. starke) griechische Aorist (**ἔλιπον**), dessen Gegenstück vielleicht in einigen lateinischen Resten sich nachweisen lässt*), das griechische Imperfect, im Lateinischen wenigstens das Imperfect von W. *es* (urspr. *as*) und *fu* (urspr. *bhu*), ferner die zusammengesetzten Tempora erster Kategorie, nämlich der mit dem Hilfszeitwort *as* zusammengesetzte griechische Aorist (**ἔλυ-σα**) und das mit demselben Hilfszeitwort zusammengesetzte griechische Futurum (**λύ-σω**). Auch das griechische Mediopassiv ist gemeinsames Erbgut. Dagegen gelten als Neubildung der Einzelsprachen das griechische Perfect auf -**κα**, -**χα** und -**φα**, die lateinischen Perfecta auf *-si* und *-vi* oder *-ui*, das lateinische Imperfect der *Verba attributiva* auf *-bam*, das lateinische Futur auf *-bo*, der griechische Aorist des Passivs, das griechische und lateinische Plusquamperfect, vollends die tertiären Bildungen des Futurum

*) Vgl. G. Curtius im Kieler Vorlesungskatalog 1857/58.

exactum, des lateinischen Mediopassivs, und im Griechischen und Lateinischen die Durchführung der Modi durch die verschiedenen Tempora. Von dem in der traditionellen Grammatik ebenfalls zu den Modi gerechneten Infinitiv ist jedenfalls nicht nur das Princip, das in dieser Formation liegt, sondern es sind auch mehrere griechische und lateinische Formen von der Urzeit her überliefert, von anderen ist es fraglich.

Unter dieser zweiten Kategorie nun, den der Einzelsprache zuzuweisenden, ist kaum eine oder die andere, welche nicht klar als zusammengesetzt sich documentirte. Wir müssen desshalb, um ihr Bildungsprincip zu verstehen, den Charakter der Zusammensetzung für sich in's Auge fassen, und da wir gesehen, dass bereits unter dem gemeinsamen Erbgut entschieden zusammengesetzte Formen sich finden, so müssen wir diese als Grundlage der Untersuchung nach der Seite ihrer Zusammensetzung besprechen.

Als zusammengesetzt haben wir auf dem Verbalgebiet constatirt im Griechischen und Lateinischen die Präsentia auf *-ιω -jo -σκω -sco -θω -do*; im Griechischen den Aorist auf *-σα* und das Futur auf *-σω*. Auch den griechischen Optativ (*ἵστα-ίην*) und den lateinischen Futur-Optativ auf *-am* (früher *-em -es -et*) kann man beiziehen. Die dabei vorkommenden zur Zusammensetzung verwendeten Hilfszeitwörter sind, mit Ausnahme jener Präsensbildungen *-σκω -sco* und *-θω -do*, welche 'gehen' und 'thun' bedeuten, Formen von den Wurzeln *as* 'seyn' und '*ja*' gehen, jene beim Aorist und Futur, diese bei Präsens, Aorist und Optativ. Die Form der Zusammensetzung ist die, dass eine fertige Bildung des Hilfszeitworts an einen ungeformten Nominalstamm*) antritt; so im Aorist das Präteritum von *as: asam*, im Futur und

*) Den Begriff 'ungeformter Nominalstamm' nehme ich anders als Curtius, Chronol. S. 236. Dieser nennt ungeformte Stämme die wurzelartigen wie '*dik*', geformte die um ein Stammbildungselement wie *a* vermehrten '*bhara*' gegenüber von '*bhar*'. Ich dagegen verstehe unter ungeformten solche, die keine Flexionselemente haben.

Optativ eine durch *ja* erweiterte Präsensform von *asjami*, griechisch σjω, σω, im Optativ des Präsens von *ja, jāmi*, wobei nur das *a* der Wurzel verlängert erscheint, und weiterhin secundäre Endungen antraten. Der Futur-optativ des Lateinischen ist dem griechischen vollkommen parallel: altlateinisch *s-iem* geht so gut wie *ε-ίην* auf ein ursprüngliches *asjāmi* zurück, ein *fer-et* so gut wie *φέρο-ι* auf ursprünglich *bhara-it*. Es ist nun sehr wahrscheinlich, dass, wie Curtius (Chronol. S. 235 f.) annimmt, die erste Bildung solcher Formen aus der Zeit stammt, in welcher noch keine Casusflexion existirte. Wenn sie aber fortgesetzt wurde in einer Zeit, in welcher es nur noch declinirte Nomina gab, so konnte die Bildung nur geschehen, indem man nach dem Beispiel der hier vorhandenen Formationen für den ersten Theil der Zusammensetzung nur diejenige Form wählte, die unter der wechselnden Flexion sich gleich blieb, z. B. indem man statt eines *πλη-μι* ein *πλη-θωμι* setzte. Bewusstseyn von dem Charakter dieses ersten Theils als eines ursprünglichen Nominalstamms, also in dem angegebenen Fall: 'Füllung mache ich' kann man ja wohl noch einige Zeit auch nach dem Entstehen der Declination gehabt haben, bald aber wird wohl dasselbe verloren gegangen seyn. Von besonderem Werthe aber ist es zu betonen, dass das zur Zusammensetzung verwandte Hilfszeitwort immer eine flectirte Form war.

Diess vorangeschickt gehen wir nun daran, die oben angeführten der Zeit der Sprachtrennung zugewiesenen Tempusbildungen der Reihe nach zu untersuchen.

Das griechische Perfect auf -κα, -χα und -φα und die Aoriste auf -κα.

Wir nehmen zuerst das griechische und lateinische Perfect. Dass das griechische im Allgemeinen seiner Bildung nach dem sanskritischen beziehungsweise ursprünglichen Perfect entspreche, ist ausser Zweifel. Dagegen hat man ebenso unläugbar in den Perfecten auf *-κα*, *-χα* und *-φα* Eigenthümlichkeiten, welche dem Griechischen allein angehören. Die Erklärungen des Perfects auf *-κα* nun, welche in Betracht kommen, sind folgende: Kuhn *de coniug.* in *-μι*, p. 64, und

Benfey kurze Sanskr. Gramm. S. 146 A. 2 lassen das *κα* aus *-ϝα* entstehen. Curtius hat früher (Tempora und Modi S. 201) den Einschub des *κ* in *βέβηκα* u. s. f. aus euphonischen Gründen erklärt: es hätte sich wohl in *βέβηα*, *ἕστηα*, *τέτληα* u. ähnl. Formen jenes *κ* eingeschlichen zur Vermeidung des Hiatus oder es wäre aus dem Hiatus selbst, d. h. dem Klaffen des Mundes entstanden. Neuerdings dagegen (Grundz. der Etym. [2] S. 59 f.) hat er diese Erklärung fallen gelassen und an die Stelle des euphonischen Motivs die Herleitung von einer erweiterten Wurzel gesetzt. „Das wurzelerweiternde *κ* (*ὀλεκ-* neben W. *ὀλ*) hat auch seine Bedeutung für die Tempusbildung; denn das Perfect *ὀλώλεκα* erinnert stark an den Stamm *ὀλεκ-*, bei der Form *ἱλήκῃσι* (Od. *φ*, 365) zweifelt man sogar, ob sie auf ein Perfect *ἵληκα* oder ein Präsens *ἱλήκω* zu beziehen sey, und *ἥκω*, dessen Herkunft von der W. *ja* gehen feststeht, hat neben der Präsensform etwas anerkannt Perfectisches in seiner Bedeutung.“ Bopp (Vgl. Gramm. II, 446) erklärt im Perfect wie im Aorist das *κ* aus *σ*, dieses *σ* selbst aber aus einer dem Griechischen eigenthümlichen Zusammensetzung mit einer Perfectform von W. *as*. Schleicher stimmt der zweiten Curtius'schen Erklärung bei, indem er gegen die frühere bemerkt, von hiatusaufhebendem Einschub in einer Sprache zu reden, welche ein *δηΐόωεν* bildete, sey unstatthaft. Die Mehrzahl der Erklärer aber hält dafür, dass die Aoristformen *ἔδωκα*, *ἔθηκα* und *ἧκα* mit beizuziehen seyen. Bopp wurde (vom Aorist auf *-σα* aus) eben mittelst dieser Aoriste auf *-κα* auf seine Ansicht vom Perfect geführt. Curtius belegt die angenommene Wurzelerweiterung von *δο*, *θε*, *ἑ* zu *δωκ*, *θηκ*, *ἡκ* mit Sanskrit *dâç*, lat. *facio* und *jacio*. Dagegen trennt neuestens Savelsberg (Symb. philol. Bonnens. 503—28) wieder die beiden Formen, indem er hinsichtlich des Perfects mit Kuhn *κ* aus *ϝ* entstehen lässt, jene Aoriste aber, denen er *ἀπέσταλκα* C. I. Gr. 3048. 3058 zuzählt, ähnlich, wenn auch nicht ganz gleich, wie Bopp aus den Formen mit *σα* ableitet. Bei der Bopp'schen Erklärung

nun hätten wir ein absolut Neues nicht, es fände bei ihr nur die Ausdehnung eines lautlichen Vorgangs vom schwachen Aorist auf das Perfect statt, ebensowenig bei Kuhn und Savelsberg. Allein diesen Erklärungen, die wir uns von unserem Standpunkt aus wohl gefallen lassen könnten, steht entgegen, dass der Lautwechsel von σ oder ϝ zu κ nicht hinlänglich belegt ist. Auch was Savelsberg für den Uebergang von σ zu κ S. 521 f. beibringt, ist etymologisch doch gar zu zweifelhaft, und wenn man ihm glauben will, dass neben ἧκα, ἔθηκα und ἔδωκα ein ἧσα, ἔθησα und ἔδωσα existirte, so ist damit noch nicht bewiesen, dass dieses aus jenem entstanden ist. So würden wir also, wie es scheint, auf die Curtius'sche Wurzelerweiterung um κ zurückgeworfen, und da hätten wir freilich ein sehr primäres wirklich neues Element in verhältnissmässig sehr später Zeit. Indessen dürfte zu einer solchen Annahme doch von diesen Formen aus noch keine Nöthigung vorliegen, und andererseits kommt man dadurch in unlösbare formative Schwierigkeiten hinein. Angenommen, für die drei Aoriste wäre die Beiziehung von W. *dac, fac, jac* richtig, wie rechtfertigt sich denn von den entsprechenden δωκ, θηκ, ἡκ ein Aorist mit einfachem α? Ferner von den drei für diese Erklärung angeführten Formen ὀλώλεκα, ἱλήκω und ἥκω ist nur die erste ein sicheres Perfect, aber gerade dieses kommt bei Homer gar nicht vor, ist also erst späterer Bildung. Curtius hat sich wohl von seinem Wunsch, möglichst viele Belege für seine Annahme der Wurzeldeterminative zu finden, verleiten lassen, auch diese Bildungen in denselben Kreis zu ziehen, und dieser Errungenschaft seine eigene frühere und bessere Erklärung zum Opfer zu bringen. Der Grund aber, welchen Schleicher gegen die Annahme eines zur Aufhebung des Hiatus eingeschobenen κ beigebracht hat, ist hinfällig. Dieselbe Sprache, welche ein δηϊόῳεν bildete, in welchem das ι offenbar den Hiatus zwischen η und ο milderte, konnte ein ηα oder οα unbequem finden, und dass sie es so fand, hat sie in den oben schon erwähnten denominativen Bildungen μηκάομαι μυκάομαι ge-

zeigt*). Diese können nur bedeuten 'μη. μυ (nicht μηκ, μυκ) machen'. Wenn nicht schon die Natur der Sache diess anzeigte, so würde die Thatsache, dass die Griechen den betreffenden Naturlaut so auffassten, klar bewiesen durch die Stellen bei den Komikern Aristophanes und Kratinos, wo er mit βη ausgedrückt ist (Bekker anecd. I. p. 86 Suidas s. v. βῆ u. a. O.). Also an η und υ das denominative -αομαι ohne Vermittlung anzufügen, war der Sprache zu unbequem, und der Laut, den sie der bequemeren Aussprache zu lieb einschob, war κ, wie in ἕστηκα, πέφυκα. Bei unsern Tempusbildungen scheint das -κα sich zuerst bei den Aoristen festgesetzt zu haben. Die Formen derselben sind schon bei Homer in denjenigen Personen, in welchen sie später vorkommen, ganz geläufig, während das Perfect auf -κα erst im Werden begriffen ist und auch vorzugsweise im Singular vorkommt. Darnach ist die Perfectbildung eine Analogie nach den Aoristen. Diese selbst aber sind ursprünglich starke Aoriste: ἔδωα, ἔθηα, ἧα, entstanden aus ἔδων, ἔθην, ἧν nach den von Curtius (Temp. und Modi S. 287) angeführten Analogieen des böotischen Aorists ἀνέθιαν (C. inscr. Graec. n. 1588) = ἀνέθηκαν, des jonischen (herodotischen) ἐτίθεα = ἐτίθην und der sonst als heteroklitisch aufgefassten gleichfalls herodotisch-jonischen Accusative δεσπότεα, κυβερνήτεα = δεσπότην, κυβερνήτην. Wenn ἔδωα entstanden ist in einer Zeit, welche an dem Zusammentreffen dieser Vocale keinen Anstoss nahm, so ist es weiterhin geändert worden, als die Sprache anfing, ωα und ηα schwerer zu nehmen. Dass der Einschub des κ ein lautlicher Process ist, der wesentlich an dem Zusammentreffen des η, beziehungsweise ω mit α oder ε hängt, zeigt sich auch darin, dass das κ sich eben in solchen Formen einschiebt, in welchen dieses Zusammentreffen stattfand, also in ἔθηα, ἔθηας, ἔθηε, ἔθηαν, wogegen ἔθεμεν (γ, 179) und ἔθεσαν (Α 290 u. a.) nicht

*) Die Analogie von μηκέτι, welche die gleiche Unbequemlichkeit der Verbindung ηε zeigt, ist schon von Anderen beigezogen worden, vgl. Curtius, Temp. und Modi S. 201.

anstössig waren. — Die aspirirten Formen auf -*χα* und -*φα* aber kommen bei Homer nicht vor, sind also erst späteren Ursprungs. Dass in ihnen eine rein lautliche Affection vorliegt, die in Zusammenhang mit einer allgemeineren Lautneigung der nachhomerischen griechischen Sprache steht, haben Pott und Curtius hinlänglich nachgewiesen*).

In der ganzen griechischen Perfectbildung können wir demnach Nichts vorfinden, was etwas Anderes als lautliche Weiterentwicklung der von der Urzeit überlieferten Bildung wäre.

Viel complicirter ist die Untersuchung hinsichtlich derjenigen Tempusbildung, die man im Lateinischen als Perfect bezeichnet. Constatiren wir zuerst den Thatbestand. Es finden sich in diesem Tempus neben einander: Das lateinische Perfect.

1. Formen auf -*i*, bald mit bald ohne Reduplication: *spopondi, tetŭli, tutŭdi, fēci, vīdi.* Die nicht reduplicirten dieser Classe haben gesteigerten Wurzelvocal; von den reduplicirten zeigt nur das eine im Vorstehenden angeführte Beispiel *tutūdi* in der älteren Sprache diese Steigerung (*Priscian* X p. 517 sq. ed. Hertz; vgl. Corssen, Desspr. 1, 555 f.).

2. Formen ohne Reduplication auf -*si: scrīpsi, tēxi, junxi, parsi, haesi.*

3. Formen ohne Reduplication auf -*vi* und -*ui: amavi, delevi, audivi, docui, rapui, posui, petivi.*

Von diesen drei Gruppen lässt sich *n.* 3 insofern auf *n.* 1 zurückführen, als die Endung -*vi* oder -*ui*, was unter sich nur lautlich verschieden, entstanden ist aus einem verkürzten Perfect *fui* des Hilfszeitwortes *fuo*, das an den Präsensstamm von attributiven Verben antritt**). Wie nun die

*) Pott, Etym. Forsch. 1. Aufl. 1, 42 ff. Curtius, Temp. und Modi 194 ff.

**) Neuestens hat Merguet, Entwicklung der lat. Formenbildung S. 190 ff. die Möglichkeit einer solchen Zusammensetzung mit *fui* theils aus lautlichen theils aus methodologischen Gründen bestritten und dafür die Theorie vom Einschub von Lauten wie *v*, *b* u. dgl. gesetzt. Allein die negative Beweisführung hinsichtlich des -*vi* oder -*ui* als aus

historisch vorliegenden lateinischen Perfecta dazu gekommen sind, die eine oder andere dieser drei Formen anzunehmen, auch wie sie, was nicht bei allen sofort klar ist, unter die drei Formationen zu vertheilen sind, ist eine besondere Frage, die wir unten besonders behandeln werden. Vorerst um die Formation im Allgemeinen zu verstehen, genügt es, jene drei Arten zu constatiren; denn ausserhalb ihres Bereichs fällt kein lateinisches Perfect.

Wenn man die normale Perfectbildung den sanskritischen und griechischen Perfecten auf *ă* entnimmt, einem *tutōdă* und *λέλοιπᾰ* mit der Bedeutung der vollendeten Handlung, so weicht das Lateinische von dieser Norm in wesentlichen Stücken ab. Es ist zwar die éine Art desselben reduplicirt und die éine Bedeutung ist die der vollendeten Handlung, allein die reduplicirten sind nicht zahlreich, die Endung der ersten Person, welche bei den drei Gruppen auf *ī* lautet, ist von *ă* wesentlich verschieden, die weiteren Endungen *isti it, imus istis erunt*, wobei das *i* im älteren Latein lang ist, finden im sanskritischen und griechischen Perfect keine Analogie. Hinsichtlich der Bedeutung endlich vertritt das lateinische sogenannte Perfect ebenso das erzählende Präteritum als die vollendete Handlung, während das griechische nur die letztere bezeichnet. Von diesem Stand der Dinge aus sind schon *a priori* drei Versuche einer Erklärung möglich: man kann das ganze lateinische Perfect eben als Perfect fassen wollen und die Abweichung eines Theils seiner Bildungen hinsichtlich der Form und der ganzen Bildung hinsichtlich der Bedeutung als lateinische Specialität von perfectischer Grundlage aus erklären. Umgekehrt aber kann man auch den Versuch machen, die ganze Formation aoristisch aufzufassen und perfectisch erscheinende Abweichungen vom Aorist aus zurechtzulegen. Drittens kann man ein ursprüngliches Nebeneinanderseyn von Perfect und Aorist statuiren, die dann in for-

fui entstanden ist gegenüber von Corssen 1² S. 102 nicht stichhaltig und die positive ist ein entschiedener Rückschritt der sprachgeschichtlichen Betrachtung.

meller und materieller Beziehung sich vermischt hätten. Alle drei Versuche sind gemacht worden, ohne dass irgend einer wirkliche Autorität gewonnen hätte. Vielleicht führt eine Kritik der bisherigen Anschauungen unternommen von dem Standpunct aus, den wir in dieser ganzen Untersuchung einnehmen, auf eine plausible Lösung.

Die erste Auffassung, als deren Vertreter wir uns begnügen Curtius (Temp. und Modi S. 205 ff.) und Schleicher (Compend. S. 720. 730. 827 ff.) zu bezeichnen, nimmt an, die einfache lateinische Perfectbildung sey ursprünglich durchaus reduplicirt gewesen, leitet die Steigerung des Wurzelvocals in den nichtreduplicirten der ersten Classe von einer Zusammenziehung der Wurzel- mit der Reduplicationssylbe ab und sucht die Endungen entweder wie Curtius (Temp. und Modi 206) so gut es geht durch lautliche Processe mit den sanskritischen in Parallele zu bringen, oder nimmt wie Schleicher (S. 739 f.) zur Erklärung derselben eine doppelte Erweiterung des ursprünglichen Perfectstammes an, nämlich für die 1. und 3. Pers. Sing. und 1. Plur. um ein in seinem Ursprung dunkles *i*, für die übrigen Personen um ein *-is (fefic-is-ti)*, welches für eine Neubildung erklärt wird, die ihre Analogie habe in altindischer Aoristbildung z. B. *ajasisham* von W. *ja*, wo *ish* ebenfalls ein eigenthümliches Bildungselement sey. Dieses Hereinziehen des sanskritischen Aorists soll aber nicht etwa das lateinische Perfect direct mit demselben in Verbindung bringen noch seine aoristische Bedeutung erklären, sondern nur eine Analogie dafür geben, wie eine Tempusbildung in der Einzelsprache formell sich erweitern könne. Die Perfecta auf *-si* und *-vi* oder *-ui* aber werden als zusammengesetzt genommen, jene mit dem Perfect *esi, si* von W. *as* lat. *es*, diese mit *fui*. — Die aoristische Bedeutung wird von dieser Auffassung aus als eine Schwächung der ursprünglichen Perfectbedeutung aufgefasst. (Vgl. z. B. Curtius S. 207 f. 301 f.)

Fragen wir, was hier der lateinischen Sprache als eigenthümliche Leistung zugeschrieben wird, so finden wir auf der

Curtius'schen Seite neben dem ursprünglichen Perfect als neu nur die Zusammensetzung eines Stamms oder Themas mit den flectirten ächtlateinischen Formen *esi* und *fui*, bei Schleicher dagegen auch noch theils eine vielleicht nur lautliche Weiterbildung des Stammes durch *ī*, theils aber eine solche, welche die Wurzel *as* als Bildungselement in einer Gestalt einschöbe, die nicht als flectirte, wirklich geformte angesehen werden kann, jedenfalls als solche sonst im Lateinischen nicht vorkommt, also den Einsatz eines Elements zwischen Wurzel oder Stamm und Personalendung, welche voraussetzt, dass noch ein Bewusstseyn von der Verschiedenheit und Selbständigkeit dieser Elemente vorhanden war, als auf specifisch lateinischem Boden das betreffende Tempus gebildet wurde.

Die zweite Ansicht, welche das lateinische Perfect mit sanskritisch-griechischen Aoristbildungen identificiren will, ist wieder in doppelter Weise vorgebracht, als deren Vertreter wir einerseits Bopp, andererseits Corssen anführen. Da das sanskritische aoristische Präteritum nicht bloss wie der griechische Aorist zwei, sondern sieben Bildungen hat, so ist von hier aus der formativen Combination ein weites Feld eröffnet. Diese sieben Bildungen sind:*)

1. *ad-ā-m* von W. *da* geben, vgl. *ἔδων*.

2. *á-sich-a-m*, ohne Augment *sichám***), von W. *sich* sprengen, vgl. *ἔ-λιπ-ο-ν*.

3. *a-dadha-m* von W. *dhe* trinken

4. *a-pāk-sham*, von W. *pak* kochen. (2. Pers. *apākshis*)

5. *a-vēd-isham* von W. *vid* wissen, abgekürzt vedisch *avēdīm*.

---

*) Die Ordnung ist gegeben nach Benfey, *practical grammar* §§ 125—147. Die hergebrachte Ordnung der indischen Grammatik, ist anders, vgl. Max Müller, *Sanskrit grammar* §§ 346—380. Das Princip der Benfey'schen Anordnung ist das genetische, die drei ersten Formen sind einfach, die vier letzten zusammengesetzt.

**) Den Accent habe ich nur hier beigesetzt wegen *sichám* gegenüber von *ásicham*. Da das Augment im Sanskr. immer den Accent hat, bedarf es sonst keiner speciellen Bezeichnung.

6. *a-jā-sisham* von W. *ja* gehen

7. *a-dik-sham* von W. *diç* zeigen. (2. Pers. *adikshas*).

Nach Bopp nun entspricht die lateinische reduplicirte Classe, zu welcher auch *cepi, fregi, legi* u. s. w. gerechnet werden, der obigen dritten oder der siebenten der hergebrachten Ordnung (Vgl. Gramm. II 427. 428. 461), die Classe auf *-si* der sechsten aoristischen Bildung (II. 426), die Formen auf *vi, ui* sind zusammengesetzt mit *fui*, das natürlich selbst ein Aorist ist (II. 435—437). Bei Erklärung der Bedeutung muss er natürlich die Begriffe Vergangenheit und Vollendung in irgend einer Weise in Verwandtschaft bringen. Die lateinischen Personalendungen sind bei ihm ein Mixtum compositum aus activen und medialen oder aus den verschiedenen Arten des activen Aorists, hinsichtlich der 1. Pers. der Formen auf *-si* schwankt er. — Neu und specifisch lateinisch ist ihm nur die Zusammensetzung mit *fui*, dagegen die reduplicirten und die mit *-si* gehen über das Lateinische zurück.

In anderer Art stellt sich Corssen zu der sanskritischen Analogie. Auch ihm ist das lateinische Perfect kein solches, das mit dem im Sanskrit und Griechischen vorliegenden reduplicirten und mit dem Bildungsvocal *ă* gebildeten Perfectstamm identisch wäre, es ist vielmehr die ganze lateinische Perfectbildung etwas Eigenthümliches; sie zeigt in ihrem Bildungsvocal *ī* wie in ihren Suffixen (Personalendungen) sprechende Aehnlichkeit mit dem fünften sanskritischen Aorist (Aussprache 1 [2], 607—620), hat aber in ihrer Stammbildung Reduplication oder Steigerung des Wurzelvocals, die letztere in *tutūdi* mit der Reduplication verbunden (a. a. O. 550—565). Die Gegenüberstellung einfacher Bildungen auf *i* und zusammengesetzter mit *-si, -vi* und *-ui*, als verkürzter Perfecta von W. *es* und *fu* bleibt auch hier. Da nun Corssen nicht sagt, das lateinische Perfect sey der fünfte sanskritische Aorist selbst, ja sich dagegen verwahrt, dass er sage, das lateinische Perfect sey ursprünglich ein Aorist gewesen, da er vielmehr nur eine sprechende Aehnlichkeit

zwischen den beiderseitigen Endungen annimmt, endlich die Formation der Wurzel und der Endungen getrennt behandelt, so wird man ihn wohl richtig dahin verstehen, dass das lateinische Perfect auf lateinischem Boden entstanden sey aus einer Zusammensetzung von Sprachformen oder aus einer combinirten Anwendung von Sprachmitteln, welche in sanskritischen Aoristbildungen ihre Analogie haben und desshalb zu den ursprünglichen Sprachgestaltungsmitteln gehören, aber in dieser lateinischen Zusammensetzung neu sind. In der That, da im Sanskrit der fünfte Aorist nicht reduplicirt ist, so ist ein unmittelbares Entsprechen beider und Zurückführen auf eine einzige ursprüngliche Bildung nicht möglich. Was speciell die Endungen betrifft, so ist jene Analogie zwischen Sanskrit und Latein S. 616 f. so gefasst, dass bei beiden eine gleichartige Flexion vom Präsens des Hilfszeitwortes angetreten sey: Sanskrit *(a)shṭha* = *(e)sti*, *(a)shṭhas* = *(e)stis; (a)santi, (a)shus* = *esont, ront, runt*. Wie das bei beiden gleiche *īm, īt, īmus* zu erklären sey, wird S. 614 zweifelhaft gelassen, doch wird, wie es scheint und wie auch natürlich ist, wenn auch nicht die Länge des ī aus dem Schwinden des *s* oder *st* erklärt, so doch als ursprüngliche Form davon ein Präsens von W. *as* entsprechend dem *esti, estis, esont* angenommen. — Hinsichtlich der Bedeutungsfrage nimmt Corssen (S. 619) an, die Perfectform auf *-i* habe die beiden Erscheinnngsweisen einer Thätigkeit: Eintreten derselben in der Vergangenheit und Abgeschlossenheit in der Gegenwart von vornherein bezeichnet, indem er sich darauf beruft, dass im Gothischen das Präteritum, das dem sanskritischen und griechischen Perfect auf *-a* entspricht, die Bedeutungen des griechischen Imperfect, Aorist und Perfect vertrete und im ältesten Sanskrit der syntaktische Gebrauch der verschiedenen Bildungen von Präteriten äusserst schwankend sey.

Die dritte Auffassung geht mehr von der syntaktischen Seite aus. Sie ist vertreten durch Lübbert, welcher theils von Untersuchungen über den Gebrauch des Conjunctivs

Perfecti aus theils wegen der formellen Aehnlichkeit der lateinischen Endung *-si* mit der griechischen *-σα* zu folgender Anschauung kommt (Grammat. Studien 1. S. 72): „Die sogenannten lateinischen Perfectbildungen stellen eine Gesammtheit dar, welche aus zwei ursprünglich verschiedenen gleich primitiven Bedeutungsstämmen zusammengewachsen ist, einem Aoriststamm und einem Perfectstamm. Die Differenz war von Haus aus gegeben. Das Latein hat jene Unterscheidung für den Indicativ und die volleren mit *r* gebildeten Formen des Conjunctivs aufgegeben; dagegen besteht der doppelte Grundtypus der Bedeutung in den zwar noch formell verschiedenen aber in eine ideelle Gesammtheit verbundenen Perfectbildungen fort und ist in alle einzelnen derselben eingedrungen."

Um mit der Kritik der letztern Hypothese zu beginnen, so können wir jedenfalls die Begründung des Resultats nicht für richtig erachten. Die syntaktische Auffassung des Conjunctivs Perfecti ist ohne Sicherheit, wenn nicht die formelle Möglichkeit der entsprechenden Indicativform erwiesen ist. Die formelle Begründung aber enthält bei Lübbert das Unmögliche, dass die lateinischen Endungen *-si*, *-sisti* u. s. w. einem *-σα*, *-σας* u. s. w. entsprechen sollen.

Was aber die übrigen von der formellen Seite ausgehenden Auffassungen betrifft, so machen Curtius und Corssen unwillkührlich den Eindruck: *incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim.* Die Curtius'sche Erklärung scheitert an den Endungen, die Corssen'sche an der Reduplication. Allein auch diejenigen, welche wie Schleicher und Bopp auf der Seite, der eine näher an der Scylla, der andere näher an der Charybdis, durchkommen wollten, sind nicht unversehrt geblieben. Dass die lateinischen Endungen sich nicht, wie Curtius will, mit den griechischen und sanskritischen vereinigen lassen, ein *dedisti* nicht einem *daditha* entspricht, kann nach der Ausführung von Corssen (a. a. O.) nicht zweifelhaft seyn, auch abgesehen von der Frage, ob euphonischer Einschub eines *s* auf lateinischem Boden überhaupt vorkommt. Andererseits sind die Endungen,

welche Corssen an die reduplicirte und gesteigerte Wurzel ansetzt, wenn sie auch je als Endungen eines Tempus der W. *as* im Sanskrit vorkamen, doch in der 2. P. Sing. niemals Formen einer lateinischen Flexion gewesen, ferner sind *i, it, imus* mit *isti, istis, sunt* nicht genügend vermittelt, und endlich ist die Möglichkeit, neue gesteigerte oder reduplicirte Stämme zu bilden, die nicht schon in der Ursprache Theile einer Flexion waren, wie wir weiterhin besprechen werden, weder thatsächlich zu belegen noch rationell zu begründen.

Offenbar um der letzteren Schwierigkeit zu entgehen und zugleich die Endungen zu erklären, geschieht es, wenn Schleicher einen Anschub an den vorher vorhandenen Perfectstamm annimmt. Allein welchen Zweck hätte es dann gehabt, für einzelne Personen eines Tempus ein solches in diesem Fall jedenfalls völlig bedeutungsloses Erweiterungselement zu bilden? Ferner: hier hätten wir also ein in der Einzelsprache entschieden neues organisch eingetretenes Element und die dabei vorliegende Neubildung wäre eine vollständige; denn die Analogie des sanskritischen sechsten Aorists passt nicht, da ja in diesem *is* nicht ein für sich stehendes eigenthümliches Element, sondern nach Schleichers eigener Ansicht (Compend. S. 813) nur Bestandtheil einer reduplicirten Aoristform des Hilfszeitworts *asisham* ist. Aber wir haben hier eben ein sprechendes Beispiel dafür, wie leicht man dazu kommt, formelle Analogien in trügerischer Weise anzunehmen, wenn man nicht die möglichen Motive der jeweiligen Formbildung beachtet. Eine solche Neubildung ist unmöglich. — Endlich für die Bopp'sche Darstellung des lateinischen Perfects gilt, was Corssen S. 607 Anm. darüber sagt, dass es nämlich nicht möglich sey, eine feste und consequente Anschauung von der Formation daraus zu gewinnen. Bopp hat mehr die einzelnen Personen als das ganze Perfect im Auge gehabt; innerhalb der Einzelsprache aber ist ein Tempus als ein Ganzes aufzufassen.

Allen im Vorstehenden besprochenen Auffassungen gegenüber stellen wir nun folgende andere Erklärung auf:

Was unter dem Namen lateinisches Perfect begriffen wird, ist keine einheitliche Bildung, unterscheidet sich auch nicht bloss als einfaches und zusammengesetztes Perfect, sondern es fliessen allerdings ein wirkliches, dem sanskritischen und griechischen Perfect entsprechendes Perfect mit der Bedeutung der vollendeten Handlung und ein Aorist mit der Bedeutung eines Präteritum darin zusammen, nur in ganz anderer Art als diess bei Lübbert erscheint. Perfecta sind die Formen auf *-i*, sowohl die mit Reduplication als die mit gesteigertem Wurzelvocal ohne Reduplication; bei den letzteren ist in der Weise, wie diess Corssen Beitr. S. 534 gelehrt, die Reduplication abgefallen, nicht mit der Wurzelsylbe verschmolzen. Perfecta sind folglich auch die auf *-vi* und *-ui*, nur zusammengesetzte mit *fui*, das ein einfaches Perfect ist. Die ursprünglichen Endungen dieser Form aber sind nicht mehr vorhanden; auch in dem *D E D A* der pisaurischen Inschrift (*Corp. inscr. lat. I* n. 177) ist nicht etwa ein Rest desselben erhalten (= *dedanti*, wie πεφύκαντι); sondern diess ist mit Corssen, Ausspr. 1 ², 186 Anm. als Name zu fassen. Dafür sind die Endungen *-i*, *-isti*, u. s. f. von den Formen auf *-si* hereingekommen, welche wirkliche Aoriste sind und diese Endungen mit Recht führen. *Scripsi* nämlich ist geradezu dieselbe Formation, welche im sechsten sanskritischen Aorist vorliegt, und geht mit derselben auf eine ursprüngliche Bildung zurück. Wir haben einander entsprechend:

Sanskrit:	Lateinisch:
a-ja-sisham	*scrip-sī*
a-ja-sis	*scrip-sisti*
a-ja-sit	*scrip-sīt*
a-ja-sishma	*scrip-sīmus*
a-ja-sishṭa	*scrip-sistis*
a-ja-sishus	*scrip-(sisont)*
	-serunt

Da im fünften Aorist aus *avedisham* ein *avedīm* geworden ist, so wird es keinen Anstand haben, auch *-si* mit *-sisham* durch *-sīm* zu vermitteln. Ein *scripsisti* gegenüber

einem *ajasīs* hat entweder das Ursprüngliche bewahrt, oder ist es eine eigenthümliche lateinische Bildung, die von dem Plural *scripsistis*, in welchem sie am richtigen Platze ist, hergenommen wurde. — Wie konnten nun aber die Endungen dieses Aorists auf die des wirklichen und ursprünglichen Perfects übergehen? Diess geschah, nachdem das *ă* desselben geschwächt war zu einem *ĭ*. War einmal *fefăca* zu *fefĕcĭ*, *fēcĭ* geworden, so verführte der Gleichlaut dieser Endung der 1. Person mit der eines *scripsī* zum Zusammengehen der zwei Tempora trotz der Verschiedenheit der Quantität und zur Uebertragung auch der übrigen Personalendungen von *scripsi* auf *feci*, ein Vorgang, der vielleicht begünstigt wurde durch die dem Lateinischen wohl anstehende Schwere der Endungen des Aorists. Der formellen Ausgleichung folgte die materielle der Bedeutung. Es wurde nun aus Perfect und Aorist ein einziges Tempus mit beiden Functionen, und diess konnte um so leichter geschehen, je mehr die charakteristischen Zeichen beider, Reduplication einer-, Augment andrerseits schwanden.

Der Gewinn dieser unserer Auffassung aber ist folgender: sie erklärt die Reduplication neben den Personalendungen, sie stellt die Reihe der letzteren selbst in ein durchaus einheitliches Licht, sie erklärt am einfachsten die Schwierigkeit, welche sonst bestände, dass nämlich das Latein von zwei so wesentlichen Tempora wie Perfect und Aorist sind, das eine ganz hätte fallen lassen, endlich beruht sie hinsichtlich des Uebergangs der Endungen auf einem Vorgang, der gewiss zu den einfacheren Fällen sprachlicher Analogie gehört. Die Frage aber, inwiefern Neubildung hier stattfand, ist ganz beseitigt. Es gibt keine Neubildung im Perfect, sondern nur Nachbildung und Zusammensetzung.

Die einzige Schwierigkeit, die man erheben könnte, liegt darin, dass im Sanskrit und Lateinischen die Formen auf *-sisham*, beziehungsweise *-si* sich nur bei bestimmten Classen von Verben finden, nämlich im Sanskrit bei denen auf *a*, dann bei einzelnen anderen: *mi*, *mī*, *lī*, *jam*, *ram* (Benfey,

vollst. Gramm. §. 858. III. Max Müller, *sanscrit grammar* S. 357—59), im Lateinischen dagegen bei solchen, die mit den angegebenen gar Nichts zu thun haben und bei viel zahlreicheren. Allein diess kann recht wohl auf den Lautregeln der beiden Sprachen beruhen; das Sanskrit fügte ohne Schwierigkeit das *-sisham* nach einem Vocal an, während das Latein im Gegentheil *s* zwischen Vocalen scheute und *s* nach Consonanten liebte; ursprünglich aber trat die reduplicirte Aoristform von *W. as*, welche dem *sisham* zu Grunde liegt, sowohl an consonantische als vocalische Wurzeln an. — Endlich wird die Berechtigung, den Aorist auf *-sisham* und das lateinische *-si* als ursprünglich indogermanische Bildung anzusehn, erhöht durch die Vergleichung des Althochdeutschen, Nordischen und Irischen (vgl. z. B. althochdeutsch *scrirumes* = scrisumes von *scrie*, schreien) entsprechend einem *scripsimus.* Schleicher, deutsche Gramm. S. 280. Compend. S. 843. Im Irischen namentlich tritt die Form mit *-si* gerade so auf wie im Lateinischen (Schleicher, Compend. S. 836), und für die ursprünglich aoristische Bedeutung ist bemerkenswerth, dass im Irischen, um die perfectische Bedeutung zu bekommen, diesen Formen mit *-si* die Präposition *ro* = lateinisch *pro* vorgesetzt wird. Das Latein vollzog die Functionsübertragung oder -ausgleichung zwischen Perfect und Aorist ohne solchen Zusatz.

Zur Befestigung der vorgetragenen Ansicht mag es auch dienen, nachzusehn, wie sich die verschiedenen Verba unter die drei Formationen vertheilen. Wir haben

1) einfache auf *i:*

a) mit erhaltener Reduplication: *bibi**), *cecīdi*, *cecĭdi*, *cecini*, *credidi*, *cucurri*, *dedi*, *didici*, *fefelli*, *memini*, *momordi*, *pepedi*, *pependi*, *peperci*, *peperi*, *pepigi*, *pepuli*, *poposci*, *pupugi*, *steti*, *sciscidi*, *spopondi*, *tetendi*, *tetigi*, *tetini*, *tetuli*, *totondi*, *tutudi.*

*) Wenigstens, wenn man das Perfect als unabhängig vom Präsens gebildet nimmt, muss man *bibi* hier auch mitzählen.

b) ohne (d. h. mit abgeworfener) Reduplication: *cavi*, *(ac)cendi*, *cepi*, *coepi*, *cudi*, *degi*, *edi*, *egi*, *emi*, *favi*, *feci*, *(de)fendi*, *fervi*, *fidi*, *fodi*, *fovi*, *fregi*, *fudi*, *fui*, *fugi*, *jeci*, *ici*, *juvi*, *lambi*, *lavi*, *legi*, *liqui*, *mandi*, *movi*, *(con)nivi*, *odi*, *pandi*, *prandi*, *prehendi*, *plui*, *psalli*, *rupi*, *scabi*, *scandi*, *scidi*, *sedi*, *solvi*, *stridi*, *velli*, *veni*, *verri*, *verti*, *vici*, *vidi*, *volvi*, *vovi*.

2) auf *si*: *alsi*, *arsi*, *carpsi*, *cinxi*, *clausi*, *compsi*, *coxi*, *dixi*, *(in)dulsi*, *duxi*, *farsi*, *finxi*, *fixi*, *flexi*, *(ad)flixi*, *fluxi*, *frixi*, *fulsi* (von *fulgeo* und *fulcio*), *gessi*, *glupsi*, *haesi*, *hausi*, *junxi*, *jussi*, *laesi*, *(ad)lexi*, *linxi*, *lusi*, *luxi* (*luceo* und *lugeo*), *mansi*, *minxi*, *misi*, *mersi*, *mulsi* (*mulceo* und *mulgeo*), *munxi*, *nexi*, *nupsi*, *parsi*, *pexi*, *pinxi*, *planxi*, *plausi*, *plexi*, *pressi*, *quassi*, *rasi*, *rausi*, *repsi*, *rexi*, *risi*, *rosi*, *saepsi*, *sanxi*, *sarsi*, *scalpsi*, *scripsi*, *sculpsi*, *sensi*, *serpsi*, *spexi*, *stinxi*, *strinxi*, *struxi*, *suasi*, *sumpsi*, *suxi*, *tempsi*, *tersi*, *texi*, *tinxi*, *torsi*, *traxi*, *trusi*, *tursi*, *unxi*, *ussi*, *(in)vasi*, *vexi*, *vinxi*, *(di)visi*, *vulsi*.

Man sieht, dass diese beiden Classen (auf *-i* und *-si*) nur von Wurzelverben, oder wo ein erweitertes Präsens ist, von der Wurzel aus gebildet sind. Dagegen die dritte Classe, die der mit *-vi* zusammengesetzten, gehört den abgeleiteten Verben zu. Daraus folgt, dass die Bildung auf *-si*, obgleich von Hause aus ebenfalls zusammengesetzt, doch relativ ursprünglicher ist, d. h. denjenigen Zusammensetzungen zugehört, welche schon vor der Sprachtrennung vorhanden waren. Der Ansatz geschieht, wie wir sehen, an die einfache oder gesteigerte Wurzel, wenn er aber in *cinxi*, *junxi*, *linxi*, *munxi* u. s. w. an das Präsens geschieht, so ist diess eben Zeugniss für nachträgliche ungenauere Analogiebildung. Hinsichtlich der abgeleiteten aber ist daran zu erinnern, dass deren in den Einzelsprachen immer neue gebildet wurden und es auch von dieser Seite her stimmt, wenn gerade diese ihr Perfect in einer eigenthümlichen Weise mit der jüngeren Zusammensetzung mit *fui* formiren. Zu ihnen sind auch zu rechnen die von der vierten Declination gebildeten auf *-uo* mit Perfect *-ui*, denn diess *-ui* ist aus *-uvi* entstanden. Von ihnen

aus ging *-uvi* auch auf Wurzelverba auf *-uo* (*pluo* u. s. w.) über, um hier ebenfalls mit der Zeit wieder zu schwinden.*) Ebenso ist von den Denominativen auf *-(a)o, -eo, -io* aus die Endung *-vi* auch auf vocalisch auslautende Wurzelverba übergegangen in *navi, pavi, nevi, sevi, sivi* und hier fortwährend geblieben. Diese brauchten nämlich für eine haltbare Perfectbildung eine Stütze, damit nicht der auslautende Wurzelvocal mit dem Bildungsvocal zusammengehe und so das ohnehin kurze Wort seine Formation wieder verliere. Wir müssen-zudem, um die Möglichkeit solcher Analogiebildungen wie die eben besprochenen zu begreifen, bedenken, dass nicht alle Wurzelverba von der Zeit der Gemeinsamkeit her schon alle Tempora fertig mitbrachten. Ihre Perfecta wurden natürlich zum Theil erst in der Einzelsprache gebildet und dann eben nach der für die betreffende Sprache und im betreffenden Fall lautlich bequemsten Formation. Bei einigen derselben, wie *lino-levi* oder *livi*, ist, wenn wir *oblivio*, *ἀλείφω*, und bei *tero-trivi*, wenn wir *τρίβω* vergleichen, vielleicht einfache Bildung von Wurzelform *liv, triv* anzunehmen. Bildungen wie *crepui, cubui, domui, fricui, micui, plicui, secui, sonui, tonui, vetui, rapui* und ähnliche gehören einer Zeit an, in welcher die ursprünglichen Wurzelwörter in die Analogie der abgeleiteten übergingen, und zwar im Präsens bald in die auf *(a)o*, bald in die auf *eo*. Im Perfect kann nun entweder das ursprüngliche *sonere, crepere* zu der Wurzel *son-crep-* ein von den Denominativen her zum Theil aus lautlichen Gründen, wegen Vorliebe von *m* und *l* für *u*, entlehntes *-ui* angenommen haben oder ist das *-ui* aus *sonavi, crepavi* entstanden. In solche Bildungsverhältnisse feste Regel und Princip bringen zu wollen, würde dem Charakter der Zeit widersprechen, der sie angehören. Wenn endlich bei so primitiven Wörtern wie *alo, volo* die jüngere Perfectendung *alui, volui* erscheint, so darf man annehmen, dass diese ursprüngliches Perfect und Aorist verloren haben und an die

---

*) Den Nachweis s. bei Corssen, Aussprache 1² S. 551.

Stelle davon die secundären Bildungen setzten. *ivi* von *eo* gehen, dem im Griechischen kein Perfect entspricht, ist nachträglich auf lateinischem Boden nach den abgeleiteten auf *-io* gebildet worden. Ueberhaupt spricht dafür, dass die Zusammensetzung mit *fui* auf italischem Boden speciell für die Denominative angenommen wurde, der vollständige Mangel einer Analogie im Griechischen. Die Zusammensetzung selbst aber erklärt sich bei Denominativen besonders gut; da nämlich die Bildung von Verben aus Nomina in der Einzelsprache fortging, so ist möglich, dass das Bewusstseyn von der Nominalbedeutung des Stammes bei der ersten Anwendung der Zusammensetzung mit *fui* noch lebendig war.

Man könnte zur Bestätigung unsrer Auffassung der Perfecta auf *-si* verlangen, dass, wenn Perfect und Aorist ursprünglich neben einander standen, von einer Anzahl von Wörtern beide neben einander erhalten seyn sollten. Diess ist freilich nur bei sehr wenigen der Fall; auch darf man *pepigi-panxi*, *pupugi-punxi* nicht einmal dazu zählen; denn bei ihnen haben sich uns ja durch Beibehaltung des *n panxi* und *punxi* als jüngere Bildungen erwiesen, so dass dasselbe Verhältniss vorliegt, wie bei *tetini-tenui*, wo *tenui* offenbar eine jüngere Analogiebildung ist. Dagegen kann man *peperci* und *parsi*, *velli* und *vulsi*, *vidi* und *(di)visi* hieherziehen. Ferner ist immerhin möglich, dass die Conjunctivformen *axim*, *capsim*, *(oc)cisim*, *faxim*, *coxim*, *rapsim*, *taxim* syncopirt wären aus *axisim*, *capsisim* u. s. w. (Corssen, Misspr. II² 561. Lübbert, grammat. Stud. 1. S. 9). Dann hätten wir eine ziemliche Anzahl solcher Doppelbildungen. Indessen wollte man auch alle diese Aoriste neben Perfectformen desselben Stammes nicht gelten lassen, so hat der Mangel an Doppelformen nicht viel zu besagen in einer Sprache, die wir erst aus einer Zeit kennen, in welcher die Vertheilung der in der Bedeutung zusammengeflossenen Formationen unter den verschiedenen Verben sich längst vollzogen haben konnte. Es haben sich ja auch die Futurbildungen auf *-bo* und *am* in der Zeit des Auftretens der Literatur so ziemlich ausgeglichen gehabt,

während es vorher Doppelformen gegeben hatte, wie die vereinzelten *-bo* der sogenannten dritten und vierten Conjugation zeigen (vgl. Neue, lat. Formenl. 2, 341—45).

Eine eigenthümliche Stellung unter den Tempora des Passivs nimmt der griechische Aorist ein, sofern er in den Formen des Activs passive Bedeutung hat. Demnach kann hier die letztere nicht, wie sonst, in den Personalendungen liegen, sondern muss im Stamme gesucht werden. Mit diesem Erforderniss lässt sich die Bopp'sche Erklärung dieser Formen nimmermehr vereinigen. Bopp (Vergl. Gramm. II, S. 517 ff.) sieht in ἐτύφθην eine Zusammensetzung mit ἔθην von τίθημι, und in dem sogenannten zweiten Aorist eine Verstümmlung der Form auf -θην. Dabei nimmt er an, es seyen, wie τυφθήσομαι zeige, ursprünglich active und passive Formen in dieser Weise gebildet, dann die passiven im Aorist verloren worden, worauf die activen ihre Bedeutung übernommen hätten. Diese Vermittlung ist denn doch zu unwahrscheinlich, direct aber dem Hilfszeitwort ἔθην passiven Sinn beizulegen geht vollends nicht. Ebenso wenig hinsichtlich der Bedeutung befriedigend ist die Erklärung, an welche Schleicher (Comp. S. 826) denkt: Die einfachere Form, von welcher auszugehen sey, ἐφάνην, soll das Präteritum einer Bildung φάνημι seyn, bei welcher die formelle Analogie der abgeleiteten Verba verwendet worden wäre zum Ausdruck des Passivs. Wie im lateinischen *erām* und im littauischen *balaú* die Form der abgeleiteten Verba verwendet worden wäre, um die Function des Präteritums auszudrücken, so wäre sie hier dazu verwandt, die des Passivs zu vermitteln. Allein abgesehen von der Frage, ob die Länge des *a* in *erām* die Annahme eines abgeleiteten Verbums nöthig macht*), so hängt sicher die Function des Präteritums nicht am abgeleiteten Verbalstamm, sondern am ursprünglich vorhandenen Augment und der secundären Personalendung. Aber vollends

Griechischer Aorist des Passivs.

*) Die Länge dieses *ā* hat neuestens Corssen, Ausspr. 1², S. 596 als einfache Vocalsteigerung nachgewiesen.

wie soll man es sich denken, dass ein abgeleiteter Verbalstamm die Function des Passivs vermittle? Zu solchen Annahmen gelangt man von einer bloss formell genetischen Auffassung der Formen als einzelner aus. — Diesen Versuchen gegenüber bleibt die Curtius'sche Auffassung des zweiten passiven Aorists, — denn von dieser als der einfacheren Form muss man allerdings ausgehn — immer noch die befriedigendste. Derselbe sieht darin eine Zusammensetzung der Wurzel mit W. *ja* in der Bedeutung 'gehen in', 'gerathen in' entsprechend dem deutschen 'in Verfall gerathen', 'verloren gehen'. (Tempora und Modi 325 ff. Erläuterungen zur Schulgramm. S. 111 f.) Diese Vergleichung mit den genannten deutschen Ausdrücken ist zwar nicht ganz zutreffend, weil hier das Passive in 'Verfall', in 'verloren' liegt, aber man kann sich den abstracten Begriff der Wurzel in Verbindung mit 'gehen' für passive Function zurecht legen; *ἐφάνην* heisst also 'in's Zeigen gerathen' = gezeigt werden. Die Frage ist nur die, ob wir eine specifisch griechische oder eine ursprüngliche Bildung darin sehen wollen. Wenn Curtius (Temp. u. Modi, S. 329) sagt, die griechische Wurzel, welche dem *ja* entspreche, laute *ἑ*, so nimmt er offenbar trotz der Berufung auf die Analogie sanskritischer Passivbildungen mit *ja* doch eine eigenthümlich griechische Bildung an, die nur ihre Möglichkeit auswiese durch einen ähnlichen Vorgang im Sanskrit. Allein ein Verbum von Wurzel *ἑ* in der Bedeutung 'gehen', 'gerathen' ist im Griechischen nicht nachzuweisen, wir haben davon nur das causative *ἵημι*. Auch sollte, wenn wir auf griechischem Boden eine solche Verwendung eines Hilfszeitworts haben, denn doch eine Reihe von Formen damit gebildet worden seyn, und diess ist nicht der Fall. Die Analogie griechischer Präsensendungen mit *ja* ist nicht zutreffend; denn diese sind überliefert, nicht neugebildet. Ferner ist es nicht gerade plausibel, dass innerhalb des Griechischen neben einem überlieferten, schon durchgebildeten Passiv auf ganz andre Art eine neue passive Bildung mit activer Form entstanden wäre. Diesen formellen und

materiellen Bedenken entgehen wir, wenn wir frischweg die griechische Aoristbildung mit Berufung auf die sanskritische Analogie in die Zeit der Gemeinsamkeit zurückschieben. Wir haben (vgl. Bopp, Vgl. Gramm. III, 77, 86) zum Ausdruck des Passivs den Ansatz vom Hilfszeitwort *ja* neben dem Sanskrit auch in jüngeren indischen Bildungen und in diesen liegt der oben angegebene Sinn klar zu Tage. Aber wenn im sanskritischen Passiv dieses *ja* mit den Personalendungen des Mediums auftritt*), so ist diess bereits eine Weiterbildung der ursprünglichen Anwendung, während das Griechische in seinem ἐφάνην die ursprüngliche active Form gewahrt hat, die auf ein *a-bhan-jam* zurückgeht. Es liegt hier also eine ähnliche Verwendung des *ja* als Hilfszeitwort vor wie in der Präsens- und Futurbildung, und wie diese der ersten Periode der Zusammensetzung angehört, so auch der Aorist. Ja es erklärt sich gerade aus diesem Parallelismus, dass die Sprache, um die eigenthümliche passive Bedeutung im Unterschied von der sonstigen Verwendung des *ja* zu wahren, wie sie im Sanskrit eigenthümliche Personalendungen antreten liess, so hier auf ein gewisses Zeitverhältniss sich beschränkte.

Hinsichtlich der Bildung des Aor. I. pass. hat Curtius früher (Temp. u. Modi 330 f.) folgenden Bildungsprocess angenommen: ἐμίγ-jην ältere Form von ἐμίγην sey entstanden zu einer Zeit, in welcher das alte *j* noch vorhanden gewesen wäre; aus ἐμίγ-jην wäre dann durch einen euphonischen Process und Assimilation des consonantischen Wurzelauslauts an ϑ ἐμίχϑην geworden. Später dagegen (Kuhns Zeitschrift für vergl. Sprachforschung I, S. 26 Erläuterungen S. 111 f.) findet er darin eine neue Zusammensetzung, das ϑ kommt ihm jetzt von Wurzel *dha*, griech. ϑε thun, also ἐμίχϑην 'ins Mischen thun gerieth ich.'**) Jedoch angenommen, die Einfügung eines solchen Elementes wäre in der Einzelsprache überhaupt möglich und möglich in der Art, wie es hier an-

*) Passiv: *budhje, budhjase, budhjate* — Medium: *bodhe, bodhase, bodhate.*

**) Denn: 'ins Mischen gerathen that ich' geht doch wohl nicht.

zunehmen, dass vor das -ην die reine Wurzel θε oder θ eingesetzt würde — denn ην soll ja seine eigenthümliche Bedeutung behalten, — zu welchem Zweck würde denn diess geschehen? Wodurch lässt sich in einer spätern Zeit ein solcher, man kann nicht sagen Reichthum, sondern baarer Ueberfluss und Luxus an Formationselementen ohne irgend eine merkliche Modification der Bedeutung erklären? Die Analogieen, welche Curtius (Etym. S. 61 f.) für die Verwendung von θε zur Erweiterung von andern Wurzeln anführt, lassen sich auf die vorgriechische Zeit zurückführen und beweisen Nichts für die specifisch griechische Periode. Gewiss war Curtius hier, wie beim Perfect auf -κα, auf richtigerer Fährte, da er θ als rein lautliches Element auffasste und von ἐμίγ-ιην aus erklärte. Für die Verwandlung des ι in θ hat er selbst in andrem Zusammenhang (Etym. S. 601) Analogieen angeführt, wie τριχθά aus τρίχια. Dafür, dass ein ἐμίγην und ἐμίχθην nur lautlich verschieden sind, spricht der Umstand, dass gerade bei Homer von demselben Verbum mehrfach beide Formen vorkommen ohne irgend einen Unterschied der Bedeutung. Es sind nur verschiedene Ausdrucksweisen derselben Form.

Wenn das Futurum des griechischen Passivs die mediopassiven Personalendungen hat, -ήσομαι u. s. f., so erweist es sich als später gebildet und einer Zeit entsprossen, in der man sich die active Form der Passivaoriste, die man als überkommene gebrauchte und beibehielt, nicht mehr erklären konnte.

Das lateinische Futurum und Imperfectum, das lateinische und griechische Plusquamperfectum, Futurum exactum und die Durchführung der

Das lateinische Imperfectum und das Futurum auf *-bo*, unstreitig specifisch lateinische zusammengesetzte Formen, haben eine klar zu Tage liegende Bildung. An denjenigen Theil des Verbums, der gegenüber den wechselnden Personalendungen constant bleibt, werden die entsprechenden Formen des Hilfzeitworts *fuo: bam, bo* angesetzt. In derselben Weise setzen sich im lateinischen Plusquamperfect und Futurum exactum, sowie im Conjunctiv der andern Tempora ausser dem Präsens die entsprechenden Formen des Hilfszeit-

worts *sum* an: *ama-rem*, *amav-eram*, *amav-ero*, *amav-erim*, *amav-issem*. Sehr zu unterscheiden sind diese Formen von einer Zusammensetzung mit einer Form von W. *as*, wie sie in *ἔλυ-σα* vorliegt; diese ist primär, jene sehr secundär. Unter sich selbst wird man die Bildungen von *fuo* und von *sum* zeitlich so auseinanderhalten dürfen, dass man die ersteren als die älteren anerkennt. Dafür spricht theils der Umstand, dass die betreffenden Tempora des Hilfszeitworts selbst frühzeitig ausser Gebrauch kamen, während die von *esse* sich erhielten, theils das, dass die mit *esse* zusammengesetzten der Bedeutung nach dem Bedürfniss ferner liegen. Die Bildungsgeschichte der einzelnen ist wohl folgendermassen zurecht zu legen: Ursprünglich lauteten die Formen der Hilfszeitwörter *es-jo* und *fu-jo* entsprechend dem griechischen *ἔσ-jομαι*. Wie nun überhaupt zur Bildung der Futura der Verba attributiva sich *-σjω* an die Wurzel ansetzte und diess im Griechischen immer blieb (*λύ-σω* aus *λυ-σjω*), so hatte auch das Latein einmal ein solches Futur, hat es aber nicht bewahrt. Zunächst gab es dasselbe für die vocalisch auslautenden auf, weil es anfing, *s* zwischen Vocalen nicht zu dulden. An der Stelle von *amaso*, *moneso* wählte man die mit *fuio*, *bo* zusammengesetzten *ama-bo*, *doce-bo*, *audi-bo*; denn theils die Zahl der in der Literatur erhaltenen Formen auf *-ibo*, theils die Analogie der übrigen abgeleiteten macht die Annahme nöthig, dass diese Formation auch für die Verba auf *-io* früher allgemein war (vgl. Curtius, Temp. u. Modi S. 325). Wieder waren es also die abgeleiteten, die Denominative, welche diese Zusammensetzung mit dem Futurum von *fuo* beginnen. Und andrerseits ist es möglich, dass wir in den Formen *capso*, *facso*, *iusso* Spuren davon haben, dass in den consonantisch auslautenden die Zusammensetzung mit *-so* noch einige Zeit sich erhielt. Diese Formen*) nämlich können recht wohl als alte Futura gefasst

Modi durch die Tempora und Genera verbi.

*) Sie sind syntaktisch besprochen von Lübbert, grammat. Studien 1, S. 20 f., der Form nach von Corssen II, 555, 562, an welch letzterer Stelle auch die frühere Literatur darüber angegeben ist. Die beiden fassen diese Formen als *Futura exacta*. Dass im spätern Gebrauch

werden; ihre syntaktische Verwendung widerspricht dem nicht. Indessen nachdem die ursprüngliche Zusammensetzung aus den vocalischen verdrängt war, verlor sie auch in den consonantischen ihren Halt, durch *-bo* wollte man sie nicht ersetzen, und so begnügte man sich, den Optativ, der für das lateinische Sprachbedürfniss neben dem Conjunctiv entbehrlich war, hier eintreten zu lassen: *legēm, legēs, legēt,* worauf dann schliesslich an die Stelle von *legēm* noch *legam* trat. Die drei Formen der consonantischen Conjugation, welche vorkommen, *exsugebo, dicebo, vivebo* sind nur nachträgliche vereinzelte Analogiebildungen. Sonst hat die Sprache nicht nur nicht die consonantische Conjugation in die Analogie der vocalischen gezogen, sondern sie hat sogar umgekehrt die Futura von denen auf *-io* in die Analogie von *legam* gebracht, woher *audiam* für *audibo.* — In derselben Periode, in welcher das Futurum auf *-bo* entstand — ob vor oder nach diesem, lässt sich nicht entscheiden — wurde die einfache Imperfectbildung ersetzt durch die Zusammensetzung mit *-bam.* Der Grund dafür lag in dem Aufgeben des Augments im Lateinischen. So blieb auch bei diesem Tempus nur *eram* als einfache Bildung erhalten, wie im Futur nur *ero; -bam* wurde sofort durch alle Arten der *Verba attributiva* hindurch angewandt, weil eben überall das Augment abfiel, *legēbam* aber folgte der Analogie von *monēbam, audiebam* für *audi-bam* der von *legebam.*

Erst in einer noch jüngern syntaktisch weiter gebildeten Periode kam nun auch das Bedürfniss, theils die Zeitverhält-

diese Auffassung berechtigt ist, ist ausser Zweifel. Darum ist aber nicht nothwendig anzunehmen, dass *facso* niemals reines Futurum gewesen seyn könne. Indessen ist diese Frage für die Gesichtspuncte, um die es sich hier handelt, unerheblich. Dass das Latein, wie das Griechische, ein Futur mit *-so* als Erbgut mitbekommen hat, ist an sich wahrscheinlich; auch muss ja, ehe die specifisch italischen Formen auf *-bo* und die Optative eintraten, eine Futurform dagewesen seyn. Es handelt sich also nur darum, ob die späteren Formationen die andern vollständig verdrängt oder ob noch Reste der letztern geblieben sind.

nisse noch weiter auszubilden, theils die Modi der Manchfaltigkeit der Zeiten und Genera verbi anzubequemen. Es fand im Lateinischen zu diesem Behuf eine gleichmässige Ansetzung der entsprechenden Formen von *sum* an den Präsens- und Perfectstamm statt: *(e)sem* an den Präsensstamm: *(lege-sem), legerem; (e)ro, (e)sim, (e)sem* an den Perfectstamm: *(legi-so) legero, (legi-sim) legerim, (legi-sem) legissem*, wobei die Unterschiede, welche in der Zusammensetzungsstelle hinsichtlich der Wahrung des *s* durch Verdoppelung oder seiner Verwandlung in *r*, in der Verkürzung zu *ĕ* oder Beibehaltung des *ī* vorliegen, lediglich lautlichen Charakter haben. Aus *lege-rem* und *legi-ssem*, verglichen mit *lege-ro, lege-rim*, ergibt sich mit Sicherheit, dass in der Zeit, in welcher jene Formen gebildet wurden, der Conjunctiv des Imperfects von *sum esem* lautete. Da diese Form eine specifisch lateinische ist, so kann sie nicht, wie angenommen wird (Corssen,Ausspr. II², 728) aus *esa-ia-mi* entstanden seyn; denn von einem Moduselement *ia* hatte man damals kein Bewusstseyn mehr. Es wird vielmehr einfach nach der Analogie von *esiem* statt des *-am* von Indicativ *es-am* ein *-em* angetreten seyn. Beim Antreten an *-vi* und *-si* ergaben sich durch Synkope und Assimilation aus *amavi-so* ein *amasso*, aus *habevi-so habesso*, und ähnlich aus *dixi-sim dixim* u. dgl., Formen, welche nur lautliche Differenziirungen der andern *habuero, habuerim* sind. Ob in der Zeit, in welcher diese Classe der Zusammensetzungen entstand, der Aorist auf *-si* noch als solcher neben dem Perfect bestand und gefühlt wurde und desshalb von ihm aus Conjunctive sich bildeten, wie die erhalten gebliebenen *nocsim, rapsim, incensim*, muss man dahingestellt seyn lassen. Jedenfalls trennen wir diese letztern Formen, wie die ganze Classe dieser Zusammensetzungen mit Formen von *sum* von den Futuren *capso, faeso*, indem wir, wie oben bemerkt, in diesen Reste einer früher allgemeineren Futurbildung oder primäre Zusammensetzungen sehen.

Das Griechische hat in seinem Plusquamperfectum den Versuch gemacht, nach Analogie des Imperfects eine einfache

Bildung herzustellen durch Anhängung der secundären Personalendungen an den mit Augment versehenen Perfectstamm. Im Mediopassiv hat die Sprache diess in der That leicht beibehalten ἐ-λελύ-μην, weil hier eine Zusammensetzung mit dem Hilfszeitwort zu umständlich gewesen wäre. Im Activ dagegen zog man die Zusammensetzung mit -εσα [(ἐ-λελύκ-εσα, ἐλελύκεα, ἐλελύκει(ν)] der einfacheren Form vor, weil nun einmal dem Denken der Einzelsprache eine Zusammensetzung geläufiger war. So haben sich nur wenige Formen der einfachen Art erhalten: ἐμέμηκον, ἐπέφυκον, bei denen das Perfect Präsensbedeutung hatte, ἐδείδιμεν, ἐπέπιθμεν, diese bei Homer, ἀπετέθνασαν, ἕστασαν auch bei Späteren. (Vgl. Curtius, Temp. u. Modi S. 230—33. Kühner, ausf. Gramm. 2. Aufl. S. 534.)

Die Modi hatte das Griechische, wie diess bei den andern Sprachen der Fall war, zunächst nur als Modificationen des Präsens erhalten. Es trug nun aber in derselben einfachen Weise wie anfänglich beim Plusquamperfect die Moduselemente, die bei ihm sich noch deutlicher zeigten, auf dem Wege der einfachsten Analogie auf die andern Tempora über. So scheint es, als ob die Conjunctive λελύκω, λύσω, λύωμαι, λυθῶ, die Optative, λελύκοιμι, λύσαιμι, λυοίμην, λυθείην derselben Bildungsperiode angehörten wie Conjunctiv λύω und Optativ λύοιμι, und doch sind sie sicher erst auf griechischem Boden entstanden. Denn es setzt bereits eine in Anwendung syntaktischer Verhältnisse vorgeschrittene Zeit voraus, die Modusbegriffe auf die verschiedenen Zeitverhältnisse überzutragen.

Die Infinitive. In der hergebrachten grammatischen Gruppirung werden die Infinitive als ein Modus bezeichnet. Bekanntlich nehmen sie aber eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen Nominal- und Verbalbildung ein. Das thatsächliche Verhältniss ist folgendes: die indogermanischen Sprachen besitzen von den verschiedenen Tempusstämmen Nominalbildungen abstracter Bedeutung, welche constant nur in einem Casus, sey es Dativ, Locativ, Accusativ, Genitiv vorkommen. So wird vom

sanskritischen Präsens *g'ivami* = *vivo* das abstracte Substantiv *g'iv-as* gebildet 'das Leben.' Dieses kommt aber nur vor im Dativ *g'ivasê* = *vivere.* Ferner ein ursprünglicher Perfectstamm *riraik-* (W. *rik*), griech. *λέλοιπ-* nimmt das Nominalbildungselement *ana* an und macht daraus ein abstractes Femininum *riraikana*, das Verlassenhaben, gebraucht dasselbe aber nur in der Form des Locativ Sing.: *riraikanai, λελοιπέναι.* Im Griechischen wird dann *-εναι* die stereotype Endung des Perfects und hängt sich, ohne dass von dem Wesen der Form noch ein Bewusstseyn da wäre, an jeden neugebildeten Perfectstamm an. Ebenso ist die Bedeutung dieser Formen nur anfangs die des Casus, den sie formell repräsentiren; im weiteren Verlauf wird sie allgemeiner und geht in alle Casusverhältnisse ein. Besonders instructiv ist in dieser Beziehung der von Bopp, vergl. Gramm. III. S. 260, §. 850 besprochene sanskritische Infinitiv auf *-anê.* Das durch *-ana* gebildete Abstractum wird als Infinitivbildung zum Ausdruck des ursächlichen Verhältnisses, wie es sonst der Dativ repräsentirt, in den Locativ gestellt, der im Sanskrit überhaupt häufig den Dativ vertritt, und zwar regieren diese Infinitivlocative in der Regel, nach Art gewöhnlicher Substantive den Genitiv; z. B. *bhartur anvêshanê tvara* 'in eines Gatten Suchung eile' d. h. einen Gatten zu suchen eile. Nun findet man aber auch diesen Locativ als Ausdruck des Accusativverhältnisses, regiert von *s'ak* 'können': *na s'êkur grahanê tasja dhanushah* 'nicht konnten sie aufnehmen diesen Bogen.' Es ist also schon von dieser Analogie aus verfehlt, wenn Leo Meyer*) im Griechischen nachweisen wollte, dass dem Gebrauch des Infinitivs bei Homer noch das Dativverhältniss, das er als die ursprüngliche Form des Nomens ansieht, zu Grunde liege. Es ist nur so viel richtig, dass in der homerischen Sprache der Gebrauch des Infinitivs darin noch eine Reminiscenz seines Ursprungs zeigt, dass das Verhältniss

*) Leo Meyer, der Infinitiv der homerischen Sprache. Göttingen 1856.

eines abhängigen Casus die vorherrschende Constructionsweise ist.

Dass nun Verbalstämme zu Nomina abstracter Bedeutung weiter gebildet werden, hat gewiss nichts Unbegreifliches. Man kann sich das genetische Verhältniss so zurecht legen, dass solche Bildungen ausgingen von Präsensstämmen, welche mit der Wurzel identisch waren oder von Stämmen mit thematischem *a*, die ebensowohl Stämme für Nomina als für Verba abgaben. Das Eigenthümliche aber ist das, dass von diesen Nomina immer nur éin Casus im Gebrauch ist und zwar, vom Sanskrit aus zu schliessen, beinahe von jeder Bildung ein verschiedener. Die Erklärung dieses Verhältnisses muss ganz besonders berücksichtigt werden, wenn man darüber ins Reine kommen will, ob solche Infinitivbildung der Zeit der Gemeinsamkeit oder der Trennung angehöre. G. Curtius sagt (Zur Chronologie der indogerm. Sprachf. S. 76 f.): „Im Infinitiv hat die Wissenschaft längst vereinzelte Casusformen von Nominibus actionis nachgewiesen. Allein die grosse Manchfaltigkeit verschiedener Bildungen der Art, die namentlich im Sanskrit vorliegt, und die grossen Verschiedenheiten der einzelnen Sprachen in der Wahl der zu diesem Zwecke verwendeten Suffixe machen es fast zur Gewissheit, dass der Infinitiv als solcher sich erst nach der Sprachtrennung bei den einzelnen Völkern selbständig gebildet hat. Höchstens könnte man verschiedene Ansätze und gleichsam Versuche dazu schon für die Periode der Einheit vermuthen.“ Ich gestehe, dass mir gerade das entgegengesetzte Verhältniss wahrscheinlicher ist. Für die griechischen Infinitivendungen -*μεναι*, -*εναι*, -*ναι*, -*θαι*, -*σθαι* finden sich überall Analogieen im Sanskrit. Mag man, wozu Bopp geneigt ist (Vgl. Gramm. III, 323 f.), die ganze Gruppe -*μεναι*, -*εναι*, -*ναι*, -*ειν* auf éine Form zurückführen, oder, was wahrscheinlicher ist, mit Schleicher (Compend. S. 415. 425) innerhalb derselben wieder eine Gruppe mit -*μεναι* und eine zweite mit -*εναι* herausstellen, immer findet sich sanskritische Anknüpfung: *εναι* wäre mit der oben besprochenen Locativform auf -*anê* zusammenzu-

nehmen, *-μεναι* aber nicht, wie Schleicher S. 455 will, als Locativ eigenthümlich griechischer Bildung zu betrachten und zusammenzunehmen mit Particip auf *-μενος*, sondern nach den von Bopp III, 325 f. und Benfey, Orient und Occident I, 606. II, 97. 132. (vgl. Schleicher S. 416 Anm.) angeführten Analogieen als Dative von einem mit Suffix *-man* gebildeten Abstractum. Die auf *θαι* und *σθαι* aber sind befriedigender Weise von Schleicher S. 463 mit den vedischen Infinitiven auf *dhjai*, Dativen von Abstracten auf *-dhi* identificirt worden. Eine Hereinnahme eines Hilfszeitworts von W. *θε* = urspr. *dha* ist durchaus überflüssig. Möglich, dass das ursprüngliche Suffix *dhi* mit der Wurzel *dha* zusammenhängt, aber dass auf griechischem Boden analog einer vedischen Bildung von *dha* eine entsprechende *σθαι* von *θε* gebildet worden wäre, ist unmöglich.

Denkt man sich also die Erbschaft der griechischen Sprache an Infinitiven so, dass zunächst nur für die Präsens- und Perfectstämme die Formen *λεγέμεναι* und *λεγέναι*, *ἱστάναι*, *λελοιπέναι*, *βουλεύεσθαι* gebildet wurden, so bleibt als specifisch griechisch nur das nach Analogie der Präsentia auf die Aoriste übergetragene *ναι* oder *αι*: *στῆναι* von *ἔστην*, *λῦσαι* von *ἔλυσα*, *τεθῆναι* von *ἐτέθην*, ferner *βεβουλεῦσθαι* von *βεβούλευμαι*, also nur die Durchführung durch einige Tempora mittelst des einfachsten Analogieverfahrens. Dass Infinitive von solchen Tempusstämmen, wie der Inf. Perf. Pass., erst im Verlauf der specifisch griechischen Formverwendung zum Bedürfniss einer kunstvolleren Rede gebildet wurden, ist leicht zu begreifen. Aber auch für die Form *λῦσαι* ist es das Gerathenste anzunehmen, dass das Bedürfniss, auch das Aoristverhältniss infinitivisch auszudrücken, erst im Verlauf der Zeit eintrat und dann einfach von *λυσα* aus mit Annahme der Endung *αι* gebildet wurde ohne Bewusstseyn von der ursprünglichen Formation. Zurückzugehen für diese Form auf die Identität mit sanskritischen Infinitiven auf *-sê* und diese in einer Anwendung zu denken abgelöst von einem bestimmten Indicativ, wie es beim Lateinischen

allerdings der Fall ist, ist schon desshalb unthunlich, weil wir dann für die Erklärung des *σ* in *λῦσαι* einen Luxus von Motiven hätten, einmal vom Aoristcharakter her und dann von der Infinitivendung.

Das Lateinische hat scheinbar eine besondere Bildung in den zwei sog. Supinen auf *-tum* und *-tu*. Dass diess nichts als Infinitivbildungen sind in dem Sinne, wie wir diese im Vorstehenden bestimmt haben, d. h. Verbalnomina, die in gewissen Casus erstarrt sind, kann nicht zweifelhaft seyn. Sind ja doch die Verbalnomina auf Stamm *tu-* (*ortus, interitus* u. s. f.) im Lateinischen eine ganz geläufige Erscheinung. Aber wie kommt es nun, dass hier im infinitivischen Gebrauch zwei Casus erhalten sind? Ferner ist nicht, weil hier der ursprüngliche Gebrauch sich viel deutlicher erkennen lässt, diese Bildung eine specifisch lateinische und ganz junge? Ich fasse das genetische Verhältniss folgendermassen: die Analogie der sanskritischen und litauischen Infinitivaccusative auf *-tum* (Bopp, Vgl. Gramm. III, S. 292 ff.) zeigt, dass der Infinitiv auf *-tum* eine ursprünglich gemeinsame Form ist, die im Griechischen der Durchführung anderer Infinitivanalogieen wich, im Lateinischen aber sich erhielt. Weil er nun aber hier so leicht als Casus sich erkennen liess, so hat man nachträglich im Lateinischen auch noch einen weiteren Casus obliquus, den Dativ oder Ablativ — denn beides ist formell und syntaktisch möglich — nachgebildet, der Construction nach halb lebendig, halb erstarrt und so zugleich mit dem Accusativ auf *-tum* eine eigenthümliche Stellung gegenüber den andern Infinitiven einnehmend.

Sonst aber erscheint der lateinische Infinitiv durchweg als einfache Wiederholung desselben ererbten Elements, und zwar ist es die eben erwähnte, im Sanskritischen *ǵivasê* vorliegende Endung *-se*, welche sich der Reihe nach an alle Tempusstämme anhängt, die überhaupt im Infinitivverhältniss verwendet werden sollen. Hier handelt es sich also lediglich darum, wie man die verschiedenen Formen lautlich erklären soll, die durch das Antreten von *-se* bewirkt wurden. Der Infinitiv

des Passivs aber, dessen formelle Erklärung ein schwerlich sicher zu lösendes Problem ist, ist jedenfalls keine originelle Neubildung, sondern nur entweder eine Zusammensetzung activer Form mit dem Reflexivum oder eine Zusammensetzung von Wortstamm und geformten Infinitiven. Uns scheint aus einem Grunde, der unten beim lateinischen Mediopassiv zur Sprache kommt, das Erstere wahrscheinlicher als die von Lange (über die Bildung des lateinischen Infinitivs Präs. Pass. Wien 1859) versuchte Deutung, nach welcher *legier, amarier* aus Zusammensetzungen des Stammes mit *fiere, siere* hervorgegangen wäre. Aber wie dem auch seyn mag, ein Motiv, das über die auch sonst jeder Einzelsprache zu vindicirenden Analogieen und Zusammensetzungen hinausginge, liegt hier nicht vor.

Verhält es sich nun aber mit den griechischen und lateinischen Bildungen in angegebener Weise, steht also formell kein Hinderniss im Wege, sie durchgängig auf ererbte Formationen zurückzuführen, so darf man sich die Bildungsgeschichte des Infinitivs vielleicht so zurechtlegen: Es muss noch in der Zeit, in welcher die obliquen Casussuffixe in die Sprache eingeführt wurden, die Anwendung der Stammbildungselemente einerseits und der Tempusstämme andrerseits eine völlig bewusste gewesen seyn. Demgemäss war die Sprache fähig, wenn sie den Begriff des Verbums in einem bestimmten Zeitverhältniss als Abstractum geben wollte, ihn mittelst Ansetzung eines Abstracta bildenden Suffixes an den Präsens- oder Perfectstamm zum Nomen zu machen. Sie that diess — sey es, was wahrscheinlicher ist, vermöge eines inneren Verhältnisses zwischen dem Stammbildungssuffix und dem betreffenden Casus oder vermöge einer gewissen Laune — bei jedem derartigen Suffix nur in einem bestimmten Casus, vorzugsweise Locativ oder Dativ, jedenfalls aber immer nur zum Ausdruck eines obliquen Casusverhältnisses. Derartige Bildungen mögen in der Zeit der Gemeinsamkeit nach einander mancherlei entstanden seyn, mit Suffix *-man* und dem Dativ, *-ana* und dem Locativ, *-tu* und dem Accusátiv u. dgl.;

aber nachdem schon frühe der einzige Casus verschiedene Functionen zu übernehmen bekommen, war auch eine grössere Anzahl solcher Bildungen weniger Bedürfniss, und so nahm bei der Trennung der Sprachen der eine Zweig mehrere, der andere weniger hinüber, das Sanskrit am meisten, das Latein am wenigsten. Andererseits aber dehnte man jetzt diese Art von Verbalnomina auf die verschiedenen Tempusstämme aus. Gerade der Umstand, dass schon frühe der éine Casus verschiedene Beziehungen vertreten musste, oder dass überhaupt nur éin Casus bei einem Element angewandt wurde, macht es unwahrscheinlich, dass die einzelnen Sprachen jede für sich so eigenthümlich verfahren wären.

Das lateinische Mediopassiv. Eine merkwürdige Stümpfheit in der Formation zeigt endlich das lateinische Mediopassiv, die letzte Verbalbildung, die wir noch zu betrachten haben. Wenn wir uns das so natürliche Motiv der ursprünglichen im Sanskrit und Griechischen massgebend gebliebenen Bildung des Mediums vergegenwärtigen, Präsensstamm *bhara-* Activ *bharami* 'tragen ich', Medium *bhara-ma-mi* 'tragen mich ich', so ist es dem gegenüber offenbar eine sehr mechanische Art der Bildung, wenn, wie es im Latein anzunehmen ist, die fertigen Flexionsformen des Activs zusammengesetzt werden mit dem immer gleichen Reflexivum *-se: amo-se, amas-i-se, amat-i-se* u. s. w.*) Man kann sich ein solches Vorgehen der Sprache nur erklären, wenn man mit Bopp, vergl. Gramm. II, 322 annimmt, dass sie dabei ausging von der dritten Person und von da aus mit demselben reflexiven Element in die übrigen Personen vordrang, ohne sich von der eigentlichen Bedeutung desselben Rechenschaft zu geben. Für eine solche successive Bildung spricht auch der Umstand, dass die 2. Pers. Plur.: *amamini(estis)* in ganz anderer Weise, nämlich mit einer Umschreibung und nicht reflexiv, sondern passiv gebildet wurde, mit derselben Umschreibung, welcher die Hälfte der Passiv-

---

*) *amat-i-se*, sofern der Bindevocal erst nach Eintritt des *r* zu *u* wird.

bildung des Latein anheimfiel. Bemerkenswerth ist aber bei jener reflexiven Medialbildung, dass hier mit zwei vollen Formen operirt wird, die wie eine organische Bildung zusammenwachsen. In dieser Beziehung steht sie ganz einzig da, selbst das slawolettische Mediopassiv, das ebenfalls aus Activform und Reflexivum der 3. Pers. besteht, ist nur zur Hälfte analog, sofern das an den Schluss gesetzte Reflexiv beweglich ist und unter Umständen auch am Anfang stehen kann. Wir haben also hier eine lateinische Sonderbildung, die in der Mitte steht zwischen der Zusammensetzung und Umschreibung. Die Sprache hat noch die Tendenz, einheitliche Formen zu gestalten, allein es gelingt ihr nur der Form nach oder mit einem Widerspruch zwischen Form und Gedanken, indem jene weiter geht als dieser; die beiden Theile, welche zusammengehen, sind eigentlich dazu bestimmt, nur an einander zu rücken; statt dessen vereinigen sie sich vermöge des Nachklangs der bisherigen Einheitstendenz zu einer Zusammensetzung vollständig.

Damit ist aber die formative Kraft der Sprache in ihrem letzten Stadium angekommen. Die einzelnen Formen desselben Tempus sind theils mittelst Bindevocals zusammengestellt und dann den Lautgesetzen gemäss weiter gestaltet, theils nur Analogiebildungen, in denen ein Element der Bildung typisch verwendet wurde. Z. B. *amabat-u-se* gibt *amabatur;* das erklärt sich; allein *amabar* kann lautlich nicht aus *amabam se* abgeleitet werden, sondern es ist hier eben *-r* als Typus, als Charakterlaut der Mediopassivbildung betrachtet worden und an die Stelle des activen *-m* getreten. Angesichts dieser oberflächlichen Art der Analogiebildung kann man sich auch leichter entschliessen, die schon besprochenen Infinitivformen des Präsens Passivi in derselben Weise zu erklären; nämlich *amarier* und *legier* als eine Verbindung der Activform mit *se* anzusehen, wenn auch der lautliche Process nicht so glatt sich zurechtlegen lässt.

Die umschreibenden Formen des Mediopassivs *amatus sum* u. dgl. gehören nicht mehr in diesen Zusammenhang, oder

höchstens in der Beziehung, als sie die Grenze jeder originellen Formbildung bezeichnen. Sie sind bereits eine syntaktische Zusammenstellung fertiger Formen.

Die Zusammensetzung von Wörtern.

Den Abschluss der Formenlehre pflegt sowohl in den Schulgrammatiken als in den wissenschaftlichen die Lehre von den zusammengesetzten Wörtern zu bilden. Auch für uns ist dieses Kapitel von Interesse, ja sogar von einem ganz hervorragenden, sofern einerseits in ihm das, was wir bekämpfen, in besonderem Masse der Fall seyn soll, andrerseits nach unsrer Ansicht das Gegentheil sich hier deutlich erweisen lässt.

Schleicher definirt in seinem Compendium (S. 348) die Wortzusammensetzung als ein secundäres Mittel der Stammbildung, näher als Verbindung zweier Wortstämme zu einem einzigen. Man wird aber wohl besser thun, schon für die Definition einen andern Gesichtspunkt zu wählen. Während nämlich die Flexion es zu thun hat mit der Verbindung unfertiger Bestandtheile, der Wurzeln, Stämme und Suffixe, zum Worte, haben wir hier es zu thun mit der Zusammensetzung entweder von zwei fertigen oder wenigstens von einem unfertigen mit einem fertigen Wort, welch letzteres als zweites Glied der Zusammensetzung fungirt. Es verliert zwar öfters auch dieser zweite Theil seine gewöhnliche fertige Form, aber nur um sie mit einer andern zu vertauschen, ein Process, der nicht identificirt werden darf mit dem, nach welchem ein Stamm sich ein Flexionssuffix ansetzt. Wer von *λόγος* und *γράφω* das Wort *λογογράφος* bildete, hatte allerdings für das zweite Glied kein fertiges Wort *γράφος* vor sich, aber er ging in Gedanken von irgend einer fertigen Form von *γράφω* aus und bildete davon nach zahlreichen Analogieen von *nomina agentis* sein *γράφος*. Wer von *longus* und *manus* das Wort *longimanus, a, um* bildete, der machte nicht etwa einen neuen Stamm *manus* der zweiten Declination, sondern er setzte, um der sonstigen Adjectivbildung analog zu bleiben, einfach das *us* der vierten vom Substantiv *manus* um in die Adjectivendung *-us, a, um.* Von diesem Gesichtspunct aus ist auch der Abstand der Zusammensetzung von der

Zusammenrückung wie sie in *respublica*, *quemadmodum*, den *Verba composita* u. dgl. vorliegt, nur ein relativer, kein absoluter. Bei der letzteren sind es freilich zwei ganz entschieden fertige Wörter, welche, wenn man will, in mechanischer Weise zusammengeschoben werden durch Einheit der Betonung. Aber eben in letzterem Umstand liegt das, was sie der Zusammensetzung nahe bringt. Wie in dieser das, was von fertigen Bestandtheilen verwendet wird, seine vorherige Fertigkeit aufgibt zu Gunsten einer neuen, so thun es auch, wenn anders die Betonung mit zu der Formation gehört, die zusammenzurückenden Wörter. In *ἀναφέρω*, *absolvo* bleiben die zwei zusammentretenden Bestandtheile lautlich intact, aber statt zweier Tonstellen gibt es nur noch eine.

Indessen mit solchen Zusammenrückungen haben wir es hier nicht zu thun, da in ihnen ein Vorgang vorliegt, so einfach und so alltäglich, dass hier von eigenthümlich neubildender Thätigkeit der Sprache nicht die Rede seyn kann. Es handelt sich dabei höchstens um lautliche Veränderungen, die infolge des Zusammentreffens von Aus- und Anlaut, und des Zusammengehens der Wörter unter éine Betonung zumal im Lateinischen sich ergeben, wie wenn aus *com* und *lego* *colligo* wird; diess aber ist einfach ein Theil der Lautlehre, und dieser nachzugehen, liegt unserer Untersuchung ferne. Wir haben vielmehr hier nur mit den Zusammensetzungen zu thun, in welchen aus zwei Nomina oder aus einem Verbum an erster Stelle und einem Nomen ein neues einheitliches gebildet wird, also mit Wörtern, wie die obengenannten *λογογράφος*, *longimanus* und *ἀρχέκακος*. Welchen Grad formativer Kraft — fragen wir — entwickelt hier die Sprache?

Die Bedeutungen, welche in solchen Zusammensetzungen von formell gleicher Art geschaffen werden, sind manchfaltiger Art. Man pflegt im Anschluss an die indischen Grammatiker sechserlei Arten zu unterscheiden, von denen aber die eine eben zu denen gehört, die wir ausschliessen, nämlich die adverbialen Zusammenrückungen, wie *παράχρημα*, *admodum*. Die fünf übrigen sind: 1) die — im Griechischen

und Lateinischen sehr seltenen — copulativen *νυχθήμερον*, *suovetaurilia;* 2) die possessiven *μεγάθυμος*, *magnanimus;* 3) die determinativen *ἀκρόπολις*, *meridies = medidies;* 4) die Abhängigkeitscomposita *λογογράφος*, *signifer;* 5) die collectiven oder Zahlzusammensetzungen *τρινύκτιον*, *trinoctium.* Davon sind übrigens genau genommen die von der letzten Classe den übrigen nicht coordinirt, sondern lassen sich in sie einreihen. Gebildet werden solche Composita theils im Volksmund zum Zwecke kurzer charakteristischer Bezeichnung, insbesondere zur Namengebung, zur Schöpfung technischer Ausdrücke oder zu komischer Bezeichnung, theils in der Literatur zu dichterischen Zwecken als lobende oder beschreibende oder pathetische Beiwörter. Gewöhnlich sind es adjectivische *nomina agentis*, welche so gebildet werden, selten abstracte Substantive. Das Gemeinsame aller aber ist das, dass der Kürze und Einheitlichkeit zulieb die Bestimmtheit der Form und in ihr der logischen Beziehung aufgegeben wird, welche das erste Glied haben sollte, sofern dieses nicht flectirt ist, während doch seine Beziehung zum zweiten oder zur Gesammtbedeutung eine flectirte Form erfordern würde, nämlich zum zweiten in den Abhängigkeitscomposita *λογογράφος* = *λόγους γράφων*, zur Gesammtbedeutung bei den copulativen, possessiven und determinativen. Die Unbestimmtheit der Form des ersten Gliedes steht eben in innerem Zusammenhang damit, dass so manchfaltige Bedeutungen dadurch ausgedrückt werden können.

Was nun die formale Seite betrifft, so haben wir die Bildung des zweiten Gliedes und damit die Wortbildung des Ganzen schon erledigt: sie besteht in ganz einfachen Analogiebildungen, die nichts Anderes sind, als wenn ich nach Vorgang eines *dator* von *dare* ein *orator* von *orare* bilde. Weniger einfach verhält es sich aber mit der Form, in welcher das erste Glied auftritt, und es bedarf diese einer längeren Erörterung. Die herrschende Ansicht darüber ist folgende:*)

*) Das Interesse, welches diese Wörter als wesentliches Stück des dichterischen Apparats namentlich bei den griechischen Dichtern haben,

Das Princip der Zusammensetzung ist ein allgemein indogermanisches. Das erste Glied wird in der Form des reinen Stammes gesetzt, und es hat sich diess, wie es im Sanskrit durchaus in Geltung geblieben ist, so auch in den andern Sprachen vielfach behauptet, nur natürlich mit lautlichen Modificationen. So sind beim Zusammentreffen des Stammauslauts des ersten Gliedes mit dem Anlaut des zweiten Wortes die in der betreffenden Sprache begründeten Aenderungen, Assimilationen, Elisionen vorgekommen oder es ist unter dem Einfluss der Accentverlegung der Stammauslaut geschwächt worden. Aber es sind nun auch stärkere Ausweichungen in der Compositionsstelle bemerkbar, und über diese gehen die Ansichten weit auseinander: entweder erklärt man dieselben aus

nicht minder als die Schwierigkeit der formellen Erklärung des ersten Gliedes haben eine reiche Literatur über diesen Gegenstand hervorgebracht und namentlich in neuester Zeit haben sich jüngere Kräfte mit Vorliebe darauf geworfen. Ich citire ausser Bopp, vergl. Gramm. III §§. 962 ff. folgende Schriften: Lobeck, Parerga ad Phrynichum cap. I—IV. Pott. etymolog. Forschungen (an versch. Stellen. Jak. Grimm, deutsche Grammatik. Bd. II. Justi, Zusammensetzung der Nomina in den indogermanischen Sprachen. Gött. 1861. G. Curtius, Erläuterungen zur Schulgramm. S. 138 148. Weissenborn de adiectivis compositis Homericis. Halle 1865. Berch, über die Composition der Nomina in den homerischen Gedichten. Kiel 1866. Rödiger, de priorum membrorum in nominibus graecis compositis conformatione finali. Leipzig 1866. Clemm, de compositis graecis, quae a verbis incipiunt. Giessen 1867. Düntzer, die Lehre von der lateinischen Wortbildung und Composition. Köln 1836. Corssen, Aussprache u. s. w. II². 136 ff. 316 ff. u. a St. Ich selbst habe in Fleckeisens Jahrbüchern für Philol. 1870. S. 289—302 die zusammengesetzten Nomina bei Homer einer Untersuchung unterworfen, welche auf die Gesichtspuncte hinauskommt, die ich hier in allgemeinerem Zusammenhange geltend mache. In der That genügt Homer, um das Wesen dieser Formationen erkennen zu lassen. Ich verweise hinsichtlich des Beweismaterials auf diese Specialausführung, werde ihr aber das zur Erläuterung Dienliche auch hieher entnehmen. Andrerseits erhält das dort Gesagte durch den Zusammenhang, in welchem es hier erscheint, einen festeren Hintergrund. — Bemerkenswerth ist, dass Schleicher in seinem Compendium der vergl. Gramm. S. 348 f. sich begnügt, das Wesen der Wortzusammensetzung im Verhältniss zum Begriff der Stammbildung zu bestimmen, dagegen die Geschichte dieser Bildungen ganz ausser Acht lässt. Uns ist es gerade um die Weiterbildung des ursprünglich Gegebenen zu thun.

Casusformen (Pott), oder sagt man, es habe sich zur Erleichterung des Zusammengehens ein Compositionsvocal eingeschoben (Bopp und zum Theil Curtius), lateinisch *i*, griech. *ο*, das zu *ι* geschwächt oder zu *η*, *αι*, *οι* gesteigert wurde (Bopp) oder *α*, theilweise zu *η* und *ᾱ* gesteigert, zu ο, *ι* geschwächt (Curtius), oder endlich nimmt man, so zu sagen, metaplastische Stämme an, z. B. Uebergang eines consonantischen Stamms in einen *i*-stamm, St. *ἁλ* von *ἅλς* zu *ἁλι* u. dgl. (Rödiger). In denjenigen Fällen, in welchen man das erste Glied als von verbaler Natur fasst, bezeichnet man als Bindevocale *ε*, *ι*, ο. Nun ist aber bei der Annahme eines Compositionsvocals, welche, wie gesagt, die reine Stammesnatur des ersten Glieds voraussetzt, wohl zu beachten, dass wir es zu thun haben mit Bildungen, welche durch alle Perioden der Sprache hindurchgehen, und bei Dichtern, welche solche Wörter neu bilden, Producte individueller sprachlicher Reflexion sind. Man schreibt also einem solchen Dichter späterer Zeit die Fähigkeit zu, die sprachliche Operation vorzunehmen, mit der man einen reinen Stamm aus einem flectirten Wort herausstellt. Da hätten wir also wenigstens jene tertiäre Stufe sprachlicher Kraft, die wir oben angegeben, d. h. die Fähigkeit, die Elemente der Wortbildung mit Bewusstseyn anzuwenden, durch alle Zeiten hindurch in Thätigkeit.

Die Möglichkeit dieser Annahmen läugnen wir nun auch hier entschieden und glauben, alle derartige Bildungen auf einfachere und der jeweiligen Bildungsperiode angemessenere Weise erklären zu können.

Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, Zusammensetzungen zu besprechen, auf dem Verbalgebiet bei der Präsensbildung. Wir haben dort Präsentia gefunden, die aus einem ungeformten ersten Glied und einem geformten zweiten, d. h. mit *-jami*, *-skami*, *-dhami* (*io*, *sco*, *do*) in der Zeit der Gemeinsamkeit sich bildeten und haben gesehen, wie diese Bildungen sich fortsetzten in den Einzelsprachen, z. B. im sanskritischen *çraddadhami*, im gothischen *sokidedum*, im latei-

nischen *calefacio* u. ähnl. (oben S. 25 f.). Aber wenn auch bei den ersten Bildungen dieser Art der ungeformte erste Theil mit Recht als Stamm bezeichnet werden konnte, so war diess in den späteren Bildungen der Einzelsprache nicht mehr der Fall, sondern es handelte sich hier, wie wir annahmen, nur um den vageren Begriff einer Form, die im Flexionssystem gegenüber den beweglichen Flexionselementen relativ feststand. Aehnlich sind nun offenbar die zusammengesetzten Nomina; auch ihre Bildung hat angefangen in der Zeit der Gemeinsamkeit und ist mit verändertem Bewusstseyn von der Sache in den Einzelsprachen fortgesetzt worden, nur ist die Erklärung der Zusammensetzungsformen, welche in historischer Zeit auftreten, nicht so einfach, wie bei den zusammengesetzten Präsentia, deren Bildung quantitativ und zeitlich sehr beschränkt ist und in die historische Zeit überhaupt nicht mehr hereinreicht. Wir müssen uns also für die zusammengesetzten Nomina nach eigenthümlichen Erklärungen der Formen des ersten Glieds umsehen.

Dass bei der ersten Formation die Intention der Sprache war, den reinen Stamm zu setzen, haben wir keine Ursache zu bezweifeln und nehmen demnach an, dass die Zusammensetzung noch hinaufreicht in eine Zeit, in welcher die Stämme neben den fertigen Wörtern noch mit einer gewissen Selbstständigkeit standen. Diesem Ursprung entsprechend zeigt noch im Griechischen ein grosser Theil solcher Wörter, wenn man die lautgesetzlichen Veränderungen nach rückwärts vornimmt, die reine Stammform im ersten Glied, so in θυμοδακής von θυμο- aus *dhuma-*. Ohne Zweifel wurde eine erhebliche Anzahl solcher Bildungen direct und ganz in die Einzelsprache mit herübergenommen, namentlich als Eigennamen, und es war nun ein sehr leicht zu bewerkstelligendes Verfahren, da, wo keinerlei lautliche Schwierigkeit sich ergab, den überlieferten Bildungen ähnliche nachzubilden, einem θυμοδακής ein δολοφραδής u. dgl. Lautliche Schwierigkeit aber lag am wenigsten bei denjenigen Classen vor, bei denen der Stamm des ersten Glieds vocalisch aus-, das zweite Glied

consonantisch anlautete. Diese sind denn auch im Griechischen zahlreich, insbesondre die von einem ersten Glied aus der o-Declination. Bei Homer gibt es von 307 deren auf -o von der zweiten Declination 85, auf -ι zwei (**δαΐφρων, πτολίπορθος**), auf -υ 18; bei Pindar von 207 erhaltenen Composita 69 auf -o der zweiten, bei Aeschylos von 349 erhaltenen 109 auf -o der zweiten, wobei natürlich immer nur die gezählt sind, bei welchen das o sich erhalten hat. Bei denen sodann, bei welchen das zweite Glied vocalisch anlautete, wurde nur das -o elidirt, wie in **θυμ-αλγής**, sie blieben also in der Analogie und erlitten nur eine der einfachsten lautgesetzlichen Modificationen. Bezeichnend dafür aber, dass man nicht die Tendenz hatte, den reinen Stamm zu wahren, ist, dass sich von der α-Declination, deren Stamm doch so leicht sich hätte behaupten können, nur sehr wenige Composita mit Beibehaltung des α, bei Homer natürlich in jonisch η verwandelt, erhalten haben: **αἰθρηγενής, βοηθόος, βουληφόρος, γαιήοχος, μυλήφατος**, daneben das nicht jonische **λυκάβας**, wahrscheinlich von **ἡ λύκα***); sonst sind die von der α-Declination der Analogie der o-Stämme gefolgt; daher **ἀελλόπους, ἀμαλλοδετήρ, ἀμιτροχίτων, ἀποδειροτομεῖν, μυλοειδής, ὑλοτόμος** — alles homerische Beispiele. Wo nun aber lautliche Schwierigkeiten sich ergaben, man also nicht mehr der unmittelbaren Analogie folgen konnte, oder wo die Fälle, welche eine begriffliche Analogie boten, formell selbst schon lautgesetzliche Aenderungen erlitten, da stand der Wortbildner, speciell der Dichter, freier und machte von dieser Freiheit Gebrauch.

Im Lateinischen freilich ist diese Freiheit nicht bemerklich oder wieder untergegangen in einer gewissen lautlichen Abstumpfung. Zusammengesetzte Wörter aus der *a*-, *o*-, *i*-, *u*-Declination haben vorherrschend *i* im Auslaut: *aquilifer*,

---

*) Ich habe in Fleckeisens Jahrbb. S. 296 bei dieser Classe das erste Glied als Nominativ gefasst, ziehe aber jetzt vor, sie als Stammformen anzusehen.

*signifer, ignifer, fructifer**), indem, wo das *i* nicht stammhaft, der eigentliche Stammauslaut zu *i* geschwächt ist. Von den vocalischen aus ist dann dieses *i* auch auf die consonantischen übergegangen, *florifer* u. dgl. Daneben hat sich theils zufällig, theils unter bestimmten lautlichen Einflüssen der ursprüngliche Stammauslaut erhalten, so in der ältern Form *manufestus*, weil *u* dem *f* näher liegt als *i*. So mag auch zufällig das *o* der zweiten Declination sich erhalten haben in Wörtern wie *aheno-barbus*, *sacro-sanctus*, oder mag es auch in einzelnen solchen — nicht bestimmt zu unterscheidenden — Fällen vom Vorgang des Griechischen aus hereingekommen seyn; aber das sind wenig zahlreiche Ausnahmen von der allgemeinen Regel des *i* als Auslauts des ersten Glieds. Dass nun die Lautschwächung und Uniformirung so weit gehen konnte, das hat seinen Grund in dem so späten Eintreten der Cultur der Sprache. Wäre eine alte mündlich-dichterische Periode, wie die homerische, vorhanden gewesen, so hätte diese eine grössere Manchfaltigkeit gewahrt und der Folgezeit überliefert. So aber nahmen diese Formationen, beschränkt wie sie waren auf technische und populäre Ausdrücke, Theil an der allgemeinen Abstumpfung, von welcher im Lateinischen die Vocale, insbesondre die nicht betonten betroffen wurden. Als dann die Dichtkunst kam und für ihre Zwecke solche Bildungen machte, konnte sie diess nicht mehr ändern.

Im Griechischen dagegen hat der reiche dichterische Bedarf der homerischen Sprache für alle Zeiten für Manchfaltigkeit der Motive gesorgt; die späteren Dichter, auch die in solchen Wortbildungen originellsten, wie Pindar und Aeschylus konnten sich begnügen, neben dem, dass sie eine grosse

*) Beispiele, welche man der *e*-Declination zuweisen könnte und welche die Abstumpfung auch des *e* zu *i* erwiesen, werden bei dem eigenthümlichen genetischen Verhältniss dieser Declination zur consonantischen und *a*-Declination besser nicht angeführt. — Dass unter den lateinischen Composita auch die auf *-cer*, *-ber*, u. dgl. mitzurechnen sind, wurde schon oben (S. 20) erwähnt.

Zahl dieser Wörter direct dem Homer entnahmen, die bei ihm gegebenen Motive weiter zu verwenden und zu eigenthümlichen Analogieen zu verwerthen. Natürlich kann bei diesen Späteren noch viel weniger die Rede seyn von einer Herausstellung des Stamms als solchen, und sie können desshalb von unsrer Untersuchung ferne bleiben. Es genügt uns in negativer Beziehung hinsichtlich ihrer geltend zu machen, dass man auf solche Wörter, die bei einem der Späteren sich finden, sicher keine Folgerungen über das genetische Verhältniss der ganzen Bildungsart gründen darf. Bei Homer selbst aber ist nun die Freiheit des wortbildenden Dichters, so entschieden sie gehandhabt wird, doch nicht reine Willkühr, sondern wenn einerseits durch die Manchfaltigkeit der überlieferten Beispiele die Bildungsgrenzen erweitert waren, so wurden sie andrerseits durch das Bedürfniss der Deutlichkeit und den Anschluss an Gegebenes wieder eingeengt.*)

Das nächstliegende Motiv war, dass man das logische Verhältniss zu seinem Rechte kommen liess, also in Abhängigkeitscompositen das erste Glied in demjenigen Casus gab, welcher der gewöhnlichen Regel gemäss das Abhängigkeitsverhältniss bezeichnet, so in *αἰγίβοτος*, *ἁλίπλοος*, *ἀρηίφιλος*, *δουρίκλυτος*, *κηρεσσιφόρητος*, *ναυσίκλυτος*, *ὀρεσίτροφος*, *πασιμέλουσα*, *πυρίκαυστος*, *ἐμπυριβήτης*, *τειχεσιπλήτης* — diese im Dativ, *καρηκομόωντες*, *ἀταλάφρων* — diese im Accusativ. In ihnen allen ist die Composition bemerkbar in der einheitlichen Betonung, bei einem Theil auch in der eigenthümlichen Formation des zweiten Glieds.

Ein zweites Motiv ist, dass man denjenigen Casus wählte, welcher, sey es wegen seiner Einfachheit überhaupt, sey es wegen bequemen lautlichen Anschlusses an den Anlaut des zweiten Glieds am handlichsten erschien, den Nominativ: so in *γαλαθηνός*, *μελιηδής*, *ὀνομάκλυτος*, *μογοστόκος*, *ἑωςφόρος*,

*) Von den im Folgenden gebrauchten Beispielen sind absichtlich die Eigennamen ausgeschlossen, weil in diesen das Element der individuellen Freiheit fehlt.

ἐγχέσπαλος, ὀρεσκῷος. In diesen letzteren ist es schwerlich der Stamm ἐγχεσ-, ὀρεσ-, den man etwa nach Analogie alter Beispiele gesetzt hätte, sondern der lautlich geschwächte Nominativ, gewählt entweder zum Unterschied von denen der zweiten Declination, der sonst, wie εἰροκόμος (von τὸ εἶρος) zeigt, nur zu leicht verloren gegangen wäre und später auch meist verloren ging, oder, wie in μογοστόκος aus einer gewissen Vorliebe für Zusammentreffen von σ mit folgendem consonantischem Anlaut.

Ein drittes Motiv ist leichtere Zusammenfassung: sie führt zu Verkürzungen des ersten Glieds um einzelne Laute oder eine ganze Sylbe: so γυναιμανής, ζείδωρος, κελαινεφής, κραταιγύαλος, ληϊβότειρα, πυγμάχος, σκηπτοῦχος, ψευδάγγελος statt γυναικομανής, ζειόδωρος, κελαινονεφής, κραταιογύαλος, ληϊοβότειρα, πυγμομάχος, σκηπτροῦχος, ψευδοάγγελος (wie μενοεικής).

Ein viertes Motiv liegt im Metrum: statt ο wird nach der Analogie derer von der ersten Declination η in den Auslaut des ersten Glieds gesetzt, ἐλαφηβόλος, θαλαμηπόλος, νεηγενής u. dgl.

Ein fünftes Motiv liegt in der Gleichheit des zweiten Glieds: einem überlieferten Ἀργειφόντης wird ein ἀνδρειφόντης nachgebildet, einem Θηβαιγενής oder einem ähnlich locativisch auf -αι gebildeten ein ἰθαιγενής, einem βωτιάνειρα ein κυδιάνειρα oder diese beiden einem dritten mit -άνειρα, das verloren gegangen.

Eine sechste Classe wird gebildet von der Analogie von Verbalnomina auf -σι aus: ἀερσίπους, ἀεσίφρων, ἀλεξίκακος u. s. w. Wo ein solches Verbalnomen nicht schon vorher da ist, wird es nach der einmal gangbaren Formation auf -σι für den Zweck solcher Compositionen geschaffen.

Eine siebente Classe wird, nachdem einmal in der eben besprochnen ein erstes Glied verbaler Natur vorhanden war, nun einfach vom Präsens oder, wo der starke Aorist wesentlich einfachere Formen bot, von diesem aus geschaffen als specifisch griechische Erfindung: ἀρχέκακος, ἑλκεχίτων, ἐχέ-

θυμος u. dgl. vom Präsens, ἁμαρτοεπής, ἠλιτόμηνος, λαθικηδής u. a. vom Aorist. Zu Grunde liegt hinsichtlich des auslautenden Vocals eine freie Anwendung des Indicativs dieser Tempora oder ein freigewählter Bindevocal.

Endlich machen mehrere Gruppen wegen lautlicher Motive Analogie in solche Bildungen hinein, die nach andern Rücksichten in andrer Reihe stehen sollten. So haben wir gesehen, wie der Auslaut ο des ersten Glieds von der so grossen Zahl derer von zweiter Declination aus auch in die erste übergegriffen hat; er greift aber noch häufiger in die dritte, die consonantische über: αἱμοφόρυκτος, ἀνδρόκμητος, δουροδόκη u. s. w. Auch die mit Casus in erstem Glied machen Analogie mit demselben Nomen in Verbindungen, bei denen der Casus nicht mehr passt, so ἀρηίφιλος erzeugt ein ἀρηίθοος, αἰγίβοτος ein αἰγίλιψ u. ähnl. Solche Analogieverhältnisse liegen ziemlich klar zu Tage. Natürlich gibt es deren aber auch, die weniger deutlich sind; aber die deutlichen genügen vollkommen, um zu zeigen, wie wenig originell die formative Kraft hier ist, und wie verfehlt es wäre, zur Erklärung räthselhafter Formen auf Vorgänge einer sprachlichen Urzeit zurückzugehen.*)

Resultate des ersten Kapitels.

Hiemit sind wir mit dem Suchen nach Eigenbildungen des Griechischen und Lateinischen zum Schluss gekommen. Die Resultate dieses Suchens fassen wir kurz so zusammen:

Die erste Periode der getrennten Sprachen übernahm von der Zeit der Gemeinsamkeit die sämmtlichen substantiellen Bestandtheile der Sprache. Weder für bedeutungsvolle Wurzeln, noch für Stammbildungselemente sey es von Nomina oder Tempora liegt die Nothwendigkeit der Annahme einer nachträglichen der Periode der Einzelsprache angehörigen Schöpfung vor. Ferner die Verwendung der überlieferten

*) Hinsichtlich weiterer Analogiefälle und einzelner schwieriger Formen verweise ich auf die erwähnte Abhandlung in Fleckeisens Jahrbüchern 1870. S. 294 ff.

Stammbildungssuffixe geschah nicht so, dass man sie in ihrer ursprünglichen Form als ungeformte Elemente an den reinen Stamm als solchen ansetzte und einen so neugebildeten Stamm durch Ansatz der Flexionssuffixe zu einem Wort machte, sondern man wandte die Stammbildungselemente zusammen mit den Flexionssuffixen als Wortendungen an. Als Träger der Grundbedeutung hatte man nicht mehr den genetisch reinen Stamm, sondern denjenigen Theil des Worts, welchen man nach Abstraction der beweglichen Wortendungen als das Bleibende ersah. Diess kam in einer Reihe von Fällen auf dasselbe hinaus, wie wenn man den reinen Stamm gekannt hätte, in einer andern Reihe dagegen nicht. Immerhin aber mag sich das genetische Bewusstseyn vom Stamm successiv geschwächt und in das von einem constanten Bedeutungstheil verallgemeinert haben.

Die Einzelsprache hat eine formative Fähigkeit nur geübt in Bildung von Zusammensetzungen nach gegebenen Beispielen, sowohl zusammengesetzten Nomina als Tempora in der Weise, dass an einen ungeformten ersten Theil ein geformter zweiter angesetzt wurde. Auch hier wieder gilt, dass der erste Theil nicht genetisch reiner Stamm, sondern nur formell mehr oder weniger unbestimmte Abstraction aus einem Wort ist.

Was die zusammengesetzten Tempora speciell betrifft, so haben wir es überall, wo der erste Theil des Worts eine Wurzel ist, mit einer ursprünglichen, der Zeit der Gemeinsamkeit angehörigen Bildung zu thun, so beim lateinischen Perfectum auf *-si*, beim griechischen Aorist des Passivs auf *-ην*. Die Hilfszeitwörter selbst, welche den zweiten Theil der zusammengesetzten Tempora bilden, und die Formen derselben, die man verwendet, sind nur solche, die in der Zeit, in welcher sie auf diese Weise angewandt werden, in lebendigem selbständigem Gebrauch sind, ein Gebrauch, der natürlich weiterhin aufhören kann, aber einmal dagewesen seyn muss.

Eine von den organischen Bildungen der Urzeit noch

weiter abliegende Zusammensetzungsform ist die von zwei geformten Theilen, wie im lateinischen Mediopassiv und in einem Theil der zusammengesetzten Nomina. Die Möglichkeit, in solche Einheit zusammenzugehen, liegt in der Leichtigkeit der formellen Ineinsbildung. Allmählich aber verlor die Sprache auch diese Fähigkeit und bildete neue passive Flexionsformen nur durch Umschreibung, d. h. der Form nach durch völlig getrennte Behandlung der Bestandtheile, nach Analogie syntaktisch vorhandner Structuren: der Verbalstamm tritt neben dem Hilfszeitwort in der Form eines Nomens als Prädicat auf: *amatus sum*.

Alles, was an Bestandtheilen eines Worts von den normalen genetisch einfachen Formen abweicht und nicht in dem eben beschriebenen Bildungsgang Platz hat, ist nicht substantieller Natur, sondern entweder Ergebniss eines lautlichen Processes oder Ausweichung von der richtigen Analogie in eine falsche oder von der gewöhnlichen allgemeinen in eine untergeordnete besondere. — Einsatz von Lauten von substantieller Bedeutung gibt es auf dem Gebiet der Einzelsprache nicht mehr, sondern nur phonetische Zusätze, so im Griechischen und Lateinischen das *t* des Präsens, im Griechischen das *κ* des Perfects und das *θ* des passiven Aorists. Wenn man früher in Annahme solcher phonetischen Zusätze zu weit ging, so hat man neuestens dieselben zu sehr beschränkt.

Zweites Capitel.

Die Periode der mündlichen kunstlosen Tradition oder der Umbildung.

Der Wendepunct, der in der productiven Kraft der indogermanischen Sprache mit der Trennung in verschiedene Zweige eintrat, war nach dem, was wir im ersten Capitel gesehen, ein entscheidender, quantitativ und qualitativ durchgreifender. In den vereinzelten Sprachen finden sich nur noch Nachtriebe des Schöpfungsstrebens, auch diese sterben allmählich ab, man lebt nur mehr vom Ueberlieferten. Allein die sprachbildende Kraft verzichtet darum nicht auf jede Art von Thätigkeit: an die Stelle der Neubildung tritt nun die Umbildung d. h. der Process, vermöge dessen die überlieferten Formen lautlich verändert, dadurch von der Continuität der ursprünglichen Ordnung losgelöst, dafür aber in eine neue Ordnung eingereiht werden. **Das Wesen der Umbildung.**

Indem wir von einer Periode der Umbildung sprechen, geben wir diesem Process eine zeitliche Begrenzung. Diese darf aber nicht in dem Sinne verstanden werden, als ob derselbe sich in einem bestimmten Zeitpunct an den Schluss der vorhergehenden schöpferischen Periode angeschlossen und ebenso bestimmt sich gegen eine folgende abgegrenzt hätte. Wir haben ja schon in der Einleitung zum ersten Capitel gesehen, dass Erscheinungen dieses Processes, nämlich lautliche Abschwächung der ursprünglichen Form, schon sehr frühe und jedenfalls in der Zeit der Spracheinheit ansetzten,

sofern ein *dadami* gegenüber einem *dadama* die gemeinsame Voraussetzung für die Form der ersten Person des Singularis vom Präsens der verschiedenen Sprachen ist. Ferner ist schon in der Zeit der Gemeinsamkeit das Suffix *-sa* des Nominativs im Singularis zu *-s*, *-sas* des Nominativs im Pluralis zu *-as* geworden. Ebenso wenig hört die Umbildung ganz auf in der folgenden Zeit, die wir vorläufig als die der Literatur bezeichnen. Es finden noch zahlreiche lautliche Veränderungen statt von Homer zu den Attikern, von Plautus zu Cicero und wieder vom classischen Griechisch zum Neugriechischen, vom Latein zu den romanischen Sprachen. Aber man hat darum doch das Recht, gerade diejenige Zeit, welche zwischen dem Aufhören der Neubildungen und den Anfängen der Literatur liegt, als Periode der Umbildung zu charakterisiren, weil in ihr die Umbildung das herrschende Merkmal ist und weil infolge der qualitativ und quantitativ starken Aenderungen in ihr eine neue und zwar in ihren Grundzügen bleibende Ordnung der Sprachformen entstand. Diese Ordnung hat sich nämlich in dieser und der folgenden Periode so befestigt, dass neue, secundäre Umbildungsperioden wie vom Latein zum Romanischen sie im Wesentlichen mit hinübernahmen und durch sie in ihrem Ausbildungsprocess bestimmt wurden. Sie besteht kurz gesagt in einer Mehrheit von Declinations- und Conjugationsgruppen, in dem was das Gerippe der Formenlehre der verschiedenen Einzelsprachen bildet.

Die Periode der ersten originellen Umbildung, mit der wir es hier zu thun haben, ist bei den verschiedenen indogermanischen Zweigen eine verschiedene, eine kürzere bei den Indern als bei den Griechen und Italikern, eine kürzere wieder bei den Griechen als bei den italischen Sprachen u. s. f. entsprechend den Abstufungen, in welchen die Culturentwicklung überhaupt sich vollzieht. Aber das Wesen des Processes ist bei allen dasselbe, nur kommen die Einen, wie Inder, Griechen, Römer, Germanen zu einem grossen und anerkannten Ziel, andre zu einem unvollkommneren und werthloseren, wie Kelten und Slawen.

Die lautlichen Veränderungen, die mit dem etymologischen und grammatischen Bestand der Wörter vorgehen, pflegt man als lautlichen Verfall, als Verwitterung zu bezeichnen. Diess ist in rein lautlicher Beziehung richtig, sofern die jüngeren Formen sich durch schwächer articulirte Laute charakterisiren. Aber dieser lautliche Verfall bildet nur den éinen Factor der Umbildung, ihre negative und körperliche Seite, der eine positive und geistige gegenüber steht. Der Process der Umbildung ist Theil einer aufsteigenden Culturentwicklung und selbst das Negative daran hat ein positives Element in sich, sofern ein Mittel zu bequemerer Entfaltung des geistigen Fortschritts darin liegt, dass lautliche Vereinfachung eine leichtere Zusammenfassung und Aussprache der einzelnen Wörter erlaubt. Aber die eigentlich positive Seite dieser Periode besteht in der schon erwähnten Neuordnung des Sprachstoffs. Sobald nämlich das Streben nach kürzerer Zusammenfassung des Worts es dahin gebracht hatte, dass irgend eine Form geschwächt wurde, so trat die Tendenz ein, die dadurch herbeigeführte Störung der ursprünglichen Gleichheit dadurch wieder aufzuheben, dass die Störung auf eine ganze Classe ausgedehnt wurde. Eine solche Classe kann theils lautlicher, theils geistiger Natur seyn. War also aus einem *dadama* ein *dadami* geworden, so folgten dem *-ma* zu *-mi* sofort sämmtliche in demselben Fall befindliche Formen nach. So ging es allmählich in allen Flexionsformen, bis nach und nach der ganze Haushalt der Sprache auf einen neuen Fuss eingerichtet dasteht. Das Gesetz, nach welchem sich dieser Process vollzieht, nenne ich nach einem althergebrachten aber in manchfachem Sinn gebrauchten Namen das der Analogie, und bestimme es demnach in Kürze dahin, dass es die lautlichen Veränderungen theils aus lautlichen Motiven, theils durch Geltendmachung des Gewichts der Bedeutung regelt. Denn im Allgemeinen ist es ja auf dem Gebiet der Flexion die Bedeutung, welche entscheidet, welche Wörter in denselben Fall gehören.

Die Factoren der Umbildung theils lautlich theils geistig.

Der natürliche Factor der Umbildung und die Entstehung der Einzelsprachen.

Wären auch die verschiedenen Zweige des indogermanischen Stamms beisammen geblieben, so wäre eine Umbildung dennoch erfolgt, wie eine solche ja schon in der Periode des Beisammenseyns begann. Auch hätte sich eine gewisse Differenz von Dialekten schon infolge der stetigen räumlichen Ausdehnung der sich vermehrenden Menschen ergeben. Aber infolge der Trennung musste sie nothwendig viel bedeutender und manchfaltiger werden. Denn da die natürlichen Kräfte des Menschen, somit auch die Articulation durch geographische und klimatische Verhältnisse bestimmt sind und in verschiedenen Ländern verschieden sich gestalten, da ferner die Articulationsgesetze sich nicht mit einer absoluten Nothwendigkeit nur in éiner Richtung geltend machen, so ergeben sich als Folge der geographischen Trennung der ursprünglich vereinigten Stämme verschiedene Lautgesetze und als weitere Folge eine unbestimmte Manchfaltigkeit von Einzelsprachen. Zunächst bilden sich grössere Gruppen, sodann innerhalb derselben kleinere, und je nachdem die Spaltung eine vollständige oder partiale ist, ergibt sich der Unterschied von Einzelsprache und Dialekt. Da diese Verhältnisse zu den bekanntesten der Sprachgeschichte gehören und auch der relative Unterschied zwischen Einzelsprache und Dialekt vielfach schon besprochen ist, so genügt es hier constatirt zu haben, inwiefern die Ausbildung derselben der Periode der mündlichen Tradition der Sprache zugehört und ein Moment der Umbildung ausmacht.

Verhältniss der Umbildung zur Etymologie und Grammatik.

Der Process der Umbildung ist sowohl ein etymologischer als ein grammatischer. Die Lautgesetze, die treibende Kraft in demselben, wirken auf alle Theile des Worts, Anlaut, Inlaut und Auslaut. Für die Grammatik kommt vorherrschend die Wirkung auf den Auslaut in Betracht, weil die Flexionselemente ihren Sitz zum grössten Theil dort haben. Nur hinsichtlich der Reduplication, des Augments, der Erscheinungen des Zulauts oder der organischen Lautsteigerung und in gewissen Einflüssen von Accent und Zusammenstossen der Laute auf die Integrität derselben (Synkope und Assimi-

lation) geht das Gebiet der Grammatik über den Auslaut zurück. Dagegen gehören die wurzel- und stammhaften Theile des Worts vorzugsweise zur Domäne der Etymologie, die stammhaften allerdings weniger als die Wurzeln, theils weil die Herausstellung der Stämme mit Aufgabe der Formenlehre ist, theils weil der Auslaut infolge der Umbildung so häufig in einer Verschmelzung der Stammbildungs- mit den Flexionselementen besteht. Wir haben es hier nur mit der grammatischen Seite zu thun.

Das Ineinanderwirken des natürlichen und geistigen Factors.

Das Zusammenwirken der beiden Factoren kann nicht so gedacht werden, dass die Wirkungen des einen vom andern stets klar zu scheiden wären; es findet ein beständiges Ineinanderübergehn, eine Modification beider durch einander statt. Es ist ferner eine absolute Consequenz weder bei dem einen noch bei dem andern: wie es zufällig ist, an welchem Punct eine lautliche Aenderung der ursprünglichen Form beginnt, so auch, wie weit die Analogie dieselbe ausdehnt. So finden sich im Sanskrit und Griechischen nicht alle Endungen der 1. Pers. Sing. von *ma* zu *mi* geschwächt, sondern nur die des Präsens. Darauf beruht es, dass die Grammatik vorherrschend eine beobachtende Wissenschaft ist. Ihre leitenden Principien können zwar auf gewisse wenige Factoren zurückgeführt werden, aber nur auf solche, welche in der manchfaltigsten Weise wirken, und das Resultat dieses Wirkens ist eben die Manchfaltigkeit an der Stelle der Einheit. Im ursprünglichen System gab es éine Declination, éine Conjugation; denn jede Nominalform bestand einfach aus einem Stamm und Casussuffix, jede Verbalform aus Stamm und Personalsuffix. Durch die Umbildung aber tritt an die Stelle dieser organischen Gliederung die Unterscheidung von Grundtheil und wechselnder Endung, die Endungen selbst werden für denselben logischen Fall manchfaltig, es bilden sich innerhalb der ursprünglichen Einheit verschiedene Gruppen, die sogenannten Declinationen und Conjugationen. Deren Genesis im Griechischen und Lateinischen zu betrachten und damit das festzustellen, was man das System oder die Ord-

nung der griechischen und lateinischen Specialgrammatik nennen kann, ist die Hauptaufgabe dieses Capitels.

Die Umbildung des Declinationssystems. Die Umgestaltung des Declinationssystems beruht wesentlich auf denjenigen lautlichen Veränderungen, die an der Stelle des Zusammentreffens von Stammbildungselement und Casussuffix vorgingen. Die einfache Schwächung der Endungen hätte die Einheit der Declination nicht gestört, wie sich an consonantischen Stämmen, die ihren ursprünglichen Auslaut wahrten, darthun lässt: ὄπ-ς, ὀπ-ός, ὀπ-ί, ὄπ-α; *voc-s*, *voc-is*, *voc-i*, *voc-em* sind vor wie nach Zusammensetzung zweier für sich stehender und unabhängig von einander sich lautlich verändernder Bestandtheile, Wurzel und Casussuffix. Allein dieser Fall ist der weitaus seltenere. Viel häufiger ist es, dass entweder der Stammauslaut das Suffix verdrängt oder selbst durch den Einfluss des Suffixes alterirt wird, und die verschiedenen formellen Möglichkeiten solcher Aenderungen sind es eben, welche die Vielheit der Declinationen bedingen. Das Bestimmende bei diesem Process aber ist immer der Charakter des Stammauslauts, sey es dass er einwirkt oder auf sich einwirken lässt. Denn die Casusendung kann zwar an sich auch verschiedene Formen annehmen, ein genitivisches *-as* kann zu *-os* und *-is* werden, aber da sie der logische Factor ist, so würde die Analogie dafür sorgen, dass, sobald an irgend einem Puncte *as* zu *os* geworden ist, auch überhaupt die Genitivendung *os* würde und als *os* dem Stammauslaut gegenüberstände. Wenn statt dieses *os* im Griechischen und Lateinischen auf derselben Entwicklungsstufe noch andre Genitivendungen vorkommen, so ist daran lediglich der Stammauslaut schuldig, der das *os* weiterhin abgeändert oder, wie es bei den *a*- beziehungsweise *o*-stämmen der Fall war, überhaupt nicht angenommen hat (statt *akva-as*, ἱππο-ος *akva-sja*, ἱππο-σjο, ἵπποιο). — Der Stammauslaut nun kann ursprünglich ebenso manchfaltig seyn als es Laute in der Sprache gibt, und so würden zunächst die einzelnen Stammauslaute, beziehungsweise Wörter isolirt neben einander stehen und infolge davon die Manchfaltigkeit

zu einer unbeschränkten Vielheit werden. Allein solche Isolirtheit kommt nur bei Wurzelwörtern vor und wird selbst bei diesen dann aufgehoben, wenn der auslautende Consonant der Wurzel ohne Aenderung die Casussuffixe annimmt, wie eben in ὄψ (ὀπ-ς). Die erweiterten Wurzeln oder die Stämme aber sind als solche schon nicht einzelne, sondern sie gehören zu ganzen Classen, entsprechend den Classen der Stammbildungselemente. Nun ist freilich die Zahl der letzteren an sich keine begrenzte, sofern kein Gesetz besteht, dass die Sprache nur diese oder jene Beziehungen eines Begriffs, die in der Form des Nomens ausgedrückt werden können, durch besondere Bildungselemente fixiren dürfe, wie *-tar* für die Beziehung des Thäters, *-ti* für die der That. Allein thatsächlich hat die Sprache nach einer gewissen Anzahl von solchen Schöpfungen, die wir freilich nicht mehr alle herausstellen können, Halt gemacht, und so liegt also schon dadurch eine gewisse Beschränkung vor. Ferner mehrere Classen lauten auf dieselbe Weise aus und mehrere Arten von Auslauten verhalten sich den Casusendungen gegenüber auf dieselbe Weise, und so ist schliesslich die Zahl der Gruppen, welche sich auf diese Weise bilden, eine verhältnissmässig kleine, ja der grösseren Gruppen, der eigentlichen sog. Declinationen eine sehr kleine, und nur die Unterarten sind manchfaltiger.

Beobachten wir nun, wie sich die Declinationsschemata im Einzelnen bildeten. Die allgemeinste lautliche Unterscheidung ist die von Vocal und Consonant; es wird also auch in erster Linie von Bedeutung seyn, ob der Stammauslaut ein vocalischer oder consonantischer ist, d. h. es ergibt sich ein Unterschied von vocalischer und consonantischer Declination. Dieser ist sogar schon in der Zeit der Gemeinsamkeit dadurch eingetreten, dass die vocalisch anlautenden Suffixe einer natürlichen Tendenz der Aussprache gemäss sich mit den vocalisch auslautenden Stämmen verbanden und ein Genitiv *akvā-as* von Stamm *akvā* (*femin.*) zu *akvās* wurde. Aber auch innerhalb der vocalisch auslautenden

Stämme selbst hat sich sofort eine Differenziirung ergeben. Das Aufgeben des éinen Vocals gegenüber dem andern trat nicht bei allen Vocalen ein. Von den Grundvocalen *a*, *i*, *u* haben zwei, *i* und *u*, gegenüber dem anlautenden Vocal des Suffixes, zumal wenn derselbe nicht gleichlautend mit ihnen war, sich leichter erhalten, sey es unmittelbar neben ihm oder indem sie sich durch Vermittlung der verwandten Laute *j* und *v* consonantisch machten, wenn nicht in allen Casus, so doch in einigen, daher ein *νέκυος*, *πόλιος* und *πόληος* (das letztere aus *πόλεjος*)*) neben *νέκυν*, *πόλιν*. Es hat zur Conservirung des anlautenden Suffixvocals ohne Zweifel beigetragen, dass auf diese Weise Genitiv und Nominativ des Singularis unterschieden blieben. Andrerseits hat da, wo die Contraction bei völligem Gleichlaut der Vocale lautlich geboten war, aber, wenn angewandt, zwei Classen, die man auseinanderhalten wollte, zusammengeworfen hätte, wie bei masc. *akvă-as akvas* und fem. *akvā-as akvās*, dasselbe Streben nach Deutlichkeit des Suffixes und Differenziirung der Bedeutung zur Bildung von neuen Suffixen geführt, indem man in dem angegebnen Fall den Genitiv Singul. der masculinischen *a*-stämme auf *akvasja* bildete. Wieder in andern Fällen konnte dasselbe Streben zur Beibehaltung von volleren Formen in einzelnen Stämmen führen, während bei den andern längst eine weniger volle Form eingetreten war, so im Gen. plur., wo *-sam* ursprünglich überall einem *-am* vorhergegangen, aber nur beibehalten wurde in *akva-sam equo-rum*, *akvā-sam*, *χωρα-(σ)ων*, *equa-rum*.

So hat also die Qualität des Stammauslautes bereits in der Ursprache den Unterschied der vocalischen und consonantischen Declination geschaffen und im Anschluss daran die vocalische selbst wieder differenziirt. Schon hier können wir aber beobachten, wie sich die Formation der einzelnen Casus für sich und der ganzen zu einem Stamm gehörigen

*) Vgl. Curtius, Grundz. der Etym. S. 562 ff. Ders., Erläuterungen zur Schulgramm. S. 49.

Casusreihe untereinander durchkreuzt. Zunächst gestaltete sich ein Genitiv, Dátiv u. s. w. je für sich, allein indem der Stammauslaut da, wo er hörbar blieb, in der betreffenden Sprache sich auf einer gewissen Lautstufe erhielt, wurde der Formveränderung der einzelnen Casus ein Zaum angelegt. In ἵππος, ἵππῳ, ἵππον, *equos, equo, equom* erhält sich das *o* im éinen Casus im Hinblick auf den andern.

Durch die *i*- und *v*-declination wird, wie wir gesehen, die Trennung zwischen vocalischer und consonantischer Gruppe wieder einigermassen aufgehoben; aber auch von consonantischer Seite her erfolgen Uebergänge in die vocalische. So im Griechischen bei den diphthongischen **γραῦς, βοῦς, βασιλεύς**, bei **πάτρως, αἰδώς** u. s. w. überall so, dass die ursprünglich consonantische Anlage, wo es lautlich anging, nicht minder durchblickt wie in den **ι**- und **υ**-stämmen die vocalische. Am sichtlichsten ging dieser Uebergang im Lateinischen vor sich in der Gestaltung der sog. dritten, vierten und fünften Declination. Die vierte stand in der Periode der Umbildung, in welcher sich Italisch und Griechisch trennten, auf derselben Stufe wie ein **νέκυς** im Griechischen; einem **νέκυος** entsprach ein *fructuos*, in andern Casus aber wie im Nom. Acc. plur. mochte ebenfalls der Standpunct derselbe seyn wie in dem jonischen **πόλις** neben **πόλιες** und **πόλεας**, **νέκυς** neben **νέκυας**. Es standen also die lateinischen ***u***-stämme ganz in demselben Verhältniss zur consonantischen Declination, wie die griechischen auf **ι** und **υ**. Durch weitere lautliche Veränderung aber (*fructuis — fructus*) ist die *u*-declination im Gen. Sing. wieder in die vocalische herübergekommen, hat sich dadurch den Schein ursprünglicher Conservirung einer vocalischen gewahrt und sich als selbständige hingestellt. Den Stamm der fünften Declination bilden *es*-stämme mit stammhaftem *s*, wie *dies, spes, fames, plebes*, bei denen Gen. *diesis, famesis* in *diei, famei* u. s. w. überging; dadurch nahmen sie den Schein einer vocalischen *e*-declination an. Von andrer Seite her kamen nun die Nebenformen derer von der ersten auf *ia*, das zu *ie* wurde, zunächst wohl nicht

vom Nominativ aus; denn wenn auch das *e* sich durch den Einfluss von *i* erklären lässt, so ist doch die Annahme des *-s* (*amicities*) vom Nominativ allein aus schwer erklärlich. Man geht wohl besser vom Accusativ aus*), und nimmt an, dass der Lautwechsel *ia* zu *ie* sich am leichtesten vor *m* vollzog, ähnlich wie er in Conjunctiv *siem* (von *sum*) aus *siam* erfolgte. Die Analogie eines *-iem* hat dann auch auf andre Casus eingewirkt und so den Uebertritt der ganzen Gruppe in eine andre Analogie und damit die Bildung einer neuen grösseren Classe hervorgerufen.

Auch zu den *i*-stämmen fand im Lateinischen von den consonantischen her ein Zug statt, nicht bloss umgekehrt. Auch hier ging wohl die Vermischung beider nicht vom Nominativ aus, sondern, wie schon Bopp aufstellte, von denjenigen Casus, in welchen die consonantischen gleichlautend waren mit den vocalischen. Nachdem der Genitiv und Dativ auf der Lautstufe *i* angekommen waren, wurde von hier aus eine Rückwirkung auf andre Casus ausgeübt, welche bald einen Accusativ und Ablativ von *i*-stämmen consonantisch, bald den Nominativ eines consonantischen zu einem *i*-stamm machte. Andrerseits wurden ächte *i*-stämme schon im Nominativ durch Auswerfung des *i* verkürzt und damit consonantisch.

Endlich da auch Stämme auf *es-* im Genitiv und Dativ zu *is* und *i* declinirt werden, so kam nun umgekehrt von da aus zu ursprünglichen *i*-stämmen ein Nominativ auf *-es*.

Beispiele für alle diese Fälle sind folgende:

1) *i*-stämme werden im Acc. und Abl. alterirt: *finem, fine, fines;*

2) consonantische werden im Nominativ zu einem *i*-stamm

*) Die Beispiele, welche Corssen, Ausspr. II² 349 ff., theils aus dem Sabellischen und Umbrischen, theils aus dem Alt- und Spätlateinischen beibringt von Nominativen *Neminie* (altlat.), *cerie* (sabell.), *questretie* = *quaestura* (umbrisch; Nom. od. Abl.?), *filie* (spätlat.) zeigen, dass vom Nominativ aus das Bedürfniss nach *-ies* nicht motivirt war.

gemacht: neben *stips* auch Nom. *stipis*, neben *scrobs* ein *scrobis* u. s. w. Auch *navis, canis, juvenis* sind unächte *i*-stämme.

3) *i*-stämme werden im Nominativ verkürzt zu consonantischen: so die auf *-as*, *primas*, *Arpinas* statt *primatis, Arpinatis; mens* von *mentis* (vgl. *mentiri*).

4) *i*-stämme und ursprünglich consonantische werden zu *es*-stämmen: *aedes* neben urspr. *aedis*, *stipes* neben älterem *stipis* und ursprünglichem *stips*.

Bezeichnend ist nun aber für diese Veränderungen, dass sie erst spät, zum Theil noch in der classischen Zeit vor sich gingen. Die uns aus dem ältern Latein erhaltenen Beispiele zeigen, dass der Unterschied von ächten *i*- und consonantischen Stämmen in der vorciceronischen Zeit noch die Bildung beherrschte, und daraus kann man eben eine Bestätigung dafür abnehmen, dass dieses Durcheinandergehen der Stämme ausging vom Genitiv und Dativ des Singulars, sofern in diesen erst im Verlauf des siebenten Jahrhunderts d. St. die Endung bei dem bestimmteren *i*-laut anlangte.

Auch bei der Bildung der Unterarten findet wie beim Zusammenhalt der allgemeineren Schemata ein Zusammenwirken von lautlicher Veränderung und Bedeutungsanalogie statt. Bei der vocalischen Declination entsteht neben dem Unterschied des Auslauts auch noch ein Unterschied des Geschlechts, hauptsächlich ausgeprägt in der ursprünglichen *a*-declination, jedoch ohne streng bestimmend zu seyn. Neben dem Unterschied von *ἵππος* und *Μοῦσα*, *filius* und *filia*, stehen ja auch ein *πολίτης*, ein *ἡ ὁδός*, ein *scriba* und *humus*. Die Unterarten der consonantischen Declination bilden sich innerhalb der Einzelsprachen so weiter, dass die Veränderungen der Stammauslaute sich vielfach differenziiren nach Bedeutungsgruppen. Z. B. ursprünglich auf *tar* gebildete gehen griechisch und lateinisch in *τωρ* und *τηρ*, *tor* und *ter* auseinander; *τηρ*, *ter* fixirt sich für die Verwandtschaftsnamen (*πατήρ*, *μήτηρ*, *pater*, *mater*), *tor* für die übrigen Nomina agentis dieser Kategorie. In beiden Sprachen entsteht dann

Die Bildung von Unterarten.

eine weitere sprachliche Differenz dadurch, dass *o* in der Flexion standhafter ist als *e*, *ῥήτορος*, *πατρός*; *oratoris*, *patris*. Ferner: das ursprüngliche Suffix *as* differenziirt sich griechisch bei Substantiven zu *ος* (*γένος*), bei Adjectiven zu *ής* (*εὐγενής*), während bei den lateinischen Differenziirungen in *-os* (*honos*, *arbos*), *es* (*nubes*), *us* (*genus*, *vetus*), *is* (*pulvis*, *cinis*) andre als zufällige lautliche Motive nicht zu erkennen sind. Ferner: von ursprünglichem *-ant* aus und den damit zusammengesetzten *-iant* und *-vant* sollten eine Classe bilden die Participia praesentis activi, die Comparative und die Participia perfecti activi. Für diese verschiedenen Bedeutungsclassen hat sich aber je eine besondere Unterart gebildet:

1. ursprünglich *bharant*, griech. *φέρων*, *φέροντος*;
2. urspr. *maghjant*, griech. *μείζων*, *μείζονος*;
3. urspr. *vividvant*, griech. *εἰδώς*, *εἰδότος*.

Das Conjugationssystem. Aehnlich waren die Motive, welche die Umbildung des Conjugationssystems bedingten. Auch hier findet neben dem lautlichen Process ein Sichdurchkreuzen der ursprünglichen genetischen Ordnung und des so zu sagen etymologischen Princips durch lautliche und begriffliche Neuordnungen statt, die dann unter einander selbst wieder verschiedene Anziehungskraft ausüben. Die ursprüngliche Ordnung, wie sie in der Zeit der Sprachschöpfung sich bildete, war die, dass von der Wurzel, beziehungsweise dem Verbalstamm aus die Tempusstämme, zunächst des Präsens, Perfects und Aorists gebildet wurden, an welche dann die Personalendungen antraten; also von Wurzel *da* aus

Praes.: dadami. Perf.: dadama. Aor.: adam.

Diese Tempora haben sich dann jedes für sich in die Einzelsprachen hinein entwickelt im Griechischen zu *δίδωμι*, *δέδωκα*, *ἔδων*, lat. *do*, *dedi*. — Auch die ursprünglich einheitlichen Personalendungen folgten dieser Sonderentwicklung, nachdem schon sehr frühe die des Präsens und Perfects sich zu *mi* und *ma* differenziirt hatten. So waren also von dem einen Stammvater drei Familien abgestammt, die zunächst jede ihre eigenen Schicksale hatte, jede ihre eigenen Wege von

Asien nach Griechenland ging. Allein die gemeinsame Mitgift, d. h. die Bedeutung des Verbalstamms (das etymologische Princip) führte sie immer wieder zusammen und bewirkte ähnliche Lautveränderungen in denselben: insbesondre ist, wo der Wurzelvocal in denselben auf gleiche Weise sich verändert, daran nicht bloss das Gesetz einer gleichmässig wirkenden Lautschwächung schuldig, sondern die Aufeinanderbeziehung der Tempora. Dieser Zug nach Einheit wuchs, je ausgebildeter die Rede wurde, speciell dadurch, dass an Präsens und Perfect sich Nebentempora anschlossen, die nach dem Muster des Aorists sich bildeten, und dass erweiterte und zusammengesetzte Tempora in Analogie mit den schon vorhandenen einfachen entstanden, der Conjunctiv, Optativ, Imperativ zunächst im Anschluss an das Präsens durch Erweiterung von dessen Stamm, das Futur mit Beziehung auf das Präsens und mit den Mitteln desselben, der zusammengesetzte Aorist und ebenso das zusammengesetzte Plusquamperfectum mit Hilfe eines einfachen Präteritums. Nicht minder wurde das Gefühl der Zusammengehörigkeit sämmtlicher Tempora, die von einem Stamm gebildet waren, dadurch gefördert, dass die Modi vom Präsens aus durch alle übrigen durchgeführt wurden und das Präsens selbst an die Spitze aller Tempora trat, sofern eben an ihm zuerst die Modi sich entwickelten und der Futurcharakter sich bildete. Andrerseits aber waren durch die lautlichen Processe und dadurch, dass sie selbst weitere Zweige aus sich getrieben, die ursprünglich vorhandenen Tempora selbständig genug geblieben, so dass das Präsens mit seinem Einfluss auf andre Bildungen immer nur den Repräsentanten einer Einheit des Verbums bildet, neben welcher die einzelnen Glieder ihre historische Selbständigkeit noch reichlich behaupten.

Im Vorstehenden haben wir die Verba betrachtet als einzelne Ganze im Verhältniss zu ihren Theilen, als einzelne Einheiten, die in Tempora auseinandergehn. Allein wie beim Nomen nicht bloss in Betracht kommt der Stamm gegenüber den verschiedenen Casus, sondern die Casusreihen, d. h. wie die

Nomina selbst sich in Analogiegruppen (Declinationen) theilen, so können sich nun auch die Verba als Ganze in Gruppen oder Classen theilen lassen. Die Sanskritgrammatik zählt zehn Verbalclassen auf, eingetheilt nach den im ersten Capitel besprochenen Präsensclassen. Im Griechischen werden in der traditionellen Ordnung zwei Hauptconjugationen unterschieden, die sich nach der Endung der 1. Pers. Sing. des Präs. Indic. bestimmen als die auf -ω und die auf -μι, und jede zerfällt dann wieder in ihre Unterarten, für welche im Allgemeinen der Charakter des Lauts vor -ω und -μι entscheidend ist. Im Lateinischen haben wir die traditionelle Eintheilung in vier Conjugationen auf *(a)o*, *eo*, *o*, *io*. Die genetische Grammatik dagegen beschränkt die Classeneintheilung auf die Präsensbildung und will von einer Eintheilung der Verba überhaupt Nichts wissen (Schleicher, Compend. S. 762. Anm.). Was ist nun in dieser Beziehung für die Einzelsprache anzunehmen?

Die Präsensclassen, deren Formation sich jedenfalls zum grössten Theil schon in der Zeit der Gemeinsamkeit vollzogen, sind allerdings Gemeingut der indogermanischen Sprachen und finden sich desshalb auch mehr oder weniger vollständig oder gar um die eine oder andre vermehrt in den Einzelsprachen wieder. Aber ebenso sicher ist, dass diese Eintheilung nur die Präsentia gruppirt, nicht auch die Aoriste und Perfecte. Folglich ist damit Nichts gegeben, was die Verbalbildungen als Ganze in Analogiegruppen gliedern würde, und Schleicher hat in dieser Beziehung vollkommen recht, wenn er eine Verbaleintheilung darnach verwirft. Allein eine gewisse Gruppenbildung, welche das éine Ganze von Tempusflexion einem andern gegenüberstellt, ist doch anzunehmen. Wenn wir den Unterschied der -μι- und -ω-classe betrachten, so zeigt sich, dass die überlieferten Präsensendungen auf -μι, -σι, -τι in relativer Integrität (als -μι, -σ, -σι) erhalten sind zunächst nur bei solchen Verben, welche diese Endungen unmittelbar an die vocalisch auslautenden Wurzeln στα, θε, δο ansetzen, deren Vocal dann in gewissen Personen

vor dem Ansatz gesteigert wird: ἵστημι, τίθημι, δίδωμι, und dass die zweite Classe besteht aus denjenigen, welche vor diesen Endungen ursprünglich ein *a*, im Griechischen und Lateinischen ein *o* hatten. Nur war dieses *a* oder *o* selbst wieder verschiedenen Ursprungs, sofern es bei der einen Unterart sog. thematischer Vocal, bei der andern mit dem Präsenselement *ja*, *na*, *ska* gegeben war. Nur in éiner nicht wurzelhaften Classe, bei denen mit Stammbildungselement *na* und *nu* findet sich das μι auch erhalten. Dieser Unterschied des unvermittelten Ansatzes der Personalendung an die Wurzel erstreckt sich nun nicht bloss auf das Präsens, sondern auch auf den Aorist ἔστη-ν, ἔβη-ν, ἔδω-ν und auf das Perfect βέβα-μεν, ἕστα-μεν. Die Zahl der erhaltenen Aorist- und Perfectformen dieser Art ist freilich eine geringe, und es kommt bei demselben Verbum vor, dass der Sing. βέβηκα, ἕστηκα den ursprünglichen βέβα(μ)α, ἕστα(μ)α verdrängt hat. Allein selbst diese Zahl genügt, um zu sehen, dass hier durch Vereinigung eines auf dem Gebiet der Einzelsprache erfolgten lautlichen Vorgangs mit einem weiter zurückgehenden Stammunterschied eine Gruppenbildung sich vollzog, welche die ganze Verbalbildung afficirte. Nur hat sie sich nicht soweit erhalten, dass sie in der historischen Zeit noch dieselbe Rolle spielte, wie anfangs.

Der gleiche Unterschied lag ursprünglich noch im Lateinischen vor: wenn auch in *fers*, *fert*, *fertis; volt*, *voltis; est*, *estis* (von *edo*) nicht sowohl ein unmittelbarer Ansatz der Personalendung an den Stamm vorliegt, sondern eine Synkope, so haben wir doch in *sum*, *es*, *est* und in *do*, *dăt*, *dămus*, *dătis*, *dănunt**) ursprüngliche unvermittelte Flexion. Allein gegenüber allen andern Verben ist diese so ganz vereinzelt gewordene Classe nur eine Anomalie, an die sich die eben aufgeführten durch Synkope entstandenen Formen

---

*) So wird es ursprünglich auch bei *stare* gewesen seyn. Mit τίθημι parallel ist im Lateinischen kein einfaches Verbum, sondern nur, wie wir oben (S. 26) gesehen, das *-do* in *condo, perdo* u. dgl.

anschliessen. Das Perfect hat im Lateinischen, soweit wir es zurückverfolgen können, frühe eine eigenthümliche Richtung genommen, ein einfacher Aorist fehlt überhaupt. So ist es denn gekommen, dass eine ursprünglich untergeordnete Gruppenbildung, die im Griechischen auch diesen untergeordneten Rang behält, die Haupteintheilung bestimmt. Nämlich innerhalb der *o*-classe hat sich der Unterschied derer, welche vor dem *o* consonantisch und derer, welche vocalisch auslauten, durch die ganze Flexion geltend gemacht. Auch dieser Unterschied aber ist zugleich ein begrifflicher, sofern die eine Classe, die vocalische, im Wesentlichen die Denominative repräsentirt, und die Eintheilung selbst entspricht dem historischen Verhältniss, sofern infolge der Eigenthümlichkeit der lateinischen Tempusbildung der Unterschied des consonantischen oder vocalischen Stammauslauts nicht bloss auf das Präsens, sondern auch auf die übrigen Tempora Einfluss geübt hat.

Folglich, um das Resultat dieser Untersuchung zusammenzufassen:

Von Hause aus besteht keine andre Gliederung der Verbalflexion als die nach Tempusstämmen; diese selbst konnten sich wieder differenziiren, aber ohne dass diess Einfluss auf die übrigen Tempora gehabt hätte. Dieser ersten Formation der sog. Wurzelverba stellte sich frühzeitig, gleich im ersten Stadium der Erweiterung der Verbalstämme, durch Ansatz von *a* an die Wurzel eine zweite Gruppe gegenüber, die wenigstens im Präsens und Aorist ein gemeinsames Merkmal hatte, wenn auch das Perfect nicht mit hereingezogen wurde. Von da an aber haben wir nur noch eine Weiterentwicklung der einzelnen Tempusstämme: Präsens, Perfect und Aorist bilden sich je selbständig weiter, allerdings immer auf Grund der zwei zuerst vorhandenen Gruppen, wie diess im Griechischen der Unterschied der Conjugationen auf -*μι* und -*ω* kund thut, indem ja an die einfachen auf -*μι* auch noch erweiterte Präsensstämme sich angeschlossen haben. Auf italischem Boden führte weiterhin in einer Zeit, für deren

Bestimmung die Anhaltspunkte fehlen, die Vorliebe für gewisse Stammbildungen (Denominativa) zu einer neuen Gruppirung in zwei Hauptclassen, von denen die eine durch die Wurzelverba mit thematischem Vocal, die andre durch die Denominative bestimmt wurde und die wieder in drei Unterabtheilungen zerfiel, je nach der Art des stammauslautenden Vocals.

Im Griechischen also, so wie wir es kennen, kann man keine vollständigen Conjugationen unterscheiden, sondern höchstens Gruppen bilden, die sich an jene erste Gegenüberstellung der Verba auf -μι und ωμι anschliessen. Im Lateinischen aber sind die hergebrachten Conjugationsunterschiede historisch begründet.

Die Anomalieen.

Aus dem bisher geschilderten Wirken der beiden Factoren der Analogie, des lautlichen und begrifflichen, leuchtet ein, wie zufällig es ist, ob gerade das eine oder andre Moment eingreift, und dass das einzig Principielle daran die Regel der Gruppenbildung überhaupt ist oder das Eingreifen eines ordnenden Factors in der einen oder andern Weise. So kann es aber auch kommen, dass das ordnende Princip in sein Gegentheil umschlägt, eine Analogie der andern entgegentritt, eine Regel die andre durchschneidet. Diess ist die Wurzel der Anomalieen. Dieselben treten auf theils als Ausnahmen von den Lautgesetzen, theils als Abweichungen von dem Declinations- oder Conjugationsschema, sind aber in Wahrheit Ausflüsse davon, dass je nachdem der eine oder andre Factor wirkt, eine Form entweder von einer Gruppe, zu welcher sie sonst gehören würde, weggezogen und isolirt oder von einer Gruppe zur andern gezogen wird. Z. B. nach der vorherrschenden Analogie sollte aus *χαριεντ-ς*, *χαριεντ-ια*, *χαριεντ-σι* werden *χαρίεις*, *χαρίεισα*, *χαρίεισι*; aber aus einer Laune, den nichtbetonten vorletzten Vocal kurz zu haben, verlässt die Sprache das herrschende Gesetz und stellt die Feminina auf -*εσσα* (*χαρίεσσα*) und die Dative auf -*εσι* (*χαρίεσι*) in ihrer Art isolirt hin. Ferner: nach einem lautlichen Gesetz soll *εα* zu *η* contrahirt werden (*ἔαρ*, *ἦρ*; *τύπτεαι*

τύπτῃ); allein ὀστέα wird ὀστᾶ, weil die begriffliche Kategorie das *Neutr. plur.*, für welche sich sonst die Endung α festgesetzt hat, hier das Lautgesetz überwiegt. Ferner: Stamm κερατ und σωματ sind beide Neutra und der Stammbildung nach analog. Dem Lautgesetz nach sollten sie beide heissen entweder κέρα, σῶμα oder κέρας, σῶμας. Aber κέρα wird durch eine andre Gruppe von Neutra, in deren Stamm α auftritt, bei denen aber das ganze Stammelement ας lautet (γῆρας, κρέας) angezogen und nun declinirt: κέρας, κέρως, κέρᾳ, den Lautgesetzen entgegen, welche zwar den Ausfall von σ zwischen zwei Vocalen wollen wie in γήρασος-γήρως, nicht aber den von τ. Hier ist zuerst der Nominativ κέρας für sich allein analog dem γῆρας, κρέας geworden und hat dann die übrigen Casus nachgezogen. Anomalie muss dieser Vorgang genannt werden, weil die Lautgesetze in doppelter Weise verlassen worden sind, aber die Anomalie wird verdeckt dadurch, dass die Anziehungskraft ausgeübt wird durch eine schon bestehende Gruppe, in welche dieses Wort mit seinen Formen nun eintritt.

Der eben angeführte Fall führt uns auf eine andre Erscheinung: dem ursprünglichen Verhältniss der begrifflichen Analogie nach wird die gleichmachende Einwirkung geübt von Casus zu Casus, von Tempus zu gleichem Tempus, von einer Person zu derselben Person, vom Modus zum gleichen Modus. Allein es kann nun auch ein Casus auf einen andern, eine Tempusform auf eine andre, ein Conjunctiv auf einen Optativ einwirken, und dadurch ergeben sich neue Ausweichungen oder Anomalieen, beziehungsweise neue kleinere Gruppen. Der *Nom. plur.* πόλεις beeinflusst den *Acc. plur.*, umgekehrt ist wohl das ēs des *Nom. plur.* statt des zu erwartenden ĕs in der lateinischen consonantischen Declination veranlasst durch das genetisch gerechtfertigte ēs des Accusativs. Dass ναῦς im *Acc. sing.* statt νᾶϝα, νῆϝα, νῆα, wie es genetisch lauten sollte, ναῦν annimmt, macht die Analogie des *Nom. sing.* ναῦς. Mit ναῦς, ναῦν zusammen bilden γραῦς, γραῦν, βοῦς, βοῦν eine Gruppe, während das

lautlich analoge *βασιλεύς* mit seinem *βασιλέα* davon fern bleibt. — Homerisch *δείδια, δείδοικα* statt *δέδια, δέδοικα* ist unter dem Einfluss von Präs. *δείδω* entstanden. Das *a* der 1. Person des lateinischen Futur-Optativs *legam* hat sich unter dem Einfluss des Conjunctivs eingeführt.*)

Der Begriff der Anomalie wird gewöhnlich auf die isolirten oder nur in wenigen Beispielen vorhandenen Fälle angewandt, es ist aber aus dem Vorhergehenden ersichtlich, dass er schwankend und auch auf quantitativ weiter greifende Erscheinungen anwendbar ist. Fixirt kann er nur werden, wenn man den einen Factor, z. B. das Lautgesetz, als den massgebenden annimmt und alle Abweichungen von demselben als Anomalieen behandelt oder wenn man ihn nur auf die isolirten Formen anwendet. Sonst ist er ein völlig relativer, wechselnder.

Der Begriff des Stamms in den Einzelsprachen.

Im ersten Capitel haben wir es als einen wesentlichen

*) Leskien in Curtius Studien zur griech. u. latein. Gramm. II, 1. S. 77 sagt: „Dass zwei an Bedeutung sehr verschiedene, an Bildung ebenfalls nicht gleiche Tempora (wie Futnr und zusammengesetzter Aorist) so auf einander gewirkt haben sollten (dass nämlich *σσ* vom Futurum auf den Aorist übergegangen wäre), ist sehr unwahrscheinlich.“ Allein, wie man auch über das a. a. O. von Leskien besprochne *σσ* denken mag, eine Einwirkung von an Bildung und Bedeutung verschiedenen Tempora auf einander ist bestimmt zu constatiren. So sagt Leskien a. a. O. S. 114 selbst: „Man könnte in dem bei den Tragikern vorkommenden Präsens *ἀγάζω* eine Erklärung der Formen mit *σ* (*ἀγάσσομαι, ἠγάσθην* u. s. w.) finden wollen, allein dieses und andre solche Präsentia sind viel später als z. B. ein Aorist *ἀγάσσασθαι* und es ist sicher anzunehmen, dass sie nur entstanden sind in Folge der Analogie, die sonst zwischen Verbalformen mit *σ* und Präsentibus mit *ζ* herrscht.“ Es wirkt also hier ein Futur, ein Aorist auf die Bildung eines Präsens ein. Ferner die homerischen Futura *πεφιδήσομαι, πεπιθήσω, κεκαδήσομαι* sind von den Aoristen *πεφιδόμην, πέπιθον, κεκαδόμην* aus gebildet. Das Participium des Präsens wirkt auf das des Perfects ein in den Endungen des äolischen *πεφύγγων*, des homerischen *κεκλήγων Π* 430. Das obige Beispiel *δείδια, δείδοικα* von *δείδω* ist gewählt, weil es derartige Analogieerklärung statuirt an einem Beispiel, für welches sonst (vgl. Curtius Etym. S. 586) andre Erkläruugen aufgestellt werden, welche die betreffende Form sich aus sich selbst heraus erweitern lassen.

Gesichtspunct für die Erklärung von jüngeren Formen aufgestellt, dass in der Zeit, in der sie entstanden, der Begriff 'Stamm' gegenüber dem fertigen Wort in seiner Reinheit nicht mehr vorhanden gewesen, vielmehr nur noch innerhalb des Worts der Unterschied eines fester stehenden, die Grundbedeutung repräsentirenden und eines beweglichen, die wechselnden Beziehungen enthaltenden bestanden habe. Jetzt nun können wir bestimmter sagen, dass dieses Entschwinden der genetisch zu unterscheidenden Theile aus dem Bewusstseyn in demselben Verhältniss weiter ging, wie die Umbildung um sich griff, so dass im Verlauf der umbildenden Periode eben nur noch die fertigen Wörter zu einander in's Verhältniss gesetzt wurden. Natürlich hat diess fortwährend Einfluss auf den Process der Umbildung selbst, ein Einfluss, der namentlich auch darin besteht, dass die umbildenden Factoren nicht mit voller Consequenz der Gesetzmässigkeit wirken, so dass also durch die Ungenauigkeit der Auffassung der massgebenden Formen die Manchfaltigkeit vermehrt wird.

Die Umbildung der Syntax. Die Umbildung, welche im Vorstehenden beschrieben ist, bewegt sich auf dem Gebiete der Formenlehre. Aber auch für das, was in der üblichen Grammatik den Stoff der Syntax bildet, ist diese Periode eine Zeit der Umbildung geworden. Es sind nämlich in den Functionen der Formen manchfaltige Veränderungen vor sich gegangen. Wenn wir, was die vergleichende Grammatik als Mitgift der einzelnen Sprachen bei der Trennung herausstellt, vergleichen mit dem, was wir im Griechischen und Lateinischen finden, so kann kein Zweifel darüber seyn, dass die Zahl der Casus, der Tempora, der Modi, der Genera verbi eine geringere geworden ist als sie bei der Trennung war. Wir sehen uns im lebendigen griechischen Sprachgebrauch vergeblich nach einem Ablativ, Instrumentalis, Locativ um, es gibt im Lateinischen kein ächtes Mediopassiv mehr und keinen selbständigen Aorist, Conjunctiv und Optativ sind zusammengeschmolzen u. dgl. Nun sind aber selbstverständlich die Gedankenbeziehungen, zu

deren Ausdruck die verloren gegangenen Formen geschaffen wurden, geblieben; folglich mussten die beibehaltenen Formen die Functionen der verlorenen übernehmen und noch verschiedene andre, die sich mit dem Fortschritt der Gedankenwelt neu bildeten, dazu. Das Fallenlassen einer Reihe von Formen war vielfach Resultat eines lautlichen Processes: zwei Formen wurden sich äusserlich gleich und gingen dann nach Form und Bedeutung zusammen; so im Griechischen beim Dativ-Locativ, im Lateinischen beim Genitiv-Locativ und Ablativ-Locativ, und einen ähnlichen Vorgang haben wir im Perfect-Aorist des Lateinischen angenommen. Aber wie der lautliche Process, welcher die formelle Integrität des Worts beeinträchtigte, in Zusammenhang steht mit dem geistigen der einheitlichen Zusammenfassung des Worts, so hängt dieses Aufgeben von ganzen Formen und die Uebertragung ihrer Functionen auf andre zusammen mit dem geistigen Vorgang der strengeren Gedankenzusammenfassung im Satz, der Gestaltung des Satzes überhaupt und der Anwendung solcher Stellungen und Verbindungen der Satzglieder, die es möglich machen, die verschiedenen Bedeutungen, welche nunmehr die eine Function hat, aus der Stellung im Ganzen und der Verbindung, beziehungsweise der Abhängigkeit des einen vom andern zu erkennen. Sobald sich der Zusammenhang der Rede mehr ausbildete, stellte sich heraus, dass die Sprache in ihrer schöpferischen Periode sich einen gewissen Luxus der Formen erlaubt habe, auf den man um andrer Vortheile willen verzichten könne. Darum gab man in manchen Fällen, auch ohne dass ein lautliches Zusammengehen zweier Formen vorhanden war, die eine auf und übertrug ihre Functionen auf eine andre, welche nicht der Form, wohl aber der Bedeutung nach verwandt war. So verlor man im Griechischen den Ablativ, den man grösstentheils im Genitiv, im Lateinischen den Instrumentalis, den man im Ablativ aufgehen liess, wie auch im Griechischen der Dativ zugleich mit einem Theil des Ablativs auch den Instrumentalis übernahm. Es ist also ein gutes Stück Gedankenarbeit, das in dieser Ausgleichung

der Functionen unter die im Verlauf der Umbildung noch übrig bleibenden Formen vorliegt, und es ist zugleich mit dem formellen Verlust ein geistiger Fortschritt gegeben. Das Resultat ist in dieser Beziehung eine grössere logische Präcision, und als Rückwirkung auf das Individuum eine Schärfung des Verstandes, der nun mit wenigeren Formen mehr ausdrückt als er vorher mit der grösseren Anzahl auszudrücken wusste. Gegenüber dem, was hier aufgegeben wurde, kommt die Bereicherung der Sprache durch zusammengesetzte Tempora, deren Bildung ja noch in die Zeit der Umbildung hereinreicht, nicht in Betracht, denn diese erhöhen kaum den Bedeutungsreichthum der Sprache, sie sind zum grössten Theil nur Stellvertreter vorher schon vorhandener einfacher Formen.

Dieser syntaktische Umbildungsprocess vollzog sich zu einem guten Theile schon während der mündlichen und kunstlosen Tradition der Sprache. Wir finden ja schon in der homerischen Sprache die Verminderung der Zahl der Formen in der Hauptsache vollzogen. Aber die Functionsausgleichung und Functionsvermehrung ging noch länger fort als die Veränderung der Formen. Sie macht in der Ineinanderfügung der Sätze mit Benützung der aus erstarrten Casus gewordenen Conjunctionen und der Modi, in der Ausbildung des Relativverhältnisses, der Durchführung des hypotaktischen Verhältnisses der Sätze gegenüber dem älteren parataktischen u. dgl. die Aufgabe der künstlerischen Abrundung der Sprache aus, die sich in den folgenden Perioden vollzieht.

Dass in der Syntax der geistige Factor der Umbildungsperiode am stärksten zur Geltung kommt, liegt in der Natur der Sache. Aber das geistige Wesen, das überhaupt neben der physischen Fortpflanzung der Wörter in der Sprache waltet und die Formen beherrscht, müssen wir noch in allgemeineren Zügen charakterisiren. Es liegt darin zugleich die Vorbereitung von dem, was in den folgenden Perioden die Entwicklung der Sprache bezeichnet.

Die kunst- Wir lesen von Völkern einer niedrigen Culturstufe, dass

bei ihnen die Sprache, weil sie jeglicher Ausbildung entbehrte und indem durch längere Trennung der Erwachsnen von den Kindern die unmittelbare Uebertragung gestört wurde, völlig ausartete und im Laufe weniger, ja schon einer einzigen Generation etwas ganz Andres war als sie vorher gewesen (vgl. Max Müller, lectures on the science of language. Vol. I. p. 57 f.). Ein so rascher Process war auf dem Culturstandpunct, auf welchem die Indogermanen in dem Moment der Trennung sich befanden, allerdings nicht zu befürchten. Das Zusammenleben grösserer Massen von Menschen, das stärkere Bedürfniss gegenseitigen Verständnisses sorgte für längere Festhaltung der überlieferten Formen. Allein die lautlichen Veränderungen gingen eben doch wenn auch langsam fort, in Verbindung damit fand ein beständiges Schwanken zwischen den Analogiegruppen statt, und dieses hätte schliesslich doch zu einer völligen Auflösung des überlieferten Baus geführt, wenn nicht mächtigere Elemente der Cultur diesem Schwanken ein Ende gemacht hätten. Solche Elemente, sofern sie schon in dieser Periode zur Geltung kamen, sind vorzugsweise eine Fixirung der religiösen Einrichtungen und eine bestimmtere Gestalt des Staatslebens. Der priesterliche Verkehr mit den Göttern, der eine immer festere Gestalt annahm, brachte Gebets-, Segens- und Spruchformeln in regelmässig wiederkehrender Gestalt mit sich, und die feierliche Formel des Rechtsspruchs, der autoritätsvolle und zu diesem Behuf ebenfalls in bestimmten Formen auftretende Befehl in Krieg und Frieden gab der Sprache auch des gewöhnlichen Lebens Halt. Seit der Entwicklung geordneter bürgerlicher und socialer Zustände kam dazu das Streben, auf die Ueberzeugung der Menge einzuwirken, es entstand die Kunst der schmuckvollen Erzählung, man fing an diese in gebundner Rede zu fassen, und diess Alles stellte dem Zug der fortwährenden Umbildung ein conservatives Element gegenüber, das der Beweglichkeit der Sprache Mass auflegte und das physische Organ stärker in den Dienst des Geistes zwang.

Lose mündliche Cultur der Sprache

Freilich selbst diese Elemente hätten auf die Länge nicht genügt, einer Auflösung der Sprache zu widerstehen und die Sprachformen vor Abstumpfung, die Declinations- und Conjugationsschemen vor Schwanken zu bewahren. Wir finden in der Zeit des Niedergangs griechischer Cultur, dass Accusative wie ἄνδραν, νύκταν, ἐλπίδαν zu Nominativen und damit wieder Ausgangspunct einer neuen Reihe von Casusformen werden, ein Vorgang, den die griechischen Grammatiker als ἀναδρομή bezeichnen*). Diess zeigt, wie die bloss mündliche und kunstlose Tradition der Sprache ihre Analogieen gebildet, oder vielmehr durch einander gebracht hätte. Und in viel früherer und unmittelbar hieher gehöriger Zeit zeigt sich die Abstumpfung einer kunstlosen Sprache bei den italischen Dialekten, besonders dem umbrischen in dem Zustand, welchen die uns erhaltenen Sprachdenkmäler desselben repräsentiren. Dieser Tendenz konnte nur vorgebeugt werden durch einen energischen Aufschwung künstlerischen Sinns und weiterhin durch die Schrift. Aber es war eben die nothwendige Entwicklung der im indogermanischen Stamm niedergelegten Anlagen, dass die Cultur bei den verschiedenen Zweigen, dem einen rascher, dem andern langsamer solchen Aufschwung nahm und dauernd behauptete, wenn auch im Kampfe um das Daseyn der eine oder andre Zweig dahinten blieb, unterging und einem andern Platz machte.

Die folgenden Capitel werden darthun, in welcher Weise in den ferneren Phasen, welche die griechische und lateinische Sprache durchmachten, die Weiterbildung erfolgte. Zuvor aber müssen wir hier noch constatiren, in wie fern sich die Periode der Umbildung für das System der Grammatik geltend macht.

Das System der Grammatik und die Periode der Umbildung.

Es könnte scheinen, für die Grammatik der Einzelsprache sey die Periode der mündlichen Tradition nicht vorhanden. Die Grammatik muss ja ausgehn von den Ueberresten der Literatur, und diese gibt von der kunstlosen mündlichen Fort-

*) Vgl. Lobeck, *paralipomena grammat. graecae* 1, 142.

pflanzung kein Zeugniss. Von einem System der Einzelgrammatik aber, scheint es weiter, könne man weder in dieser Periode, noch in der folgenden reden, denn die Einzelsprachen seyen ja nichts von einem einheitlichen Princip aus organisch sich Gestaltendes, sondern nur eine Anzahl von Abweichungen von dem ursprünglichen System, das bestanden habe in der Bildung von Nomina und Verba aus Wurzel oder Stamm und Suffix. Allein aus der obigen Auseinandersetzung werden sich in beiden Beziehungen andre Anschauungen rechtfertigen. System ist eine rationelle Ordnung von Begriffen: im höchsten Sinne allerdings eine Ordnung, die von einheitlichem Princip ausgeht, aber in weiterem Sinn auch eine solche, die mehr ein Nebeneinander als ein Ineinander darstellt. Eine solche aber stellt die Einzelgrammatik einer historischen Sprache dar. Man darf sie nicht bloss auffassen als die irrationell gewordne ursprüngliche Ordnung, sondern sie ist eine neugebildete eigenthümliche, deren Princip eben die Gruppenbildung ist, auf Grund des Durcheinanderwirkens der gesetzmässig auftretenden physiologischen Lautgestaltung und der begrifflichen Analogie. Es ist demnach auch die Aufgabe der Einzelgrammatik eine eigenthümliche, darin bestehend, dass sie die Gruppen der Declinationen und Conjugationen zusammenzustellen hat so wie sie in einer gewissen Zeit geschichtlich vorliegen. Diese Zeit kann freilich nicht die Periode der Umbildung seyn, weil diese nicht historisch, sondern vorhistorisch, also nur durch Rückschluss zu finden und — gegenüber der ebenfalls bloss durch Rückschluss zu findenden Urperiode — im Einzelnen unbestimmter und flüssiger ist. Allein die historische Periode, speciell der Höhepunct der Entwicklung, die Classicität ist, wie wir gezeigt haben, mit der Ordnung ihrer Gruppen von der Umbildungszeit abhängig, und wer den Zustand der Sprache in ihr darstellt, nimmt nur den Stoff aus ihr selbst, das Princip der Form aus jener ersten Zeit der getrennten Zweige.

Von diesem Gesichtspunct aus muss man auch die uns von den griechischen und römischen Grammatikern überlieferte

Methode der Darstellung der Formenlehre beurtheilen. Sie besteht eben darin, dass der in der classischen Literatur niedergelegte Sprachstoff nach Declinations- und Conjugationsschemen gruppirt wird. Diess ist an sich ein ganz richtiges, den geschichtlich gewordenen Verhältnissen entsprechendes Verfahren: die Einzelgrammatik hat recht eigentlich die Aufgabe, möglichst scharf zu trennen, möglichst viele Gruppen von Analogieen zu bilden, um ein richtiges Bild davon zu geben, welche Manchfaltigkeit in die Sprache kommt, nachdem die ursprüngliche Einheit zerstört ist. Jene griechischen und römischen Grammatiker haben nur die Gruppen ungenügend gebildet und in ihrem Streit über Analogie und Anomalie falsche genetische Gesichtspuncte hereingebracht.

Die Reform der alten grammatischen Methode.

Dieser Mangel des aus dem Alterthum überlieferten Systems wird nun aber allerdings am besten vermieden, die Gruppen werden richtiger und vollständiger gegeben, die Ober- und Unterabtheilungen richtiger ins Verhältniss gesetzt, Regeln und Anomalieen rationeller unterschieden, wenn der Grammatiker die Manchfaltigkeit betrachtet gegenüber der ursprünglichen Einheit, und diess um so mehr, da diese ja nicht völlig aufgehoben, sondern nur gestört und aus dem Bewusstseyn der sprachbildenden Generationen geschwunden ist, so dass zwischen der Ursprache und Einzelsprache zwar eine wirkliche Kluft besteht, aber auch noch Brücken von der einen zur andern führen. Von diesen Brücken aus hat sich der Darsteller der letzteren zu orientiren, nicht um beide zu vermischen, sondern um jede in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen. Diess ist der wissenschaftliche Standpunct, von welchem aus über die Reform der traditionellen Grammatik, wie sie gegenwärtig betrieben wird, zu urtheilen ist. Sie ist berechtigt, sofern sie die überlieferte Ordnung zu verbessern und durch Berücksichtigung des geschichtlichen Gangs möglichst rationell zu machen strebt, aber sie geräth auf Abwege und widerstreitet gerade dem geschichtlichen Princip, wenn sie im Hinblick auf die ursprüngliche Einheit die später entstandne Manchfaltigkeit der Erscheinungen beschränken und

unter möglichst wenige oder unter solche Gesetze subsumiren will, welche keinen Unterschied der Völker und Zeiten anerkennen oder den begrifflichen Factor über dem lautlichen versäumen. Nicht darüber kann von wissenschaftlichem Standpunct aus Streit herrschen, ob eine rationelle Darstellung der Formenlehre genetisch, geschichtlich und vergleichend zu Werke gehen solle oder nicht, sondern nur darüber, welche Factoren in dem Verlauf der geschichtlichen Entwicklung des Einzelvolks aufgetreten und welches Mass sowohl wie welche Art der Wirkung den einzelnen beizumessen sey. Unter diesen Factoren den der Einwirkung von Form auf Form gegenüber allzustarker Betonung der lautlich physiologischen Wandlung der einzelnen Formen zu grösserer Geltung zu bringen, war mit ein Zweck der vorstehenden Ausführung.

Die Wissenschaft und die Schulgrammatik.

Die Frage, in wie weit die Schulgrammatik sich auf die genetischen Fragen einlassen soll, berührt sich mit der streng wissenschaftlichen Auffassung der Sprache sowohl hinsichtlich der Aufstellung der Declinations- und Conjugationsschemen, als hinsichtlich der Erklärung einzelner Formen und Regeln. Beides wird je nach verschiedener Auffassungen sich verschieden gestalten, wie diess schon aus den oben angeführten Beispielen hervorgeht. Dagegen die Frage über das Mass, in welchem sich die genetische Auffassung der Sprache geltend machen soll, ist eine rein praktische, welcher gegenüber die Wissenschaft nur das festhalten muss, dass keine willkührlichen von geschichtlicher Begründung abschenden Erklärungen gegeben werden. Dass aber gerade die Einwirkung von Form auf Form, wo sie wissenschaftlich begründet ist, ein praktisch fruchtbares Moment ist, wird leicht anerkannt werden. Denn der Nachweis eines genetischen Zusammenhangs der Formen, wie sie für den Lernenden neben einander stehen, ist für das Begreifen und Behalten ebenso förderlich, wie der Nachweis des lautlichen Wandels einer Form durch verschiedene Sprachperioden hindurch.

Drittes Capitel.

Die Periode der mündlichen künstlerischen Cultur der Sprache. Die homerische Sprache. Das Latein vor Plautus.

Allgemeine Bestimmung dieser Periode a) für die griechische Sprache.

Bei der Besprechung des homerischen Periodenbaus sagt Krüger*): „Die Syndetik, sowohl die logisch grammatische als die stilistisch rhetorische ist schon bei Homer so reich und kunstvoll, dass sie eine Vorbildung von Jahrtausenden verräth.“ Gewiss, es liegen Jahrtausende von Sprachentwicklung vor der Ausbildung der Sprache, die wir in den homerischen Gedichten vor uns haben, Jahrtausende, von denen wir keine geschichtliche Kunde haben, die scheinbar unterschiedlos vor dem Blicke des Forschers liegen, ihn mit einem Male mit einer reifen Frucht überraschend. Indessen haben wir in den vorhergehenden Kapiteln bereits drei Perioden innerhalb dieser Jahrtausende unterschieden: die Zeit des indogermanischen Zusammenlebens, die des Nachwirkens der sprachlichen Production in der ersten Zeit nach der Sprachtrennung und die Periode der formellen und syntaktischen Umbildung. Wir haben auch in der letzten, trotzdem dass die originelle Production aufhörte neben einem rein natürlichen noch einen geistigen Factor unterschieden, neben einem Abnehmen des physischen Kraftaufwands für die lautlichen Verhältnisse eine zunehmende Sorgfalt für die geistige Seite gefunden und auf diese Weise die Entwicklung der Sprache in Verbindung gesetzt mit dem ganzen Culturleben der

*) Griech. Sprachl. d. Dial. §. 59, 1.

Völker. Aber wir können nun bis zu dem Zeitpunkt, in welchem bei den Griechen die homerische Dichtung zu einem gewissen Abschluss gekommen ist, noch eine weitere Periode unterscheiden, die der künstlerischen Ausbildung der Sprache durch die Dichtkunst, und zwar, sofern wir die productiv dichtende epische Zeit im Auge haben, durch den auf dem Boden des mündlichen Vortrags stehenden und ohne Kunde der Schrift concipirenden Dichter. Wir datiren diese Periode von da an, wo der Hexameter anfängt, den Fluss des dichterischen Vortrags zu regeln, nehmen sie als dauernd an so lange als epische Dichter in Jonien eigenthümlich producirend, wenn auch Eigenes mit Empfangenem mischend, auftraten und begreifen in ihr sowohl kleinere Lieder, wie sie durch die ganze epische Zeit hindurch gesungen sein mögen, als auch grössere Compositionen, wie sie — nach unsrer Ansicht — die Grundlage der Ilias und Odyssee bilden. Die Quelle für die Erkenntniss dieser Sprachperiode sind uns diese beiden epischen Ganzen so wie sie uns vorliegen, ohne dass wir sie selbst und innerhalb derselben Theile unterschieden; denn mögen auch nach gewissen Spracherscheinungen zeitliche Unterschiede gemacht werden können, wir wollen die epische Sprache eben in der Weise charakterisiren, dass wir sie ebensowohl als ein fertiges Product zu begreifen suchen, wie in ihrem Werden zu erkennen, und als fertiges Product erscheint sie eben in der uns überlieferten Gestalt der Ilias und Odyssee. Das Epochemachende für diese Periode aber setzen wir in das bestimmtere und bewusstere Auftreten des individuellen Moments in der Sprachbildung und Sprachverwendung, gegeben in der Berechnung, beziehungsweise Zurichtung der Sprache auf gewisse Regeln der Kunst. In Allem, was wir in den vorhergehenden Capiteln besprechen, hatten wir es mit jenem allgemeinen, wenn auch aus dem Zusammenwirken Einzelner bestehenden Ganzen zu thun, das man Sprache überhaupt, Volkssprache nennt: auch in denjenigen Momenten, in welchen wir Culturelemente einwirkend fanden, ist uns diess entgegengetreten wohl in einem gewissen Unterschied

von höher Gebildeten und den Massen der Völker, aber das Verhältniss jener zu diesen war ein hinsichtlich der Sprache unbewusstes, unbeabsichtigtes und desshalb nicht individuell einwirkendes. Aber der Dichter, der eine bestimmte Kunstform erfindet und handhabt, der rechnet mit der schönen Form, der schafft und verwendet nicht unbewusste Motive bildnerischer Abrundung und Gestaltung, wie sie auch vorher da waren, sondern bestimmte Gesetze, und darin eben ist er Künstler. Wohl sind die epischen Dichter, deren Lieder in dem, was wir den Homer nennen, niedergelegt sind, für uns keine geschichtlichen Individuen, aber sie waren es für ihre Zeit und in ihrer künstlerischen Thätigkeit, und Jeder von ihnen, sofern man eine Mehrheit derselben und ältere und jüngere annimmt, ist in erster Linie zu fassen in Bezug auf seine Zeit. Aber freilich, diese Individualität, so bestimmt sie zu betonen ist, war daneben noch eine gebundene. Die Sänger, deren Lieder wir in der Jlias und Odyssee noch haben, standen in dem Zusammenhang einer Kunsttradition, einer Schule, die bestimmend auf ihre Individualität einwirkte, und wenn natürlich schon die Sprache des Volks eine gegebene für sie war, so war auch durch ihren Zusammenhang mit Vorgängern und älteren Meistern, d. h. durch überlieferte Redewendungen der Kreis der individuellen Freiheit beschränkt. Freilich andrerseits konnte daraus die individuelle Freiheit auch Erweiterung schöpfen, sofern sie das Ueberlieferte, von dem Gegenwärtigen Abweichende als etwas mit diesem Concurrirendes behandelte, das die Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten gestattete. So stellt sich also dem, der die homerische Sprache theils in ihrem Werden, theils als etwas Gewordenes begreifen will, die Aufgabe dahin, sich die dazu mitwirkenden Dichter als Individuen nach ihren verschiedenen Beziehungen zur Sprache zu denken.

b) für das Lateinische. Wenn wir uns in der Geschichte der lateinischen Sprache nach derjenigen Periode umsehen, welche vor der ersten bedeutenden Literaturerscheinung liegt, die wir besitzen, so begegnen wir scheinbar einem gründlich andern Verhältniss

als bei den Griechen. Bei diesen bilden die homerischen Gedichte den Eingang zur nationalen Geschichte überhaupt, bei den Römern ist bereits der Höhepunkt in der Entwicklung der Republik erreicht, als die Literatur eintritt. Homer ist der Repräsentant einer ohne alle schriftlichen Hilfsmittel wirkenden Kunst, in Rom haben wir trotz verbreiteter Kenntniss der Schrift in fünf Jahrhunderten einer reichen politischen Geschichte keine nennenswerthe Uebung dichterischer Kunst, ja überhaupt kein einziges grösseres und zusammenhängendes Document, das uns über den Charakter der Sprache Zeugniss ablegen würde. Aber eben hierin liegt auch der Punkt, in welchem die homerische und die vorliterarische lateinische Sprache in Parallele mit einander stehn. Wir haben bei Plautus bereits eine Gestalt der Sprache, die für die Anfänge einer Literatur formell und stilistisch weit vorgeschritten ist. Diess setzt eine gewisse Schule voraus, die etwas Anderes ist als die Bildungsmotive, welche in vorgeschichtlicher Zeit mit den allgemeinen Factoren menschlicher Cultur gegeben sind. Eine solche aber war in Rom in der politischen Redekunst gegeben, also ebenfalls in einem mit den Mitteln des mündlichen Vortrags wirkenden Factor, und nicht minder einem solchen, in welchem individuelle Kräfte auftreten, welche die Mittel der Sprache für ihre Zwecke berechnen, darin dem gegebenen Sprachmaterial mit einer gewissen Freiheit gegenüberstehn, aber andrerseits in ihrer Individualität gebunden sind, theils durch die Nothwendigkeit allgemeinen Verständnisses, theils durch die überlieferten Formen der politischen Bildung. Wir haben also auch hier wiederum, wenn wir die Motive der Sprachbildung in der vorliterarischen Zeit ergründen wollen, ein Individuum zu zeichnen, das den eben beschriebenen Beruf hat, die Sprache für seine höheren Zwecke zu verwenden.

Diess die allgemeinen Gesichtspunkte für Erkenntniss des Fortschritts der Sprachbildung auf der Stufe, die uns hier beschäftigt. Es ergibt sich daraus die Aufgabe, die bemerkenswerthen Spracherscheinungen dieser Stufe herauszuheben

und ihnen das dichterische und rednerische Individuum gegenüberzustellen, welches sie anwandte, um zu erkennen, welchen Antheil es an der eigenthümlichen Gestaltung solcher Formen hatte.

1. Die homerische Sprache.

Die Manchfaltigkeit als hervorstechendste Eigenthümlichkeit der homerischen Sprache.

Die am meisten in die Augen fallende Eigenthümlichkeit der homerischen Sprache ist das Nebeneinanderseyn verschiedner Formen desselben Falls. Wir haben, um nur Weniges anzuführen, in der Nominaldeclination *ἵπποιο* neben *ἵππου*, *μάχῃσι* neben *μάχῃς*. *ἵπποισι* neben *ἵπποις*, *ἡρώεσσι* neben *ἥρωσι*, in der Pronominaldeclination als Genitive der 1. Pers. Sing. *ἐμεῖο*, *ἐμέο*, *ἐμεῦ* und *ἐμέθεν*, als Dative der 2. Pers. Sing. *τοί*, *τεΐν* und *σοί*, als Nominative der 1. und 2. P. Plur. *ἄμμες*, *ὔμμες* und *ἡμεῖς*, *ὑμεῖς*; in der Conjugation finden sich in der 1. Pers. Conj. Act. Präs. *ἐθέλωμι* neben *ἐθέλω*, Inf. Präs. *τρεπέμεναι*, *τρεπέμεν*, *τρέπειν*, bei den Verben auf *-αω* bald uncontrahirte, bald contrahirte, bald distrahirte Formen, *ὁράω*, *ὁρῶ*, *ὁρόω*. Eine so grosse Manchfaltigkeit fand der epische Dichter in der Sprache seines Volks und seiner Zeit nicht, es handelt sich also darum zu erklären: wie kam er dazu sie anzuwenden? woher nahm er die verschiedenen Formen? In der That ist es auch diese

Die verschiednen Erklärungen dieser Manchfaltigkeit.

Eigenthümlichkeit, um deren Erklärung auch bisher diejenigen, die den Charakter dieser Sprache zu erforschen suchten, vorzüglich bemüht waren. Hören wir darüber zuerst den gründlichsten Kenner Homers unter den Neueren, den modernen Aristarch, Immanuel Bekker. Dieser sagt an einer Stelle, in welcher er die Manchfaltigkeit in den Quantitätsverhältnissen bei Homer bespricht (Homer. Blätter S. 135 f.): „das Recht die Quantität der Vocale beinahe unbedingt nach Bedürfniss des Verses zu bestimmen, beruht nicht auf dem Accent, — noch weniger auf Mittelzeit, — sondern beruht auf der jugendlichen Elasticität der homerischen Sprache. Denn diese Sprache, erwachsen während einer Völkerwanderung unter beständigen Berührungen, Reibungen, Mischungen verwandter Stämme und geregelt allein durch Gesang und Saitenspiel, ist zwar

zu Reichthum und Wohllaut in Fülle gediehen, scheint aber die Formen alle erst anzuversuchen und kennt keine festen, unabänderlichen, ausschliesslichen, dergleichen später die Verbreitung der Schrift einführt. Littera scripta manet." Also drei Momente sind es, nach Bekker, welche das eigenthümliche Verhältniss der homerischen Sprache zu der gewöhnlichen Sprache eines Volks ausmachen, die in der Entstehungszeit der Gedichte geschichtlich begründete Mischung der Dialekte, der Mangel der Schrift und die Dichtkunst mit ihrem Bedürfniss nach freierer Handhabung der Sprachformen für den Dienst des Rythmus; auf den individuellen Dichter aber angewandt heisst diess: derselbe hineingestellt in eine Mischung der Dialekte und einen unfertigen Zustand der Sprache hatte als Regel nur das Metrum, diesem zu liebe aber beinahe unbedingte Freiheit in der Bestimmung der Quantität. Allein diese Freiheit wird sich nicht bloss auf die Quantitätsverhältnisse beschränkt haben, und die Frage liegt nahe: sind die Formen, die anversucht wurden, nicht in weiterem Sinne zu verstehen von der etymologischen Form mancher Wörter und den Flexionsformen? In dem Zusammenhange nun, in welchem jene Charakteristik gegeben, ist allerdings zunächst nur die Freiheit in der Wahl der Quantität gemeint: denn auch die Beispiele *ἕστητε* für *ἕστατε*, *ἐπίστηται* für *ἐπίσταται*, *ἐπλήγην* für *ἐπλάγην* (S. 134) bezeichnen nicht sowohl qualitative als quantitative Aenderungen. Indessen das Verhältniss der homerischen Sprache zum Digamma ist jedenfalls ein qualitatives und auch in dieser Beziehung lässt Bekker die Freiheit des Dichters nach metrischem Bedürfniss walten. Ferner wenn der Dichter im Dienste des Metrums z. B *διδόναι* in *διδοῦναι* verwandeln darf (Hom. Bl. S. 280 Z. 16), so greift er eigenmächtig in das Gebiet der Flexion ein.

Dem gegenüber ist es jedenfalls eine wesentliche Bereicherung, wenn G. Curtius, der übrigens Grundz. der Etym. S. 492 die Bekkersche Charakteristik als eine treffende anerkennt, die Manchfaltigkeit der Formen auf den sprach-

geschichtlichen Standpunkt zurückführt, indem er sich (Erläuterungen zu meiner Schulgramm. S. 39) so ausdrückt: „Der homerische Dialekt erweist sich, je weiter die Forschung vordringt, um so mehr als das Product eines conventionellen Sängerbrauches, welcher eine Menge uralter Formen und manche im Erlöschen begriffenen Laute bewahrte, aber daneben sich auch viel jüngerer, damals offenbar im Leben schon üblich gewordener Gebilde bediente und eben dadurch jenes Gepräge der Buntheit, des Formenreichthums, der schwankenden Regel erhielt, welches bei einer wirklich gesprochnen Sprache kaum denkbar wäre, der Sängersprache aber bei dem Bau der Verse die allergrössten Vortheile darbot. Zur Zeit da sich dieser Dialekt der epischen Sängerschulen constituirte, erschien schon Vieles als Licenz, was in Wirklichkeit Antiquität war. Nichts lag daher näher, als dass das Gebiet epischer Licenzen auch über den Bereich der Antiquitäten hinaus — also nach falscher Analogie — erweitert ward (z. B. nach etymologisch berechtigtem φιλομμειδής ein ἔμμαθε)." Aehnlich spricht sich Leskien in Curtius Studien zur griech. und lat. Gramm. 2. Bd. 1. Heft S. 71 aus und es ist überhaupt die Tendenz der neuern Forschungen über homerische Formen, ihre Manchfaltigkeit möglichst in sprachgeschichtlichem Lichte erscheinen zu lassen; die dabei noch angenommenen Licenzen schwinden immer mehr und auch Curtius ist, wenn wir eine Notiz in seinen Studien 2. Bd. 1. Heft S. 137 Anm. 2 richtig auffassen, geneigt, falsche Analogieen immer mehr in sprachgeschichtlich Richtiges aufzulösen, wenn auch die Unmöglichkeit, Alles etymologisch zu rechtfertigen, nicht alle tilgen kann. Die metrische Freiheit des Dichters ist hiebei die Freiheit der Wahl zwischen den gewöhnlichen Formen seiner Zeit und älteren, die ihm vermittelst der Schultradition des epischen Gesangs zugekommen sind; Eigenthümlichkeiten aber in Gestaltung der Formen sind höchstens Ausfluss des Irrthums und Mangels an Verständniss, der überlieferte Antiquitäten über ihre geschichtliche Berechtigung hinaus

anwendet. Aber selbst diesen letzten Rest einer gewissen productiven Freiheit nicht nur für die Formen der Wörter, sondern auch für die Bestimmung der Quantität nimmt dem homerischen Dichter Westphal in seiner griechischen Metrik, 2. Aufl. S. 69—71, indem er in einer Stelle, die wir, um die Schärfe des Princips in aller Bestimmtheit hervortreten zu lassen, ausführlich wiedergeben, sagt: „Man meint, dass Homer darin die sprachlichen Formen modificirt habe, dass er die Conjunctivvocale η und ω in manchen Fällen bald lang, bald kurz gebraucht. Das würde in der That ein Zwang sein, den der Dichter der Sprache angethan, er hätte hier geradezu ins innerste Leben der Sprache eingegriffen, indem er durch Verkürzung des conjunctivischen η und ω zu ε und ο den formalen Unterschied zwischen dem indicativen und conjunctiven Modus aufgegeben hätte. — Wir dürfen jene homerischen Conjunctive nicht „verkürzte" Conjunctive nennen, denn es sind Reste ursprünglich kurzer Conjunctivformen, die der späteren Sprache entschwunden, vom alten epischen Dialect aber gewahrt sind. — Ist die Poesie eines Volks eine solche, welche wir quantitirende nennen, d. h. ist sie nicht bloss silbenzählend und macht sie nicht den Wortaccent zum Anhaltspunkt für den Rythmus, sondern schliesst sie sich für das rythmische Zeitmass dem in der Sprache an sich gegebnen Unterschiede der Kürzen und Längen an, so folgt der Dichter genau diesen prosodischen Eigenthümlichkeiten, ohne dass er der Sprache Zwang anthut. — Der Dichter und namentlich der Dichter der älteren Zeit schwankt bisweilen in der Prosodie, aber er vertritt in diesem Schwanken nur die Weise seiner Zeit und seines Dialekts. Der Wechsel zwischen Länge und Kürze ist in allen diesen Fällen durchaus nicht so zu erklären, dass damals die Prosodie noch eine regellosere war, sondern vielmehr war damals die Sprache noch reicher an alten ursprünglichen Formen, und diese eben sind es, die von den älteren Dichtern festgehalten werden. Die spätere Zeit hat diesen Reichthum aufgegeben, hat die neben den

ursprünglichen Formen aufgekommnen secundären allein im Gebrauch festgehalten, und die späteren Dichter, indem sie scheinbar consequenter im prosodischen Gebrauch der Wörter sind, haben nichts gethan, als sich dem Fortgang der Sprache anschliessend, der alten ursprünglichen Formen sich zu entäussern. Mit einem Worte, die Poesie hat sich eben so wenig erlaubt die Quantität des Vocals zu verändern, wie die sonstige Form des Wortes und der Flexionsendungen umzugestalten; denn die Vocallänge und die Vocalkürze ist so gut etwas Gegebnes wie die Qualität des Vocals und die ihn begleitenden Consonanten. Alles dies ist für die Poesie unantastbar." Es liegt auf der Hand, wie sich von Bekker zu Westphal die Stellung des Dichters zur Sprache verschoben hat. Bei Bekker steht er theils gleichberechtigt neben den geschichtlichen und geographischen Factoren, welche auf die Sprache Einfluss haben, theils über ihnen, nach Westphal ist er ganz abhängig von dem geschichtlich Gegebenen, die relative Freiheit, die er geniesst, ist nur die Freiheit der Sprache selbst, die auf ihrer Entwicklung beruht, nur ist die in dieser Entwicklung gegebene Manchfaltigkeit eine grössere, als man sonst annimmt.

Um nun hier das richtige Verhältniss zu finden, muss man jeden der verschiedenen Factoren, die in Betracht kommen, für sich gesondert betrachten, nämlich die für den productiven epischen Dichter vorhandenen dialektischen Verhältnisse, sodann die nicht auf dialektische Unterschiede zurückzuführenden mehrfachen Formen desselben Worts oder Flexionsfalls, welch letztre dann in ein bestimmtes Verhältniss zu einander eben vom Standpunkt des Dichters aus zu setzen sind.

Das Verhältniss zu den Dialekten. Die Heimath der homerischen Gedichte in derjenigen künstlerischen Ausführung, welche ihrer überlieferten Form zu Grunde liegt, ist das jonische Kleinasien, der epische Dichter, dessen Dichtungsart wir charakterisiren wollen, ist Jonier. Dies erhellt aus dem allgemeinen Charakter dieser Gesänge so deutlich, dass es keines weiteren Beweises bedarf,

auch werden ja die homerischen Sängerschulen in den Sagen vorzugsweise in jonischen Städten localisirt*). Indessen die Bewohner des kleinen asiatischen Joniens können selbst von den Zeiten der Wanderung her ein Mischvolk mit Mischdialekt gewesen seyn, wie ja Herodot 1, 146 in glaubwürdiger Weise angibt, dass sich den auswandernden Joniern äolische und dorische Volkstheile anschlossen und sich mit ihnen niederliessen. Und diess könnte auf die Sprache der epischen Lieder Einfluss geübt haben, da wir annehmen dürfen, dass die Heldenthaten der achäischen Vorzeit auf der Wanderung und während der Niederlassungszeit schon viel gesungen wurden, als es galt, aufs Neue kleinasiatische Küstenstädte zu belagern. Natürlich wird auch aus dieser gemeinsamen Wanderung und Niederlassung ein Austausch dialektischer Eigenthümlichkeiten hervorgegangen seyn, sowohl etymologischer als grammatischer Natur. Aber eben so sicher ist, dass sich ein jonischer Dialekt stets bestimmt geschieden hat vom äolischen wie noch mehr vom dorischen, und wie sehr die Stämme trotz den beständigen Berührungen auf der Wanderung ihre Niederlassungen getrennt erhielten, geht daraus hervor, dass, wo von zwei Stämmen grössere Massen sich niederliessen, getrennte Colonien bestanden, wie z. B. in Smyrna eine jonische und äolische**). Zu dem aber, was die Getrennten Besonderes erhalten wollten, gehörte gewiss auch die Sprache. Wo aber an einen an Zahl überwiegenden Stamm eine unbedeutende Minderheit eines andern sich anschloss, um völlig mit ihm zusammenzuwachsen, da war doch das wahrscheinliche Ergebniss, dass auch die Sprache der Minderheit absorbirt wurde. Also dass in der

*) Die Frage, ob mit Aristarch vor der kleinasiatischen Dichtung ein attischer Homer anzusetzen sey (vgl. Sengebusch in den Jahrb. für Philol. 1853. S. 257, dens. in den dissertationes homericae der Teubn[illegible]omerausgabe), ist dialektisch unerheblich, da ja von den a[illegible]swanderern zu den kleinasiatischen Joniern die sprachliche [illegible] eine ununterbrochene ist.

**) [illegible] Müller, griech. Literaturgesch. 1, 72. Sengebusch, Jahrb[illegible]. 1853. S. 258.

Zeit der Blüthe des epischen Gesangs ein Mischdialekt in Jonien geherrscht hätte, können wir nicht annehmen, sondern nur, dass gewisse Sonderausdrücke und gewisse grammatische Formen von demjenigen Dialekt, mit welchem die meiste Berührung stattfand — und diess ist der äolische — angenommen wurden. Und selbst Sonderausdrücke werden häufig genug ihrer äusseren Form nach dem eignen Dialekt, in den sie aufgenommen wurden, amalgamirt worden seyn, indem ein $\bar{\alpha}$ zu η wurde, ein Digamma schwand u. dergl. Allein damit ist freilich das Verhältniss des Dichters zum Dialekt noch nicht vollständig bestimmt. Zunächst dichtete dieser natürlich aus seinem Dialekt heraus, allein wenn er aus diesem des Metrums und des dichterischen Tons wegen nicht jedes nächstliegende Wort aufnehmen durfte, sondern wählerisch zu Werke gehen musste, warum hätte er nicht auch, wenn er gleich Jonier war, schickliche Ausdrücke und Formen benachbarter Aeolier wählen sollen? Sang er doch für Aeolier wie für Jonier, zog bei beiden umher und nahm äolische wie jonische Stammessagen in seine Stoffe auf. Er natürlich liess dann diese Wörter in ihrer äolischen Originalform, weil er sie ja eben mit Bewusstsein aus der fremden Sprache als fremde herausgriff mit der Voraussetzung, dass seine Zuhörerschaft sie verstehe. Nur darf die Stellung des Dichters dabei nicht so gefasst werden, dass er die Eigenthümlichkeiten des äolischen Dialekts aufgriff, so wie wir gewöhnt sind, dieselben nach wissenschaftlich analytischer Methode zu erfassen, d. h. nach L a u t g e s e t z e n, wie die Nichtaspiration (Psilosis), gewisse Lautwandlungen, die er dann durchgeführt hätte, sondern er entlehnte immer nur Einzelheiten. Dichterisch bezeichnende und metrisch passende Wörter nahm er als ganze, von Wörterbestandtheilen entlehnte er des Metrums halber solche, die beweglich waren und ohne besondere grammatische Kenntnisse in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt werden konnten, d. h. die wechsel [illegible] xionsendungen, und wiederum aus metrischen Grü[illegible] lehnte er einzelne Lauteigenthümlichkeiten. Endlich v[illegible])ichter

hinsichtlich des Masses in der Aufnahme des Fremden sich haben bestimmen lassen durch den Massstab des bei seinen Zuhörern vorauszusetzenden Verständnisses, der selbst wieder bestimmt war durch den Handels- und politischen Verkehr.

Dieselben Umstände aber, welche die Verwendung äolischer Bestandtheile durch den Dichter erklärlich machen, lassen es unwahrscheinlich finden, dass auch Dorismen aus den homerischen Gedichten in irgend nennenswerther Zahl herauszufinden wären. In der productiven Zeit epischer Dichtung lebte dieselbe nicht auf dorischem Boden, und die dorischen Stammestheile, die unter die Jonier und Aeolier gemischt von Hellas aus mit hinüberzogen, wie Epidaurier nach Samos, wurden absorbirt und zählten für den Dichter jedenfalls nicht.

Diese allgemeinen Gesichtspuncte müssen wir nun prüfen an den einzelnen Formen, welche in der überlieferten homerischen Sprache als fremde auszuheben sind. Der Prüfung selbst aber schicken wir mit Rücksicht auf die Ueberlieferung des Textes sowohl als der erklärenden Ansichten der alten Kritiker und Grammatiker einige kritische Bemerkungen voraus.

Es leidet keinen Zweifel, dass zum Theil die alexandrinischen Gelehrten, zum Theil die späteren Grammatiker, weil ihnen sprachgeschichtliche Kenntnisse mangelten, Vieles als dorisch, noch viel mehr als äolisch bei Homer bezeichneten, was es in Wirklichkeit nicht war. So werden in den Scholien d[illegible] Cod. Lipsiensis zu Ilias A, 78 die Infinitive auf μεναι u[illegible]d μεν für äolisch und dorisch erklärt, während sie als ält[illegible] Formen aufzufassen sind*). Aber nicht nur die Erklär[illegible] gegebener Formen wurde verfehlt, sondern man setzte auch [illegible]alektisch fremde Formen an die Stelle andrer

*) Die N[illegible] lautet bei Bekker: χολωσέμεν τῶν Δωριέων. ἐκεῖνοι γὰρ τὰ εἴς-ει[illegible]ς-εν μεταποιοῦσι, τύψειν τυψέμεν. οἱ δὲ Αἰολεῖς-εμμεναι [illegible] Darnach ist es ein Versehen, wenn Ahrens de dial. aeol. [illegible] Scholien A diese Bemerkung zuschreibt. Richtiger gibt e[illegible] de dial. dor. p. 303. — Man erklärte also τυψέμεν als ei[illegible]ung des dorischen τύψεν, wie auch aus Eustath. 54, 35 her[illegible]

überlieferter in den Text, und besonders war Zenodot ein Liebhaber von Aeolismen. Jedoch nicht minder ist auch schon im Alterthum selbst ein Bekämpfer des Aeolismus bei Homer und speciell dieser Richtung des Zenodot aufgetreten in Aristarch, und wenn auch die Ansicht, dass Athen die Heimath Homers sey, sein Urtheil in dieser Beziehung beeinflusst haben mag, so bietet andrerseits sein Suchen nach der möglichst besten Ueberlieferung, sowie die Thatsache, dass wo ihm äolische und dorische Formen beglaubigt schienen, er sie behielt, eine Garantie, dass unser überlieferter Text, soweit er auf Aristarchs Arbeiten ruht, im Ganzen eine richtige Grundlage für unsre Frage abgibt.

Eine andre Schwierigkeit liegt in der Mangelhaftigkeit unsrer Quellen für die zu vergleichenden Dialekte. Wir dürfen z. B. zwar ohne Bedenken die Aeolismen bei Homer als dem lesbischen Dialekt am nächsten stehend betrachten, aber wie wenige literarische und inschriftliche Zeugnisse von diesem Dialekt existiren für uns. Indessen ist diese Schwierigkeit zwar äusserlich bedeutend, aber mehr für die Einzelerklärung, als für die ganze Frage; denn wenn wir aus dem Zustand des uns zu Gebot stehenden Textes herausfinden, dass die Gesammtzahl fremder Dialektformen nur einen nebensächlichen Theil der homerischen Sprache bildet, so ist die Constatirung angeblicher homerischer Aeolismen und Dorismen durch Vergleichung mit jenen Resten des betreffenden ächten und reinen Dialekts mehr Sache der philologischen Akribie als des Princips. Nur hängt freilich die Bestimmung der Art und Weise des Aufnehmens allerdings von solcher Constatirung ab.

Aus den angegebnen Verhältnissen ergeben sich folgende Regeln: als fremde Dialektformen sind bei Homer anzuerkennen diejenigen Wörter oder Flexionsendungen, welche im aristarchisch-alexandrinischen Text in ein[illegible] F[illegible]m überliefert sind, die sie bei Vergleichung mit so[illegible]nnten asiatisch-äolischen oder dorischen Formen als [illegible]rweist. Die darüber in den Scholien und in den [illegible]tischen

Schriften der Alten enthaltenen Angaben fordern zur Prüfung der von ihnen genannten Formen auf und führen häufig auf die richtige Spur, sind aber nicht ohne Weiteres massgebend.

Aus dem Aeolischen nun erscheinen entlehnt*): Aeolismen im Homer.

a) Ganze Wörter, die dichterisch bezeichnend oder technischer Natur oder metrisch bequem waren: λυκάβας Jahr. ξ 161 = τ 306. vgl. τρισσὸν ὑπὸλ λυκάβαν in einer metrischen Inschrift von Mytilene aus römischer Zeit C. Inscr. Graec. n. 2169. — ἴα = μία Δ 437. N 354. Φ 569 wird von den Grammatikern als äolisch bezeichnet und erweist sich als solches vgl. Ahrens S. 127 f. — πίσυρες gleich τέσσαρες und neben demselben. Die äolische Form lautete gewöhnlich πέσσυρες, allein das hätte metrisch keinen Unterschied gegenüber von τέσσαρες ergeben. Deshalb wurde nun die andre äolische Form πίσυρες gewählt. — πεμπώβολον Α 463. γ 460 und πεμπάζεσθαι, δ 412 — beides als bezeichnende oder technische Ausdrücke. — μείς = μήν, Τ 117. wozu die Schol. A D: ἐν τῇ Χίᾳ μής. ἄλλως μείς Αἰολικῶς. Das Wort findet sich aber auch bei Herodot 2, 82. — βῶς = βοῦς (Schild) in Il. Η 238. Dazu sagen die Scholien A: οὕτως αἱ Ἀριστάρχου· ἡ Ἀριστοφάνους βοῦν. Priscian I p. 266 aber gibt βῶς als dorisch und äolisch. Die Scholien sagen nun zwar nicht, dass Aristarch dieses Wort als äolisch ansah, auch lässt sich βῶς im Lesbisch-äolischen nicht nachweisen, allein da in diesem Dialekt ω auch sonst für ου steht, so ist der Aeolismus doch wahrscheinlich. Dann hätten wir auch hier einen vereinzelten technischen Ausdruck.

In dieselbe Kategorie würde gehören, was etwa von den bei Ameis de aeol. Homer. p. 20 f. angeführten Wörtern, βέρεθρον, ὄτριχες u. dgl. wirklich als äolisch annehmbar wäre. Eine ähnliche Classe wie die technischen Ausdrücke bilden

*) Ueber diesen Gegenstand hat speciell gehandelt Ameis, de aeolismo homerico. Halle 1865. Auch sind zu vergleichen Giese, über den äol. Dialekt. Berlin 1837, besonders aber Ahrens, de graecae linguae dialectis vol. I. Ein allgemeines Urtheil gibt auch Sengebusch in Jahrbb. für Philol. 1853. S. 259.

ferner die Nomina propria, so *Φήρ* = Kentaur *A* 268. *B* 743 u. a. St. während in der appellativen Bedeutung 'Thier' stets *ϑήρ* steht, und ebenso *Θερσίτης*, *Ἀλιϑέρσης* (*β* 157) *Πολυϑερσίδης* (*χ* 287), wogegen sonst immer *ϑάρσος* und das Adjectivum *πολυϑαρσής* (*P* 156. *T* 37. *ν* 387).

b) Wörter mit gewissen Lauteigenthümlichkeiten, aber darum nicht diese als solche, sind aus metrischen Gründen aufgenommen folgende: *βόλομαι* = *βούλομαι*, (*A* 319. *α* 234. *π* 387). Dafür steht zwar sonst im Aeolischen *βόλλομαι;* allein wie neben *πέσσυρες πίσυρες*, so mag auch neben *βόλλομαι* ein *βόλομαι* sich gefunden haben; übrigens s. unten bei der Frage über die Consonantenverdopplung nach kurzen Vocalen; *ἕταρος* = *ἕταιρος* (Eustath. 28, 32. Ahrens p. 101. Ameis p. 27); *αὐέρυσαν* *A* 159 u. sonst bei Opferbeschreibungen und *αὐιάχοι* *N* 41 für *ἀϝέρυσαν* und *ἀϝίαχοι*, vgl. Curtius, griech. Etym. S. 496, 499. Ebenso wohl auch *καλαῦροψ* (Hirtenstab) *Ψ* 845 aus *καλάϝροψ* und *ταλαύρινος* aus *ταλάϝρινος* *E* 289.

In allen diesen Beispielen stimmen die Tradition und die Nachweisbarkeit im ächten specifisch Aeolischen überein. Es mögen aber auch solche Wörter hier erwähnt werden, welche äolische Form haben, aber auch sonst recipirt sind, wie *ἄγυρις* = *ἀγορά*, *ἀνώνυμος* und andre ähnliche Zusammensetzungen von *ὄνομα* mit *ω* und *υ* (vergl. Ahrens p. 82. 83. Ameis 21), ferner *ἐρεβεννός* von *τὸ ἔρεβος* = *ἐρεβεσνος*, *ἐραννός* = *ἐρας-νος*. Denn es ist wohl möglich, dass die Reception in den homerischen Gedichten diese Formen zu gemeingriechischen gemacht hat. Oder aber hat hier Uebergang vom äolischen in den jonischen Volksdialekt stattgefunden, wie diess auch bei dem Verbum *ἀγρεῖν* = *αἱρεῖν* anzunehmen ist in den Imperativen *ἄγρει* u. *ἀγρεῖτε*.

c) Ueber den Einfluss des äolischen Dialekts auf die homerische Declination wird man am besten urtheilen können, wenn man äolische, jonische und homerische Paradigmen neben einander stellt, wie folgt:

I. Declination.

Aeolisch	Jonisch	Homerisch
a) νύμφᾱ (νύμφᾰ)	νύμφη	νύμφη
νύμφας	νύμφης	νύμφης
νύμφᾳ (vgl. Ahrens p. 99)	νύμφῃ	νύμφῃ
νύμφαν	νύμφην	νύμφην
νύμφᾰ	νύμφη	νύμφη und νύμφᾰ Γ 130. δ, 743.
νύμφαι	νύμφαι	νύμφαι
νυμφάων (νυμφᾶν)	νυμφέων	νυμφάων u. νυμφέων
νύμφαισ(ι)	νύμφῃς(ι)	νύμφῃσ(ι)
νύμφας	νύμφας	νύμφας
b) νεφεληγέρετα Κρόνιδα	νεφεληγερέτης Κρονίδης	νεφεληγερέτα
νεφεληγερέτᾱο Κρονίδαο u. Κρονίδα	νεφεληγερέτεω Κρονίδεω	νεφεληγερέτᾱο Κρονίδᾱο, und Κρονίδεω

II. Declination.

ἴππος	ἵππος	ἵππος
ἴπποιο und ἴππω	ἵππου	ἵπποο, ἵππου u. ἵπποιο
ἴππῳ (vgl. Ahrens p. 99)	ἵππῳ	ἵππῳ
ἴππον	ἵππον	ἵππον
—	—	—
ἴπποισ(ι)	ἵπποισι(ἵπποις)	ἵπποισ(ι)

(Die Dative auf *οις* sind bei Homer häufiger als bei Herodot.)

III. Declination.

a) Κύκλωψ	Κύκλωψ	Κύκλωψ
—	—	—
Κυκλώπεσσι	Κύκλωψι	Κυκλώπεσσι und Κύκλωψι
b) πόλις	πόλις	πόλις
πόλιος	πόλιος	πόλιος, πόλεος, πόληος
πόλι	πόλι	πόλι (?) πόλει, πόληι
πόλιν	πόλιν	πόλιν

	Aeolisch	Jonisch	Homerisch
	πόλιες	πόλιες	πόλεις πόληες
	πολίων	πολίων	πολίων
	πολίεσσι	πόλισι	πολίεσσι πόλεσι (dieses nach ἐπάλξεσι X 3)
	πόλιας	πόλιας πόλις	πόλιας πόλις πόλεις(?) πόληας
c)	βέλος	βέλος	βέλος
	βέλεος seltener βέλευς (einmal τεμένηος Ahrens p. 116)	βέλεος	βέλεος, selten βέλευς
	βέλει	βέλεϊ	βέλεϊ βέλει
d)	βασίλευς	βασιλεύς	βασιλεύς
	βασίλεος βασίληος	βασιλέος	βασιλῆος
	βασίλει βασίληι	βασιλέι	βασιλῆι
	βασίλεα βασίληα	βασιλέα	βασιλῆα
	βασίλεες βασίληες	βασιλέες	βασιλῆες
	βασιλίων βασιλήων	βασιλέων	βασιλήων
	βασιλέεσσι βασιλήεσσι	βασιλεῦσι	βασιλεῦσι
	βασίλεας βασίληας	βασιλέας	βασιλῆας

Nach diesem Schema stimmen die Formen νύμφᾰ, νυμφάων, νεφεληγερέτα und -ταο, Κρονίδαο, ἵπποιο, Κυκλώπεσσι die Flexion von βασιλεύς mit dem Aeolischen überein und weichen vom Jonischen ab. Hievon können wir νύμφᾰ und νυμφάων und die Formen von βασιλεύς ohne Weiteres als äolisch zugeben. Dagegen bei den Genitiven auf -αο, -οιο, -εσσι dürfte eine andre Kategorie, die des Aelteren und Jüngeren innerhalb des Jonischen selbst concurriren, wovon unten. Als äolisch wird man ferner die Contraction von βέλεος zu βέλευς, βέλεϊ zu βέλει betrachten dürfen, und wenn wir bedenken, dass ein äolischer Dichter sich τεμένηος für τεμένεος erlaubte, so wäre es nicht unmöglich, auch πόληος für πόλεος damit zusammenzustellen und beide gebildet zu denken nach der Analogie von βασίλεος βασίληος. Alle diese Abweichungen vom Jonischen aber sind metrisch motivirt, so dass man deutlich sieht, wie es nicht die Vermischung von Formen in der Volkssprache, sondern lediglich

die Wahl des Dichters aus dem ihm nahe liegenden äolischen Dialekt ist, welcher sie ihre Aufnahme verdanken.

Neben manchfachen Casusformen derselben Declination kommen nun aber auch Manchfaltigkeiten vor, welche daher rühren, dass der eine und andre Casus aus einer andern Declination genommen ist oder dass dasselbe Wort durch zwei Declinationen flectirt wird. Es sind diess Erscheinungen des sog. Metaplasmus. Von solchen werden auf Aeolismen von den Grammatikern zurückgeführt die ganzen Declinationen *φύλακος* neben *φύλαξ*, z. B. *Ζ* 35. *Ω* 566. ο 231, *μάρτυρος* bei Homer nicht neben, sondern statt *μάρτυρ*, π, 423. *Α* 338. *Β* 302 u. s. w., einzelne Casusformen *ἴῶκα* statt *ἰωκήν* *Λ* 601. *ὑσμῖνι* statt *ὑσμίνῃ* *Β* 863. *Θ* 56. *ἀλκί* statt *ἀλκῇ*, fünfmal in der Phrase *ἀλκὶ πεποιθώς*, darunter *Σ* 158 unmittelbar nachdem *ἀλκήν* vorhergegangen. Wesshalb sollen wir hier dem Aristarch zu *Ε* 299 nicht glauben, dass diess äolisch sey? Dagegen in *ζαῆν ἄνεμον* μ 313 eine so ganz vereinzelte Anwendung äolischen Accusativs zu finden ohne Noth, da, wie die Parallelstelle ι, 67 zeigt, andre Wendungen leicht zu finden waren, möchte ich mich nicht entschliessen. Ahrens, griech. Formenl. §. 28. A. 4 will *ζαῇ* lesen.

Weniger einfach ist das Verhältniss zwischen den drei Dialekten in der pronominalen Declination. Hier stehen sich gegenüber:

	Aeolisch	Jonisch	Homerisch
I. Person Sg.	ἔγων ἔγω	ἐγώ	ἐγώ u. ἐγών
	ἔμεθεν	ἐμέο, ἐμεῦ, μευ	ἐμεῖο, ἐμέο, ἐμεῦ, μευ, ἐμέθεν (ἐμέο nur *Κ* 124).
	ἔμοι, μοι	ἐμοί, μοι	ἐμοί, μοι
	ἔμε, με	ἐμέ, με	ἐμέ, με
II. Pers. Sg.	τύ, σύ	σύ	σύ, τύνη (diess an 6 Stellen)
	σέθεν	σέο, σεῦ	τεοῖο, σεῖο, σέο, σεῦ, σέθεν
	σοί	σοί, τοι	σοί, τοι, τεΐν

	Aeolisch	Jonisch	Homerisch
	σέ	σέ	σέ.
III. Pers. Sg. in ähnlichem Verhältniss.			
I. P. Pl.	ἄμμες	ἡμέες	ἡμεῖς, ἄμμες
	ἀμμέων	ἡμέων	ἡμέων, ἡμείων
	ἄμμι	ἡμῖν	ἡμῖν (ἧμιν, ἡμιν) ἄμμι
	ἄμμε	ἡμέας	ἡμέας, ἄμμε
II. P. Pl.	ὔμμες	ὑμέες	ὑμεῖς, ὔμμες
	ὑμμέων	ὑμέων	ὑμέων, ὑμείων
	ὔμμι	ὑμῖν	ὑμῖν (ὕμιν) ὔμμι
	ὔμμε	ὑμέας	ὑμέας, ὔμμε.
III. P. Pl. G. Pl.	σφείων	σφέων	σφέων, σφείων.

Auch hier dürfen wir die Formen ἐγών, die Genitive auf -θεν, ἄμμες, ἄμμι, ἄμμε, ὔμμες, ὔμμι, ὔμμε einfach als äolisch bezeichnen. Σφείων dagegen neben ἡμείων und ὑμείων ist nicht aufs Aeolische zurückzuführen, sondern es gehören diese wie die Genitive des Singularis auf εῖο in eine andre Kategorie, wovon unten im Zusammenhang mit andern homerischen Eigenthümlichkeiten der Pronominaldeclination. Dass aber auch hier das metrische Bedürfniss die Aufnahme des Aeolismus bestimmt, ergibt sich unmittelbar.

An die Nominaldeclination schliessen sich die Adverbia an. Hier werden mit Recht als äolisch bezeichnet ζα = δια in den Zusammensetzungen ζάθεος, ζατρεφής u. dgl. Es ist der Uebergang von δι zu ζ auch sonst eine Erscheinung des äolischen Dialekts (vgl. Ahrens p. 46. Curtius, griech. Etym. 544), aber sie ist nur hier in einer einzelnen Kategorie von Wörtern aufgenommen, und nicht in der Präposition διά selbst. Da sie sich aber in solchen Zusammensetzungen auch sonst findet bei Xenophanes, Pindar, Aeschylus, Herodot u. A., so darf man diese Wörter wohl als Gemeingut jedenfalls der Aeolier und Jonier überhaupt ansehen, hier also ein Uebergehen vom äolischen in den jonischen Volksdialekt (Herodot) und von Homer aus in die Dichtersprache überhaupt annehmen (Xenophanes, Pindar, Aeschylus). Zu den Aeolismen

des epischen Dialekts wird auch κε = ἄν gezählt. Thatsache ist, dass in den äolischen Bruchstücken nur κε, nie ἄν sich findet (Ahrens dial. aeol. p. 156). Bei Homer ist κε oder κεν häufiger als ἄν, metrisch aber ist es ziemlich gleichgültig, woraus wohl zu schliessen ist, dass jenes ursprünglich auch bei den Joniern heimisch war und erst allmählich durch ἄν verdrängt wurde.

Aeolisch mögen auch seyn die Adverbien ὕπαιθα, ἤλιθα, μίνυνθα in Analogie der bei Ahrens p. 153 erwähnten Fälle. Ob hier nur der Dichter oder der ganze Dialekt die Entlehnung vorgenommen hat, lässt sich nicht entscheiden. Soweit diese Wörter auch später noch vorkommen, könnten sie ja durch Homer Bürgerrecht erhalten haben. — Endlich müssen auch die Adverbien ἄλλυδις und ἄμυδις hier genannt werden.

d) Die Verbalflexion. In dieser sind verhältnissmässig wenige homerische Formen mit einiger Sicherheit auf Aeolismen zurückzuführen. Offenbar boten die noch gangbaren jonischen Conjugationen, zumal da der Tempus- und Modusgebrauch noch weniger streng geregelt war als später, auch ohne Hinausgreifen in andre Dialekte, dem Dichter eine reiche Auswahl. Wir heben Folgendes nach den grammatischen Kategorieen aus: Die Flexionsmittel, hinsichtlich deren Uebertragung stattfinden kann, sind Reduplication, Augment, Ablaut, Flexionsendungen und Tempusbildungen. Die Scholien *Vict.* zu Θ 352 (κεκαδησόμεθα) und Ν 332 (κεκλόμενοι) nennen die Reduplication der zweiten Aoriste — denn in κεκαδήσομαι kommt hier eben κέκαδον, wovon die Futurbildung ausgeht, in Betracht — ἀναδιπλασιασμὸς Αἰολικός. Allein da im Gemeingriechischen sich noch ἤγαγον als reduplicirter Aorist erhalten hat, da ferner die Reduplication überhaupt, wie die reduplicirten Präsentia zeigen, ursprünglich eine nicht an ein bestimmtes Tempus gebundne Erscheinung war, so werden wir die reduplicirten Aoriste bei Homer nicht für eine entlehnte Form halten. — Das Augment findet sich bei Homer wie bei den lesbischen Dichtern bald gesetzt bald

weggelassen; auch diess aber ist nicht eine dialektische, sondern allgemein dichterische Eigenthümlichkeit. Hinsichtlich der Form des Augments will Ameis in ἄλτο und ἄεσα (von W. ἀϝ schlafen) Zusammenziehung von αα und damit das äolische Augment α erkennen. Indess genügen diese zwei Beispiele nicht, um diess wahrscheinlich zu machen. Denn im ersten ist die vorauszusetzende Länge des α problematisch und jedenfalls überflüssig anzunehmen, beim zweiten erklärt sich die Länge des α wie die vielen ähnlichen Fälle, in denen von drei auf einanderfolgenden kurzen Sylben die eine zur Länge erhoben wird, als metrische Licenz, angewandt um das Wort für den Hexameter möglich zu machen. Ueberhaupt da es metrisch ganz gleichgültig war, ob das Augment α oder ε lautete, wäre sicherlich der Dichter nicht darauf gekommen, hier eine äolische Form zu wählen, und dass in den jonischen Volksdialekt die fremde Augmentform hereingekommen wäre, ist an sich nicht glaublich und müsste durch andre Zeugnisse belegt seyn.

Eine Erscheinung des Ablauts wollen die Scholien *A* zu *K* 67 in der Form ἐγρήγορθαι aus dem Aeolischen entlehnt finden, weil nur hier solche Formen vorkommen, von denen sie als Beispiele **τέτορθαι, μέμορθαι, ἔφθορθαι** anführen. Diess ist wohl richtig; da aber derselbe Ablaut sich durchweg in diesem Perfect findet (*K* 419. *H* 371. *Σ* 299) und metrisch gleichgültig ist, so ist er im Volksdialekt entlehnt worden.

Von den Flexionsendungen treffen alle Erfordernisse der Entlehnung aus dem Aeolischen zu bei der Endung der 2. Pers. Sing. Präs. Act. auf -θα, die sich im Aeolischen ausser im Conjunctiv und Optativ auch im Indicativ sowohl derer auf -ω als derer auf -μι findet, bei Homer neben dem Conjunctiv und Optativ im Indicativ nur bei solchen auf -μι in vereinzelten Fällen τίθησθα*) (ι, 404. ω, 475), φῆσθα (*Φ* 186.

*) τίθησθα ist die überlieferte Form; es wäre aber der Analogie von δίδοισθα nach τίθεισθα zu setzen. Derselbe Zwiespalt zwischen

ξ, 149 gegen 5 Fälle von φῇς) und δίδοισθα *T* 270 (gegen διδοῖς *I* 164). — Ein ganz vereinzelter Aeolismus ist die Optativform ἐπισχοίης *Ξ* 241, als solcher erklärt und aus Sappho belegt in den Schol. *A*. — Aeolisch heissen ferner die Optativformen des schwachen Aorists auf -ειας, ειε, ειαν. Die Aeolier haben sie auch und zwar vollständiger, sofern sie auch die 1. Pers. Sing. auf -εια bilden (Etym. M. 760, 60). Es ist nun wohl möglich, dass die epische Sprache sie von den Aeoliern entnommen und dann weiterhin in den attischen Dialekt hinübergebracht hätte; allein da die Aeolier daneben auch die andern haben und die Grammatiker offenbar zu ihrer Angabe bloss durch den nebensächlichen Umstand kamen, dass auch die erste Person im Aeolischen so lautet, so kann man ihnen hier nicht unmittelbar folgen, sondern muss, ehe man ein Urtheil fällt, jedenfalls das vorliegende sprachgeschichtliche Verhältniss mit hereinziehen, wovon unten. Jedenfalls aber nicht als specifisch äolisch, sondern als jonisch-äolisch sind die von den Grammatikern als Aeolismen bezeichneten Endungen auf -ατο anzusehen; sie finden sich ja auch bei Herodot. — Noch weniger aber gehört hieher die Form ἄη (ε 478. τ 440), da diese von ἄημι, nicht von ἀέω herkommt (Ahrens 144. Ameis 52). Und die häufigen verkürzten Formen der 3. Plur. δάμεν = ἐδάμησαν (δ 495) und βάν, στάν, ἔφαν, welche die Grammatiker als äolisch bezeichnen, während sie in den uns erhaltnen Documenten dieses Dialekts nicht erwiesen werden können, sehen ganz so aus, als ob sie dem Volksdialekt angehörten. Möglich, dass diese Verkürzungen in allen Dialekten sich fanden. — Aeolisch dagegen ist die Endung des Partic. Perf. Act. auf -ών, -όντος, statt -ώς, -ότος. Aristarch hat zwar in *Π* 430 statt des überlieferten κεκλήγοντες in seiner zweiten Ausgabe κεκληγῶτες gesetzt, natürlich, wie auch die Schol. *V* zu dieser Stelle ausdrücklich sagen, weil das Metrum

---

Ueberlieferung und sprachlicher Analogie findet sich bei den äolischen Dichtern. Vgl. Ahrens S. 139.

die äolische Form nicht nöthig machte, sofern ja bei Homer auch *μεμαῶτες* u. dgl. sich findet. Allein mit Unrecht ist ihm Bekker darin nachgefolgt; denn die Sache liegt doch so, dass *ω* in diesen Participien nur gerechtfertigt ist durch Quantitätsumschlag: es kann stehen *μεμᾰότες* oder *μεμᾰῶτες* (*Α* 590 u. s. w.), *τεθνηότες* oder *τεθνεῶτες* (*τ* 331), aber es ist falsch *κεκληγῶτες* für *κεκληγότες* zu setzen. Hier musste der Dichter, wenn er die Pänultima lang haben wollte, die äolische Form wählen, und so trifft dann auch hier Alles zusammen, was einen Aeolismus bei Homer erkennen lässt: Ueberlieferung, Nachweis des äolischen Charakters und Bedürfniss des Dichters.

Von Tempusbildungen sind nur bemerkenswerth das schwache Futurum und der schwache Aorist. Die alten Grammatiker behaupten, homerische Futura u. Aoriste mit *σ* von Verben auf *ϱ* und *λ* seyen äolisch; es ist diess aber, da dieselben auch in andern Dialekten vorkommen, fraglich, und wenn sie bei Homer äolisch sind, so wird sie der jonische Volksdialect entlehnt haben; denn metrisch sind sie von untergeordneter Bedeutung, sofern ein *κερέω* und ein *κέρσω* in den meisten Fällen gleichen metrischen Werth haben.

Zu der Tempusbildung würden auch gehören die Futura und Aoriste mit *σσ* nach kurzem Vocal: *αἰδέσσομαι*, *ἔλασσα* u. dgl., die von den alten Grammatikern als Aeolismen angeführt werden. Indessen diese sind unten in allgemeinerem Zusammenhang zu behandeln.

Aus dem Vorstehenden wird sich ergeben, dass die oben angeführten allgemeinen Gesichtspuncte sich bestätigt finden. Die Dichter haben eine gewisse sehr beschränkte Anzahl von metrisch nützlichen Aeolismen in Wörtern und Flexionsformen aufgenommen, die theils von den Joniern überhaupt gebraucht wurden, theils aber vom Dichter für seine Zwecke ausdrücklich gewählt. Dabei trägt die Mehrzahl derselben den Charakter des Vereinzelten, wie er eben zu dem Motiv der individuellen Auswahl passt. Immerhin aber ist die Zahl dieser Formen gross genug, um dieselben als ein charak-

teristisches und geschichtlich verwendbares Moment anzuerkennen.

Anders verhält es sich mit den angeblichen Dorismen. Es sind zwar, so viel uns bekannt, keine Specialuntersuchungen über die Dorismen bei Homer angestellt, und auch wir haben für den Zweck dieser Forschungen uns nicht der undankbaren Aufgabe unterziehen mögen, das in den Scholien und Grammatikern als dorisch Bezeichnete herauszustellen und zu prüfen. Einige wenige Beispiele, die sich gelegentlich ergaben, mögen erwähnt werden: von τυψέμεν als angeblich dorisch haben wir oben gesprochen. Ferner erklären die Grammatiker die Pronominalform τεῖν = σοι (*Δ* 201. *δ* 619. 829. *λ* 559. *ο* 119) für dorisch (z. B. Schol. *A* zu Il. *Δ* 201), allein sie lässt sich nicht als solches nachweisen (Ahrens dial. dor. 252), sondern ist eben homerisch, muss also gegenüber von σοί oder τοί anders erklärt werden. Als dorisch werden auch bezeichnet ποτί und προτί, die Nebenformen der Präposition πρός, allein dorisch ist nur ποτί (Ahrens dial. dor. 358), während προτί eben homerisch ist und einem dorischen πορτί entspricht. Es werden wohl ποτί und προτί in älterer Zeit allgemein üblich gewesen, dann ποτί in dieser Form und als ποτ, προτί aber in der Form von πορτί specifisch dorisch geworden seyn. Diese Fälle lösen sich also in dem Charakter des Alterthümlichen auf. Dagegen mag es seyn, dass τύνη = σύ, das sechsmal vorkommt und ebenfalls von Aristarch (zu *Z* 262) Dorismus genannt wird, ein solcher ist. Möglich auch, dass ἐσσεῖται, weil es eben nur zweimal *B* 393. *N* 317 vorkommt, mit Aristarch ein Dorismus zu nennen ist, während, wenn es öfter vorkäme, man sagen könnte, das sprachgeschichtlich als Nebenform und zwar wahrscheinlich als jüngere sich erweisende ἐσσοῦμαι sey ursprünglich nicht bloss im Dorischen, sondern auch im Jonischen vorhanden gewesen. Aber derartige Einzelheiten beweisen Nichts, als höchstens dass der Verkehr der Jonier mit den Doriern gewisse Formen vom Dorischen ins Jonische hineinwarf, welche der Dichter als nicht zu

fremdartig aufnehmen konnte oder dass der und jener Dichter solche Dorismen kannte. Im Uebrigen aber ist es bezeichnend genug, dass keine Flexionsformen vorhanden sind, welche sich unzweideutig als dorisch ausweisen.

Im Anschluss an das Constatiren fremder Dialekterscheinungen bei Homer dürfte auch am schicklichsten die Frage besprochen werden, woher es denn komme, dass in dem jonischen Epos die interrogativen, relativen und unbestimmten Pronomina (ποῖ, ποῦ, πῶς, ὁπότερος u. s. w.) nirgends ein κ zeigen, sondern immer π, während doch die jonischen Elegiker Kratinos und Mimnermos und noch Herodot κ in diesen Wörtern hat und κ sprachgeschichtlich das ältere ist. Da nun die Aeolier durchaus π haben, so könnte es scheinen, es sey dieses pronominale π statt des ächt jonischen κ ebenfalls ein Aeolismus. Indessen wie konnten denn die Dichter dazu kommen, eine solche Lauteigenthümlichkeit, die metrisch ganz gleichgültig ist, ihrer eignen Volkssprache zuwider in ihre Gesänge einzuführen und consequent festzuhalten? Diese Erklärung erscheint uns gerade als die am allerwenigsten mögliche. Es bleiben aber noch mehrere Wege, dieses Lautverhältniss zu erklären: entweder ist, als die homerischen Gesänge Gemeingut der Griechen wurden, sey es noch vor der pisistrateischen Redaction unter dem Vortrag der Rhapsoden oder durch die pisistrateische Commission das specifisch jonische und ältere κ durch das unterdessen allgemeiner gewordne jüngere π ersetzt worden und auf diese Art ebenso spurlos verschwunden wie das Digamma. Oder es hat sich das κ, das Herodot anwendet, nur bei einem Theil der jonischen Stämme erhalten, eben bei dem, dessen Sprache Herodot annahm. Mir ist das Erstere wahrscheinlicher; denn über die Spielarten des jonischen Dialekts wissen wir Nichts, als dass es deren vier gab (Herod. 1, 142), eine darauf bezügliche Hypothese wäre also gar zu vag, andrerseits aber war es, wenn das den Jüngeren nicht mehr mundgerechte Digamma, das metrisch nicht gleichgültig war, vollständig ausgemerzt werden konnte, noch viel leichter möglich, das

κ, das durch kein metrisches Gesetz gehalten wurde, vollständig durch das unterdessen herrschend gewordne *π* zu ersetzen.

Ganz ähnlich ging es, wie scheint, mit dem Erscheinen einer Aspirata in manchen Fällen, wo der jonische Dialekt bei Herodot eine Tenuis hat, wie namentlich in *δέχομαι*. Diess ist wohl in den Homer lediglich im Verlauf der Zeit eingeführt worden; denn auch der äolische und dorische Dialekt haben *δέκομαι* und erst allmählich hat sich, namentlich im Attischen, die Tendenz der Aspiration erweitert. Metrisch war aber diese Aenderung des ursprünglichen Lauts gleichgültig, konnte also ebenfalls unvermerkt geschehen.

Die Manchfaltigkeit der Formen in denselben Flexionsfällen und der Unterschied von jüngeren und älteren Formen.

Zum weitaus grösseren Theil wird nun aber der Charakter der Manchfaltigkeit in der homerischen Sprache erklärt durch das Nebeneinanderseyn von Aelterem und Jüngerem. Dass solches in ziemlich ausgedehntem Masse vorhanden ist, kann nicht wohl in Abrede gezogen werden; es handelt sich nur darum, es in seinem Umfang zu constatiren und zu erklären. Wir haben oben gesehen, dass man neuestens möglichst Alles unter diese Kategorie unterzubringen sucht, entweder direct oder wenigstens indirect durch Annahme von falscher Analogie. Erklärt aber wird diese Erscheinung gewöhnlich so, dass infolge des langen Verlaufs der Uebung epischen Gesangs in den Sängerschulen die älteren Formen in conventioneller Weise den jüngeren Sängern zugekommen und von diesen theils des poëtischen Charakters, theils des Metrums halber beibehalten worden seyen, um neben den Formen ihrer Zeit verwendet zu werden, wie sich ja in der That Aelteres und Jüngeres unmittelbar in demselben Zusammenhang neben einander findet. Um die Richtigkeit dieser Annahmen zu prüfen, gilt es vor Allem die charakteristischen Erscheinungen von Doppelformen zu sammeln und bei jeder zu constatiren, ob thatsächlich ein sprachgeschichtliches Verhältniss vorliegt oder nicht.

Bei solcher Aufzählung müssen wir zuerst wieder zurückkommen auf einige Formen, die wir oben unter den

Aeolismen vorgefunden, nämlich auf die Genitive auf *-αο*, *-οιο*, *-αων*, den Dativ auf *-εσσι* und die Optative auf *ειας*, *ειε*, *ειαν*. Sie alle lassen sich sprachgeschichtlich zugleich als die älteren nachweisen. Wenn auch die vergleichenden Sprachforscher darüber nicht einig sind, ob vor *Κρονίδαο* ein *Κρονιδασjo* oder ein *Κρονιδαjος*, ein *ἱπποσjo* oder ein *ἵπποιος* zu setzen sey (vgl. Bopp, vgl. Gramm. I. S. 383 f. Schleicher, Compend. S. 557., dagegen G. Curtius in Gött. Nachrichten 1862. S. 492 f. Westphal, griech. Gramm. I, 1, 144), so kann doch darüber kein Zweifel seyn, dass die zeitliche Derivation ist *Κρονίδαο*, *Κρονίδεω*, *ἵπποιο*, *ἵπποο*, *ἵππου*, dass *νυμφάων* in der Mitte liegt zwischen *νυμφάσων* und *νυμφῶν* und dass *νυμφέων* die um eine Stufe weiter herabgehende jonisch dialektische Form ist. Nicht minder wird für den Dativ Plur. auf *-εσσι* von sprachvergleichender Seite aus ebenfalls eine genetische Erklärung (*-σσι* aus *-σϝι*, ursprünglich *sva*) aufgestellt, die auch in den Rahmen des jonischen Dialekts fallen kann. In *λύσε-ια-ς* u. s. w. aber wird eine Form gesehen, welche das Optativelement *jα* in seiner ganzen Ursprünglichkeit erhalten hätte. Wir begnügen uns vorerst, hier die Concurrenz der Motive zu constatiren und diesen Fällen zur Verdeutlichung davon, was dieselbe bedeutet, die Pluralformen der 1. u. 2. P. des persönlichen Pronomens gegenüberzustellen. Wenn wir vedisches *asmē* und *jušme* in Beziehung setzen zu äolisch-homerisch *ἄμμες ὔμμες* einerseits und jonisch-homerisch *ἡμεῖς ὑμεῖς* andrerseits, so bilden zwar jene vedischen Formen die Vermittlung für die Erklärung aus einer vorauszusetzenden Urform für die beiden Seiten, aber die Wege von dieser vedischen Brücke aus zu den äolischen und jonischen Formen sind verschiedene, parallel laufende, einander ausschliessende, während z. B. von der sanskritischen Erklärungsbrücke *açvasja* der Weg zum Verständniss von *ἵπποιο* und *ἵπποο* oder wenn man will, von einer Urform *akvasja* der Weg zu *ἵπποιο* und *ἵππου* in derselben Richtung geht, nur dass *ἵππου* noch ein Stück Wegs weiter ist.

Wenn wir nun von diesen Formen vorerst absehen, so zählen wir die sonstigen charakteristischen Doppelformen bei Homer in der Weise auf, dass wir zuerst einzelne Flexionsarten der Declination und Conjugation nehmen und diesen einige Erscheinungen folgen lassen, welche in der Art eines Lautgesetzes durch die verschiedenen Arten von Flexion hindurchgehen und zum Theil nicht bloss die Flexionsendungen betreffen, sondern auch den eigentlichen Körper des Worts, also sowohl grammatischer wie etymologischer Natur sind.

Aus der ersteren Classe heben wir folgende Formen aus: Declinationsformen: Im Dativ Plur. der ι-stämme haben wir die auch äolische Form πολίεσσι φ 252, dagegen Χ 3 ἐπάλξεσι, welch letzteres weder äolisch- noch herodotisch-jonisch, noch genetisch genau ist, während Herodot das eigentlich Jonische und genetisch Nächstliegende πόλισι hat. Der Dativ auf -εσι mag wohl eine jüngere Form seyn, gebildet nach grammatischer Analogie von den andern Formen mit πολε- aus und zwar gebildet entweder im Munde des Volks oder vom Dichter. — Neben dem Genitiv und Dativ der gewöhnlichen nicht etwa bloss attischen, sondern jonischen d. h. jonisch-homerischen Sprache findet sich ein Casus auf -φι, neben dem Genitiv ein Casus auf -θεν, neben dem localen Dativ ein Casus auf -θι, neben dem localen Accusativ ein Casus auf -δε.*) Hier liegt das sprachgeschichtliche Verhältniss vor, dass die Zahl der Casus oder die Mittel, casusartige Verhältnisse auszudrücken, ursprünglich manchfaltiger waren als später, wo sich die sämmtlichen obliquen Casusverhältnisse mit Genitiv, Accusativ und einem formell aus Dativ und Locativ combinirten Casus als Mitteln des Ausdrucks begnügen mussten und was von andern sich erhielt, zur Rolle eines Adverbs herabsank. So ist -φι nachweisbar ein Instrumentalis auf urspr. Sing. *-bhi*, Plur. *-bhis*,

---

*) Ich übergehe absichtlich den sog. Locativ auf -ι (οἴκοι, χαμαί), weil dieser bei Homer so vollständig adverbial auftritt wie in der späteren griechischen Sprache.

während θεν, θι und δὲ zwar ihrem Ursprung nach zweifelhaft, aber ihrer Bedeutung nach analog sind.

In der Pronominaldeclination zeigt unser oben (S. 119 f.) gegebenes Schema bei Homer ἐμεῖο neben einmaligem, weil episch wenig verwendbarem ἐμέο, das später die eigentlich jonische Form ist, und das contrahirte ἐμεῦ. Da die Contraction bei Homer unten zu besprechen ist, so kommt hier nur ἐμεῖο neben ἐμέο in Betracht, τεοῖο (Θ 37. 468) und σεῖο neben σέο, ϝεῖο neben ϝέο. Sofern als ursprüngliche Formen vorauszusetzen sind *ma-sja*, *tava-sja*, *sva-sja*, liegen ἐμεῖο, σεῖο, ϝεῖο genetisch zwischen diesen und ἐμέο, σέο, ϝέο. Dabei repräsentirt offenbar die Form τεοῖο, indem sie dem *tava-sja* näher steht, eine vor σεῖο liegende Stufe. Bekker sieht in den homerischen Blättern S. 75 in τεοῖο das Possessivum statt des Primitivum, ist aber, indem er in seiner zweiten Ausgabe τεεῖο schreibt, wobei er übrigens die beiden Stellen unter den Text setzt, offenbar von seiner frühern Ansicht zurückgekommen. Mag man aber τεοῖο oder τεεῖο schreiben, man wird jedenfalls eine Mittelstufe zwischen der ursprünglichen Form und σεῖο darin anerkennen müssen. — Der fälschlich als dorisch bezeichnete Dativ der 2. Pers. Sing. τεΐν neben σοί ist entstanden aus τε-φιν und zurückzuführen auf *tu-bhiam*. Er findet sich nur an vier Stellen der Odyssee δ 619. 829. λ 559. ο 119. — Die Genitive des Pluralis ἡμείων, ὑμείων, σφείων neben ἡμέων, ὑμέων, σφέων liegen geschichtlich zwischen diesem und urspr. *asmaj-am*, *jusmaj-am*, *svaj-am*.

Unter den Verbalformen fällt vor Allem in die Augen, dass die Zahl derjenigen Classe, welche ihre Formen ohne thematischen Vocal bildet, ziemlich zahlreicher ist als in der späteren Sprache. Dahin gehört ἔδμεναι als Infinitiv von W. ἐδ Präs. ἔδω, vielleicht auch das einmalige φέρτε = φέρετε, von W. α (sättigen) Inf. Präs. ἄμεναι, von St. ἱλα ein Imperativ ἵληθι. Ferner ist die Zahl der Präsentia auf -μι grösser, so von W. ἀε ἄημι, mit dem Element να verbunden δάμνημι, πίτνημι, μάρναμαι u. s. w., insbesondere zahlreich

aber sind die activen und medialen Aoriste, welche ohne thematischen Vocal gebildet sind (ἔκλυν, ἐβλήμην, λέκτο, μῖκτο u. s. f.) Es ist nun die Verbalbildung ohne thematischen Vocal jedenfalls die ursprünglichere und später in denselben Verben vielfach durch die andre verdrängt worden, allein man kann darum noch nicht sagen, dass sie bei Homer Alterthümlichkeiten seyen, denn wir können nicht unterscheiden, in wie weit sie in der damaligen jonischen Sprache noch im Gebrauch waren. Selbstverständlich ist uns ja der Massstab des Alterthümlichen für die homerische Sprache der aus der überwiegenden Mehrzahl der Formen hervortretende oder durch gewisse Lauteigenthümlichkeiten sich charakterisirende Jonismus. Auch ist bei den meisten der angeführten Wörter nicht Aelteres und Jüngeres neben einander nachzuweisen. In einzelnen Fällen handelt es sich auch nicht um die Flexionskategorie, sondern dieselbe ist eng verbunden mit dem Gebrauch des Worts selbst. So ist γέντο = ἔλαβε allerdings eine Alterthümlichkeit; denn es ist die einzige Form, welche von W. γεν existirt und kommt selbst nur an fünf Stellen der Ilias vor Θ 43. Ν 25. 241. Σ 476. 477, worunter zweimal in der Phrase γέντο δ' ἱμάσθλην, obgleich es ein Begriff ist, der oft genug anwendbar wäre, allein alterthümlich ist dabei nicht das Fehlen des thematischen Vocals, sondern das ganze Wort. Eigenthümlich dagegen, aber bei Homer keine Alterthümlichkeit, sondern ein Jonismus, sofern es auch bei Herodot vorkommt, ist das ebenfalls ohne thematischen Vocal flectirte ὄνομαι. Auch hier kommt nicht der Flexionscharakter in Betracht, sondern das ganze Wort.

In Zusammenhang mit dem Unterschied primitiver und thematischer Verba wird neuerdings auch eine Art der homerischen Conjunctivbildung gebracht. In dieser haben wir im Präsens und Aorist im Activ für die 1. und 2. Pers. Plur., im Medium für die Personen, deren Endungen nicht mit Doppelconsonanten anfangen, neben Formen mit ω und η solche mit ο und ε: λέγομεν, λέγετε; ἐρύσσομεν, βούλεται u. s. w. neben den gewöhnlichen λέγωμεν, λέγητε u. s. f.

Hinsichtlich dieser herrschte bis in die neueste Zeit die Erklärung, dass der Modusvocal in der epischen Dichtung je nach Bedürfniss verkürzt werde. An die Stelle davon ist nun neuerdings die Lehre getreten, dass nicht etwa bloss ein *ἴομεν*, das bei Homer die einzige Conjunctivform ist, genetisch gerechtfertigt sey, sofern es aus *ἴμεν* gerade so hervorgegangen wie *λέγωμεν* aus *λέγομεν*, nämlich durch Zusatz eines thematischen Vocals, der ursprünglich *a* war, (G. Curtius, zur Chronol. der indogerman. Sprachforschung S. 229 ff.), sondern dass überhaupt im Präsens und Aorist eine doppelte Bildung sich gegenüberstehe, mit erweiterndem Vocal und ohne denselben.*) Auch ein *βούλεται* (*A* 67) würde sich so als Conjunctivform genetisch vollkommen erklären, namentlich aber sollen sich die Conjunctive des Aorists mit *ο* und *ε* (*λύσομεν*, *λύσετε*), welche viel häufiger sind als die des Präsens, auf diese Weise sprachgeschichtlich ausweisen; denn wie *ἴομεν* zu *ἴμεν* würde sich *λύσομεν* zu *ἔλυσμεν* verhalten als Plural eines Aorists, bei welchem sich in allen denjenigen Formen, in welchen das Zusammentreffen der Consonanten nicht zu hart gewesen, die Endungen unmittelbar an *σ* angeschlossen hätten, während in den übrigen *α* und *ε* sich einschob. Erst später hätte die Analogie der erweiterten Conjugation die andre absorbirt. Wir überlassen die Prüfung der Westphal'schen Ansicht über die Bildung des sigmatischen Aorists durch einfache Erweiterung des Stamms um *σ* den Sprachvergleichern von Fach und begnügen uns hier zu constatiren, dass das Verhältniss von *ἴομεν* zu *ἴμεν* gewiss für sprachgeschichtliche Erklärung geeignet

*) Westphal, griech. Metrik. 2. Aufl. S. 70. Ders., method. Gramm. der griech. Sprache I. 2, 63. 266—69 bezeichnet für das Präsens und den Aorist den betreffenden Vocal als Bindevocal, Curtius (a. a. O.), dessen vom Präsens ausgehender Terminologie ich folge, als thematischen. Für Beides zusammen aber habe ich in der obigen referirenden Auseinandersetzung den neutralen Ausdruck 'erweiternder Vocal' gebraucht. Uebrigens stimmt Curtius der Westphal'schen Ansicht über die Bildung des Aorists ohne *α* (*ἔλυσμεν* = *ἐλύσαμεν*) gelegentlich bei in seinen Studien 2, 1, 137. Anm. 2.

ist, nehmen aber damit die weiteren Consequenzen noch nicht in den Kauf. — Die Formen des Conjunctivs auf ωμι und ησι neben ω und η dagegen fallen ohne Frage unter den Gesichtspunct des Alterthümlichen neben Jüngerem.

In der epischen Sprache finden sich ferner neben den Aoristen auf σα, σας u. s. w. auch solche auf σον, σες im Activ und Medium. Diese waren nach der bisherigen Auffassung zu bezeichnen als solche, in denen durch falsche Analogie die Endungen des Imperfects, beziehungsweise (im Imperativ) des Präsens sich in den Aorist eindrängten; Westphal stellt neuestens diese Aoriste ebenfalls als eine alterthümliche genetisch zu erklärende Form dar, die er die alte bindevocalische Flexion des sigmatischen Aorists nennt (method. Gramm. I, 2, 265 f.). Wir hätten also in ἷξον neben ἱκόμην ebenfalls ältere und jüngere Form neben einander.

Sicher als ältere Form ist zu fassen der Infinitiv auf -μεναι gegenüber von dem auf -μεν. Und auch λέγειν ist, wie man auch seinen Ursprung erklären mag, ob aus λεγέμεναι oder einer dieser parallelen Infinitivform λεγεναι her, in gewisser Beziehung jünger als λεγέμεναι und λεγέμεν, sofern es die nachträglich zur Herrschaft gekommene Form ist. Möglich ist auch, dass die Endung der 1. P. Plur. und Dual. des Mediopassivs -μεσθα und -μεσθον statt -μεθα und -μεθον alterthümlich ist.

Diesen Beispielen aus dem Flexionsgebiet stellen wir nun gegenüber gewisse allgemeinere Lauterscheinungen, deren Eintreten oder Nichteintreten in denselben Wörtern Doppelformenbei Homer zur Folge hat, nämlich das Schwinden von Consonanten, sowohl Mutä und Liquidä, als von den Spiranten (Digamma oder Vau, Sigma und Jod), Verdopplung von Consonanten nach kurzen Vocalen, die Quantität der Vocale.

Wenn wir neben einander haben einmaliges γδούπησαν*)

*) So Bekker in der 2. Aufl., in der 1. ἐγδούπησαν. Ich bemerke beiläufig, dass diese Form in dem sonst brauchbaren Seber'schen *index Homericus* fehlt.

Λ 45 neben häufigem δούπησαν, z. B. in demselben Buch *Λ* 449 und ἐρίγδουπος neben δοῦπος, ferner αἶα neben γαῖα, αἰψηρός δ 103 neben λαιψηρός, εἴβω neben λείβω, so ist in diesen Fällen überall die vollere Form die ursprüngliche.

Ueber das Digamma bei Homer, diese für die historische und technische Behandlung des homerischen Epos so fruchtbare Erscheinung, ist hier nicht der Ort eine ausführlichere Auseinandersetzung zu geben: wir begnügen uns, den Stand dieser so viel verhandelten Frage zu constatiren und diejenige Seite daran hervorzuheben, welche für unsre Gesichtspuncte in Betracht kommt. Man wird wohl nach den Arbeiten von Ahrens, Hoffmann, Bekker, Leskien, Christ, G. Curtius*) u. A. Folgendes aufstellen dürfen: Das Digamma, ein Consonant von der lautlichen Bedeutung des englischen *w*, das die Alexandriner bei Homer nicht kannten, ist in diesen Gedichten unter Berücksichtigung der metrischen Gesetze, wie sie sich aus solchen Stellen ergeben, in welchen dieser Laut nicht in Frage kommt, anzunehmen als Hiatus tilgend und Position machend im Anlaut — denn nur über den Anlaut kann aus metrischen Gründen geschlossen werden — von solchen Wörtern, in denen die Vergleichung der andern griechischen Dialekte und der verwandten Sprachen es etymologisch rechtfertigt, sey es als einfacher Consonant, sey es neben einem andern anlautenden Consonanten (z. B. σϝ), mit dem es späterhin geschwunden ist. Wenn in andern Wörtern als etymologisch sichern ein anlautender Consonant sich als ausgefallen erweist, so fragt sich zuerst, ob derselbe nicht Jod oder Sigma ist, welche Laute demselben Schwindungsprocess wie das Digamma ausgesetzt waren, Jod in εἰνατέρες (vgl. lat. *janitrices*) und vielleicht ἵεσθαι und ὡς, σ in νευρή, νυός, ῥέω für σνευρή, σνυός, σρέω. Wo aber auch

*) Ahrens, de dial. aeol. p. 30—40. C. A. F. Hoffmann, quaestiones Homericae 1842. Bekker, carmina Homerica. 2. Aufl. 1858. Leskien, de ratione, quam Bekker in restituendo digammo secutus est. 1860. Christ, griech. Lautlehre. 1859. S. 167 ff. G. Curtius, griech. Etymol. 491 ff.

diess sich nicht findet, ist zu sagen: bei dem betreffenden Wort ist in der betreffenden Stelle der Ausfall eines anlautenden Consonanten, ohne Zweifel eines Spiranten, am wahrscheinlichsten eines Digamma anzunehmen, ohne dass unsre sprachlichen Mittel uns erlaubten, es bestimmt nachzuweisen. Wenn nun in dieser Weise untersucht wird, so zeigt sich, dass die Mehrzahl der Wörter, in denen es zur Verwendung kommt, dasselbe nicht consequent zulässt, sondern — nur in verschiedenem Masse — bald hat bald nicht. Besonders standhaft haben es die Wörter *ἔργον*, *ἐρύω* und am standhaftesten die Pronominalformen *οὗ*, *οἷ*, *ἕ*. So findet Hoffmann (quaest. Hom. 2. p. 70), dass sich in der ganzen Ilias vor *οἷ* nicht ein einziges Mal Elision oder Verkürzung auslautender Längen findet. — Dass in diesem Schwinden ein sprachgeschichtlicher Vorgang vorliegt, die Formen der betreffenden Wörter ohne Digamma, Jod, Sigma dem jüngeren Lautsystem folgen, diejenigen mit diesen Lauten dem älteren, ist ausser Zweifel.

Eine nicht bloss durch das Metrum constatirbare, sondern noch in der Schrift unterscheidbare Art von Doppelformen haben wir da, wo in denselben Wörtern nach kurzen Vocalen bald einfacher, bald doppelter Consonant steht, in der Regel aber später der einfache bleibt. Am weitesten greift die Verdopplung bei Sigma: wir finden, abgesehen von dem oben als äolisch bezeichneten und auch genetisch besprochenen Dativ Plur. auf *-εσσι*, *ποσσί* neben *ποσί*, *ἴρισσι* *Λ* 27, im Futur und Aorist *τελέσσας*, *ἐτέλεσσα* u. dgl. und zwar diess als sehr verbreitete Erscheinung, in der 2. Pers. Sing. des Perf. Pass. *κέκασσαι* *τ* 82, *πέπυσσαι* *λ* 494 von *καίνυμαι* und *πυνθάνομαι*; nach dem Augment: *ἔσσευα*, etymologisch *νέμεσσις* *Z* 335, *νεμεσσάω* neben *νέμεσις*, *νεμεσάω*; *ἐπίσσωτρα* *E* 725; *τόσσον*, *ὅσσον*; *μέσσον*; *Ὀδυσσεύς* neben *Ὀδυσεύς*.*) — Ferner werden verdoppelt die Liquidä

*) **θυσανόεσσα** wird von Bekker hom. Blätter S. 281 für besser erachtet als **θυσσανόεσσα**. Man kann es allerdings in eine Linie mit **ᾱθάνατος** stellen. Etymologisch lässt sich **σσ** darin nicht als berechtigt nachweisen. S. die Etymologie bei Curtius, griech. Etym. S. 234.

in der Flexion zumeist nach dem Augment: wie *ἔσσευα*, so *ἐλλισσάμην*, *ἔλλαβον*, *ἔμμορον*, *ἔμμαθον*, *ἔννεον*, *ἔρρηξα*; etymologisch *Ἀχιλλεύς* neben *Ἀχιλεύς*, und in Zusammensetzungen *πολύλλιστον* ξ 445, *φιλομμειδής*, *ἐύννητος*, *βαθύῤῥοος*. — Aber auch Mutä finden sich verdoppelt: *κ* in *πέλεκκον* N 612 und *πελεκκάω* ε 244 neben dem gewöhnlichen *πέλεκυς*; und Ψ 851 neben einander *δέκα μὲν πελέκεας δέκα δ' ἡμιπελέκκα*, *π* in *ὁππότε*, *ὅππως* u. dgl., *τ* in *ὅττι*.

Auch bei diesen Erscheinungen sucht man so viel als möglich, wenn nicht Alles, sprachgeschichtlich zu erklären. So hat Leskien in Curtius Studien zur griech. und latein. Gramm. 2, 1, 65—125 zu erweisen gesucht, dass die Future und Aoriste mit *σσ* von Stämmen auf Dentale oder *ες* oder *ας* herkommen (z. B. *τελέω* von St. *τέλες*, Nom. *τέλος*), so wird bei *ποσσί* oder *ἴρισσι* hingewiesen auf ausgefallnes *δ* von St. *ποδ*, *ἰριδ*, bei *κέκασσαι*, *πέπυσσαι* auf die Wurzeln *καδ* und *πυθ*, bei *πέλεκκος* auf die Etymologie von *πέλεκϝος*, bei *ὅππως* auf *ὀπϝως*, beziehungsweise *ὄκϝως*, als sich verhaltend wie *ἵππος* zu *ἴκϝος* Sanskr. *açvas*. Indessen wird zugegeben, dass nicht überall der etymologische Nachweis gegeben werden kann, ja dass mehrere Fälle da seyen, in welchen eine etymologische Rechtfertigung sicher nicht vorliege, so bei *ἔλλαβον*, bei *νέμεσσις*, während *νεμεσσάω* aus *νεμετιάω* sich rechtfertige.*) Allein es fragt sich, wie wir unten sehen werden, ob nur bei so wenigen Fällen auf die etymologische Erklärung zu verzichten ist.

Analog den Fällen, in denen zwei Consonanten neben einem sich finden, sind die mit Zusatz eines Consonanten: *μόλυβδος* oder *μόλιβδος*, *μολυβδαίνω* Ω 80 neben *μόλυβος* oder *μόλιβος* Λ 237. Hier wird von Curtius, griech. Etym. S. 322. 578 *μόλυβος* als die ältere und *μόλυβδος* als entstanden aus *μόλυβjος* statuirt. Aehnlich erklärt derselbe S. 437 *πτόλις* neben *πόλις*, *πτόλεμος* neben *πόλεμος*, indem das

---

*) Vgl. Curtius, griech. Etym. S. 621 ff. Leskien a. a. O.

ältere πόλις und πόλεμος durch jüngeres πjόλις und πjόλεμος zu πτόλις und πτόλεμος geworden.

Aehnlich ist auf dem Gebiet der Vocale ου für ο in πουλύς neben πολύς, indessen findet es sich beinahe nur in solchen Stellen, in welchen sprachlich oder metrisch weder πολύς noch die sonst gewöhnliche Nebenform πολλός ginge, nämlich in πουλυβότειρα, Πουλυδάμας, πουλύποδος ε, 432, in ἠέρα πουλὺν ἔχευεν E 776. Θ 50 gegenüber von ἠέρα πολλὴν χεῦ' P 269 f., in πουλὺν ἐφ' ὑγρήν δ, 709. Bloss in den Versausgängen πουλὺς ὅμιλος ϑ, 109. πουλὺν ὅμιλον K 517. ρ, 67 und in πουλὺν στρατὸν αἰχμητάων Θ 472, ginge auch πολλὸς ὅμιλος, πολλὸν στρατόν. Lautgeschichtlich wird πουλύς neben πολύς durch Epenthese des υ erklärt von Curtius, griech. Etym. S. 611. — Es findet sich aber auch μείλας neben μέλας, ἀπερείσιος neben ἀπειρέσιος, ὑψηρεφής neben ὑψερεφής, und in allen diesen Fällen ist ein etymologischer Grund nicht anzunehmen. Ebenso willkührlich erscheint Δ 243. 246 ἕστητε statt ἕστατε, durch die Bedeutung und die Scholien gegen ἕστητε geschützt, ebenso ἐπίστηται Π 243 an einer Stelle, wo der Zusammenhang den Indicativ verlangt, nämlich 242 f. ὄφρα καὶ Ἕκτωρ εἴσεται ἤ ῥα καὶ οἶος ἐπίστηται πολεμίζειν ἡμέτερος θεράπων ἤ οἱ τότε χεῖρες ἄαπτοι μαίνονϑ' u. s. w.

Das Umgekehrte findet statt in λέϊστος I 408 von ληΐη, wofür bei Homer nur λείη steht; ferner ἀκηχέμενος E 364 neben der gewöhnlichen Form ἀκαχήμενος.

Ohne Veränderung des Lauts werden ohne metrischen Grund bald lang bald kurz gebraucht auslautende kurze Vocale z. B. ἐπὶ νευρῇ Δ 118. κατᾶ μοῖραν Π 367. Hier tritt wieder sprachgeschichtliche Erklärung ein, sofern etymologisch die dem kurzen Auslaut folgenden Wörter auf σν, σμ anlauteten; vgl. oben (S. 134) das über das Schwinden des Sigma Gesagte und Hoffmann quaest. Hom. 1, 110 ff., unter welche Kategorie diese Fälle gehören.

ι und υ in den Verben auf ιω und υω werden bald lang bald kurz gebraucht: μήνῐε Α 488 neben μήνῑεν B 769;

ἐρήτυον neben ἐρητύοντο, Beides ziemlich häufig; ἀλύουσ' *E* 352 neben ἀλύων ι, 398. Hier ist es möglich, dass die Länge des Vocals das Aeltere war, wie ja auch sonst häufiger im Fortgang der Zeit ein Quantitätswechsel von lang zu kurz als von kurz zu lang sich findet, z. B. in homerischem ῑσος, κᾱλός, ὀϊζῡρός, φθᾱνω gegenüber von späterem ἴσος, κᾰλός, ὀϊζῠρός, φθάνω, wogegen allerdings auch hom. πλήμῡρις, att. πλήμῠρις, hom. κορῡνη, att. κορῠνη. Dagegen wenn in der Flexion von ἄασα und ἀασάμην (von ἀάω verblenden) die beiden ersten α abwechselnd bald lang bald kurz gebraucht werden, z. B. ᾱασάμην *I* 116. ἀάσατο *Λ* 340, so fehlt hiefür eine etymologische oder grammatische Rechtfertigung, und dasselbe ist der Fall in verschiedenen Wörtern, ἀθάνατος, ἀκάματος u. dgl., in welchen eine Anzahl kurzer Sylben auf einander folgt, die in den Hexameter nicht gingen. Bei diesen sind es daher offenbar metrische Gründe, aus denen die eine, meist die erste Sylbe lang gebraucht wird. (Vgl. Bekker, homer. Bl. 134 f. 140. 277 f.)

Ferner sind hier zu erwähnen die Erscheinungen der Contraction. Diese ist bei Homer lediglich in das Belieben des Dichters gestellt, woraus natürlich eine grosse Anzahl von Doppelformen hervorgeht, die bei den Verben auf -αω noch vermehrt wird dadurch, dass aus der Contraction heraus auch noch Distraction entsteht (ὁρόω). — Die Synkope wird bei Homer bald angewandt bald nicht in πατρῶν *δ*, 681 *ϑ* 263 neben häufigerem πατέρων, in θύγατρες, θύγατρας neben θυγατέρες, θυγατέρας, in welchen Fällen Herodot wie der Attiker die synkopirten Formen nicht hat. — Prothetischer Vocal wird bald angewandt, bald nicht, ἔεδνα neben ἕδνα, ἐείκοσι neben εἴκοσι. Auch das Augment wird bald gesetzt bald nicht und erscheint so wie ein prothetischer Vocal. Auch bei Herodot fehlt übrigens das syllabische Augment im Plusquamperfect und beim Iterativum (Dindorf de dial. Herod. p. XXI der Par. Ausg.), das temporale ziemlich häufig. — Das ν ἐφελκυστικόν wird angewandt vor Vocalen wie vor Consonanten, dort des

Hiatus, hier der Position wegen. Indessen ist aus Inschriften wie aus attischen Prosaikern ebenfalls dieses *ν* vor Consonanten erwiesen. Dass also in den zuletzt erwähnten Erscheinungen, Contraction u. s. w., die Dichter einem zu ihrer Zeit vorliegenden Gebrauch folgten, kann nicht bezweifelt werden.

Zusammenfassende Beurtheilung der verschiedenen Fälle von Doppelformen.

Es sind im Vorstehenden sehr wenige Fälle von Doppelformen bemerkbar, bei welchen nicht eine geschichtliche Motivirung beigebracht wäre, und die Mannichfaltigkeit der Qualität dieser Fälle beschränkt sich noch mehr, wenn man, wie Leskien (a. a. O. S. 72 f.) wohl mit Recht geltend macht, eine Reihe derselben bloss auf falscher Schreibung beruhen lässt und sie auf eine andre reducirt. Obgleich wir, wie sich zeigen wird, in der Hauptfrage einem andern Princip huldigen, nehmen wir doch keinen Anstand zu glauben, dass in *μείλας* für *μέλας*, *ἀπερείσιος* für *ἀπερέσιος* (nicht *ἀπειρέσιος*, wie ja auch die Formen mit *περ-* gegenüber dem einzigen *πεῖραρ* die weitaus überwiegenden sind), in *εἰλάτινος*, *θεμείλια*, *εἰανός*, *εἰαρινός*, *εἰρεσίη* das *ει*, in *ὑφηρεφής* das *η*, in *εἰνοσίγαιος* und *ἐννοσίγαιος* das *ει* oder *νν* nur auf dem Bestreben beruhen, bei späterer Niederschreibung oder Redaction dieser Gedichte den vorliegenden metrischen Anstand verschwinden zu lassen durch Aenderung der Sprachform, dass also diese Formen sich einfach reduciren auf die Fälle, in welchen wie in *ἀθάνατος*, *ἀκάματος* u. dgl. von mehreren auf einander folgenden Kürzen die eine zur Länge erhoben wird. Durch dieselbe Annahme ist es ja schon Buttmann (ausf. Gramm. 1, 29 f.) und Ahrens (Formenl. S. 15) gelungen, die Genitivform *ὅου* *B* 325, *α*, 70 und ein metrisch unmögliches *Αἰόλου* *K* 36, 60 zu beseitigen als spätere falsche Schreibungen für die nicht verstandenen Genitive *ὅο* und *Αἰόλοο*. Auf demselben Wege haben wir oben (S. 126 f.) statt des *π* der fragenden und unbestimmten Pronomina und statt der Aspirata in *δέχομαι* *κ* als ursprünglichen Laut hergestellt, und so möchte ich nun auch die Form *πουλύς* aus Homer entfernen. Dieselbe findet sich

ausser im Homer bei Hippokrates und in zwei Stellen des Theognis *v.* 215 Bergk: *Πουλύπου ὀργὴν ἴσχε πολύπλοκον* etc. und 509: *Οἶνος πινόμενος πουλὺς κακόν* (vgl. Renner de dial. poësis eleg. in Curtius Stud. 1, 1, 177), sonst aber weder bei den Dichtern noch bei Herodot. In diesen beiden Stellen liesse sich zwar auch darauf hinweisen, dass etymologisch statt *πούλυπος* richtig sey *πώλυπος*, wie Simon. fragm. 29 Bergk setzt, und dass in der andern die gute Handschrift *O πολλοῖς κακόν* hat, allein die offenbare Beziehung zwischen *πούλυπος* und *πολύπλοκος* und der bessere Sinn von *οἶνος πουλύς* schützen es, und so mag es, wenn wir Hippokrates beiziehn, gelten, dass in einem Zweig des jonischen Dialekts *πουλύς* vorkam. Damit ist es aber bei Homer nicht gerechtfertigt, sondern, wenn wir die oben angeführten Stellen betrachten, so legt sich die Vermuthung nahe, dass vielleicht eben aus jüngerem Jonismus oder aus falscher Analogie mit *γοῦνα* und *δοῦρα* von *γόνυ* und *δόρυ*, welcher Fall etymologisch ein anderer ist, dem Metrum zu lieb *πουλύς* gemacht wurde. Denn ein *Πολύδαμας*, *πολύποδος* u. dgl. wie jedenfalls zuerst schriftlich überliefert war in dem Alphabet, in welchem *ο* auch *ου* vertrat, braucht nach der Analogie von *ἀθάνατος* nicht *πουλύδαμας* gelesen zu werden, und nachdem einmal *πουλύς* hier eingedrungen war, corrigirte man darnach auch die vereinzelten andern Fälle, in welchen weder *πολλός* noch *πολύς* ging, die aber nicht geändert zu werden brauchten, weil in ihnen nur die metrische Licenz vorlag, dass eine kurze Sylbe in der Arsis lang war. Der einzige irrationell bleibende Fall *πουλὺν στρατόν* Θ 472 darf unter diesen Umständen leicht in *πολλὸν στρατόν* verwandelt werden.

Wenn wir also in den ebengenannten Beispielen mit Leskien annehmen, dass hier allerdings nicht eine vom Dichter der Sprache angethane Gewalt, sondern nur eine metrische Licenz vorliege, so können wir ihm andrerseits in seiner Auffassung der Verdopplung der Consonanten, speciell des *σ*, nach kurzen Vocalen nicht nachfolgen. Und zwar vor Allem aus methodischen Gründen, die uns dann aber in den

Kern der Frage einführen sollen. Die von Leskien versuchte sprachgeschichtliche Lösung ist für die meisten Fälle von σσ, für Futur und Aorist, für κέκασσαι und πέπυσσαι, für ποσσί eine petitio principii. Soweit die griechische Sprache verfolgt werden kann, gilt es als Gesetz, dass Zahnlaute und Sigma vor Sigma einfach ausfallen: nur diese homerischen Fälle werden als Ausnahmen angeführt, ein τελέσσω soll aus τελεσ-σω zusammengesetzt, ἕσσα aus ἑδ-σα, πέπυσσαι aus πεπυθ-σαι, ποσσί aus ποδ-σι entstanden seyn. Und doch spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass ein solches Lautgesetz nicht erst im Verlauf der Zeit, in der wir die epische Production ansetzen müssen, sich gebildet habe, zumal da auch im Lateinischen d und t vor s einfach ausfallen. Sodann welche Sprachkenntnisse muthet man bei dieser Auffassung dem Dichter zu. Denn bei so zahlreichen Fällen reicht die Annahme des conventionellen Gebrauchs zur Vermittlung für die jüngeren Dichter nicht aus. Oder will man sich bei näherer Ueberlegung im Ernste vorstellen, in allen diesen Fällen hätte der jüngere Dichter sich gefragt, ob er wohl in den ihm nur aus mündlicher Ueberlieferung vorliegenden Dichtungen ein Beispiel für dieses Verbum, für diese Wortform auftreiben könne?

Es ist ja aber eben der sprachliche Horizont des einzelnen Dichters, in welchem nach unsrer Anschauung in positiver und negativer Weise die Entscheidung der hier vorliegenden Fragen liegt und desshalb ist es nöthig, sich hier näher darauf einzulassen. Wir stellen den Satz auf, dass das erste Gesetz, welches der Dichter zu beobachten hatte, das Gesetz seiner Kunst war, in dem vorliegenden Fall das Gesetz oder die einzelnen Gesetze, durch welche der Bau des dactylischen Hexameters geregelt war. Mit diesem Gesetz trat er an die ihm zu Gebot stehenden Sprachmittel heran; diese boten ihm nun freilich eine gewisse Auswahl von Formen theils durch das Nebeneinander von Dialekten, die in täglichem Handels- und Nachbarverkehr standen, theils dadurch, dass auch sein specieller Volksdialekt, in diesem

Fall der jonische in einer Zeit, in welcher nur mündliche Ueberlieferung der Sprache bestand, gewiss auch im Munde des Volks eine grössere Manchfaltigkeit darbot, als später in Zeiten einer weit verbreiteten literarischen Cultur. Ferner stand der individuelle Dichter, wie wir ihn in irgend einem beliebigen Theil unsrer homerischen Ueberlieferung vor uns haben, allerdings mitten inne in einer dichterischen Schultradition und entnahm ihr conventionelle Formeln und damit wohl auch Flexionsformen, die nicht am einzelnen Wort hafteten. Allein er nahm diese nur so auf, dass sie nicht gegen sein metrisches Gewissen verstiessen: er nahm z. B. nicht ein *ἐπὶ νευρῇ* auf in einem Falle, in dem die Sylbe *ι* den metrischen Gesetzen gemäss lang seyn sollte, sondern er nahm auf *ἐπὶ σνευρῇ*, so wie es ihm von alten Zeiten her überliefert war: denn die Sprache trat ihm als etwas Manchfaltiges gegenüber, dagegen das metrische Gesetz als ein unveränderliches. Er war nicht der Reflexion fähig: 'wenn der alte Dichter, in dessen Gedicht ich *ἐπῖ̀ νευρῇ* gelernt, es so angewandt hat, so wird er seinen Grund gehabt haben, und so darf ich's auch thun', sondern er nahm eine solche Formel nur auf, wenn sie sich ihm in einer Form bot, die sich mit den metrischen Gesetzen vertrug. Wohl waren die metrischen Gesetze nicht etwas Starres, sondern bildeten sich successive, aber wir urtheilen auch nur von solchen Fällen aus, in welchen ein *ἐπὶ νευρῇ, κατᾶ̀ μοῖραν* u. dgl. auch den weitesten metrischen Gesetzen zuwider läuft. — Daraus folgt, dass, wo in der Qualität oder Quantität des Worts eine Manchfaltigkeit auftritt, die sich von der Sprache aus genetisch nicht rechtfertigt, dieselbe eine sprachliche Licenz ist, die sich der Dichter dem Metrum zu lieb erlaubte. Freilich konnte er für diese Licenz Anlass nehmen an Beispielen, welche sprachlich correct waren, aber diese mussten Theil desjenigen Sprachstoffs bilden, der innerhalb des Horizonts desselben lag. Er musste seine Analogieen unmittelbar, ohne analysirende Reflexion schöpfen, sey es aus der Sprache des täglichen Lebens oder aus den ihm und seinen Zuhörern

geläufigen Formen eines Nachbardialekts oder endlich aus den von ihm erlernten älteren Gedichten und war endlich auch gebunden an den Horizont seiner Zuhörer. Doch trat er auch mit älteren Formen nicht aus dem letzteren hinaus, sofern auch den Hörern die Tradition der älteren Gesänge geläufig war. Der Sänger war hier in demselben Fall wie unsre Prediger; wir finden es ganz in der Ordnung, wenn diese die alterthümlichen Ausdrücke der Bibelsprache nicht bloss anwenden, wenn sie den Bibeltext lesen, sondern auch ihre in unsrer Sprache gehaltenen Reden damit versetzen, weil die Bibelworte sowohl auf Seiten der Hörer wie der Lehrer als eine besondre Tradition sich fortgepflanzt haben. Nehmen wir aber diess Alles zusammen, die Manchfaltigkeit der gewöhnlichen Sprache, für welche wir allerdings annehmen, dass sie als bloss mündlich fortgepflanzte eine ziemliche Anzahl älterer Formen neben jüngeren fortführte, den äolischen Nachbardialekt und die künstlerische Tradition, so haben wir schon eine solche Reichhaltigkeit von Formen, dass der Dichter zu sprachlichen Licenzen nur in verhältnissmässig wenigen Fällen Veranlassung hatte, zumal da auch die metrischen Gesetze mit Rücksicht auf die Cäsuren u. dgl. sich erweiterten. Ja schon das Hinausgreifen über den Dialekt kam, wie wir gesehen haben, nur in mässiger Weise vor. Die verschiedenen aufgeführten Momente aber gegen einander gehalten, möchten wir das Gebiet der sprachlichen Licenzen weiter nehmen als das Entlehnen aus fremdem Dialekt und älterer Zeit. Immer aber lag in allen diesen Dingen das Mass für den Dichter in dem, was Geschmack und Verständniss der Hörer vertrugen.

Für diese Sätze wollen wir nun die oben aufgezählten einzelnen Fälle verwenden, theils um sie inductiv zu belegen theils um sie daraus zu erklären. Am instructivsten ist das Digamma. Wir haben oben (S. 135) angeführt, dass in der Ilias vor οἷ nicht ein einziges Mal Elision oder Verkürzung auslautender Längen vorkomme, und dass auch andre Wörter ziemlich standhaft in der Bewahrung des Vau gewesen. Diess

beweist, dass während der ganzen productiven Zeit des homerischen Epos das Digamma dem jonischen Dialekt nicht fremd war. Da aber andrerseits dasselbe in denselben Wörtern bald auftritt bald nicht, und zwar in ganz nahem Zusammenhang, so dass *T* v. 35 μῆνιν ἀποϝειπών und v. 75 μῆνιν ἀπειπόντος steht, so wird es auch im Leben so gewesen seyn, uud wir werden diess um so leichter annehmen, als wir es bei Alkäus und Sappho, die der einfachen Sprache ihres Volks so nahe stehen, wie nicht leicht ein andrer griechischer Dichter, ebenfalls in denselben Wörtern bald angewandt finden bald nicht (vgl. die Beispiele bei Ahrens de dial. aeol. p. 33). Wir haben also hier dieselbe Erscheinung, die im Lateinischen darin vorliegt, dass, wie aus vollkommen historischer Zeit, aus der augusteischen, urkundlich zu erweisen ist, *h* in denselben Wörtern bald gehört wurde bald nicht. Nur machten die Dichter als Künstler ihren Kunstregeln den Sprachgebrauch dienstbar. Aber noch mehr zeigt sich diess in einem andern Fall, welcher wieder das oben genannte οἷ betrifft. Hoffmann (quaest. Homer. 2, p. 56) hat gefunden, dass οἷ, wenn es auch nie in der Ilias Elision oder Verkürzung auslautender Längen zulasse, andrerseits nicht hindere, dass consonantisch auslautende Kürzen vor demselben kurz bleiben.*) Also die verschiedenen möglichen Fälle, welche der Sprachgebrauch bietet, werden zu eigenthümlichen metrisch-sprachlichen Regeln gebraucht. Ebenso ist es mit der Contraction, mit der Synkope, dem Zusatz von τ zu π in πτόλις und πτόλεμος, der Prothesis, dem ν ἐφελκυστικόν und selbst dem Augment, wo überall, wie die Natur der Sache oder Herodot zeigt, die lebendige Sprache den Anhaltspunct gab, aber der Dichter die Regel sich gestaltete oder die Licenzen zuliess nach seinem Bedürfniss. Darum ist

*) Die Zahl der von Hoffmann a. a. O. beigebrachten Beispiele erlaubt nicht, diess zu bezweifeln. Köchly (de Iliadis carminibus dissert. IV, p. 23) kann daher bei seiner Athetese von *E* 338: ἀμβρόσιον διὰ πέπλον ὃν οἱ χάριτες κάμον αὐταί, nicht die Kürze von ὃν für sich anführen.

denn auch der Dativ auf *οις*, obgleich die jüngere Form, doch bei Homer häufiger als bei Herodot und bilden die Verba auf -ζω ihr Futur häufiger auf -ξω als genetisch erlaubt wäre und später vorkommt. Von diesem Standpunct aus ist es mir nun auch wahrscheinlich, dass Formen wie die Genitive auf *οιο*, *αο*, *αων*, der Dativ Plur. auf *εσσι* und die Optative auf *-ειας*, *ειε*, *ειαν* vom Dichter aus nicht sprachgeschichtlich zu erklären sind, sondern dialektisch, weil der lebendige Nachbardialekt dem Horizont desselben näher lag als die vergangenen Zeiten. Jedenfalls müsste man sagen: wenn der Dichter jene Formen brauchte, weil er sie aus älteren Gedichten überliefert kannte, so bestimmte ihn zu ihrer fortwährenden und häufigen Anwendung doch wesentlich mit der Umstand, dass sie in dem andern Dialekt noch üblich waren. Für die damaligen Jonier bestanden sie allerdings wohl nicht mehr, wie für den Genitiv auf *-οιο* aus der Regel hervorgeht, ihn nur anzuwenden, wo das Metrum ihn verlangte.*) Von andern Fällen aber, den Aoristen auf *-σον* neben *-σα*, der Endung *-μεσθα* neben *-μεσθον*, den verschiedenen Infinitivformen, wird man ohne Bedenken annehmen dürfen, dass sie im Leben noch neben einander waren. Dagegen die Verdopplung des *σ* und der Liquidä zähle ich als sprachliche Licenz, die ausging von gewissen in der Sprache gegebenen Fällen, wie vom Dativ *ἐπέεσσι* u. a., in welchen das *σσ* genetisch gerechtfertigt war. Von hier aus bildete sich das dichterische Gesetz, dass nach kurzen Vocalen die Liquidä und *σ* überhaupt verdoppelt werden dürften, gerade wie es dichterisches Gesetz wurde, dass man die Futura der Verba auf -ζω nach Belieben mit -ξω bilden dürfe.

*) Schol. *A* zu *Λ* 35: (*λευκοί* st. *λευκοῖ'*). *ἔθος γάρ ἐστι παρὰ τῷ ποιητῇ τὴν Θεσσαλικὴν ταύτην καλουμένην γενικὴν εὑρίσκεσθαι, εἰ μὴ μέτρον κωλύοι· εἰ γὰρ κωλύοι, ἡ κοινὴ παραλαμβάνεται.* Dieser Kanon ist bestritten von Ahrens im Philologus III, S. 234; allein für Homer wohl mit Unrecht. In wie weit er für spätere Dichter als Nachahmer des epischen Dialekts gilt, ist eine andre Frage, wovon unten in Capitel IV.

Dagegen die Fälle der Verdopplung der Mutä sind durchaus organisch und es wird wohl die Aussprache des gewöhnlichen Lebens eine Spur davon erhalten haben; denn wie sollen wir z. B. glauben, dass ein Dichter beim Gebrauch eines so selten dichterisch vorkommenden Worts wie πέλεκκον sich erinnert haben sollte, dass es in einem älteren Gedicht gebraucht werde wie wenn es zwei κ hätte; vielmehr es wurde fortwährend so ausgesprochen, dass man ein doppeltes κ hörte. — Dichterische Licenz sind mir auch die Conjunctive mit ο und ε statt ω und η, allerdings ausgehend von Fällen wie ἴομεν, in denen ein organisch-genetischer Grund vorlag, der aber auch in der gewöhnlichen Sprache noch gehört wurde. Bezeichnend ist, dass diese Verkürzung viel häufiger im Conjunctiv des Aorists sich findet als in dem des Präsens. Jener war auch ohne das ω und η sowohl von seinem Indicativ als vom Conjunctiv des Präsens zu unterscheiden, dieser dagegen fiel mit dem Indicativ zusammen. In gewissen Fällen liegt es aber ganz klar vor Augen, dass der Dichter sich sprachliche Licenzen erlauben durfte: so in der Distraction (ὁρόω aus dem zu ὁρῶ zusammengezogenen ὁράω); denn da die Elegiker diese Formen nicht haben, so ist anzunehmen, dass sie der Volkssprache fremd und speciell epische Formen waren. Sodann in der Veränderung der Quantitätsverhältnisse in der Arsis, insbesondre in der ersten Sylbe der sogenannten στίχοι ἀκέφαλοι oder bei Aufeinanderfolge einer Reihe von kurzen Sylben, vollends bei Formen wie ἔστητε und ἐπίστηται. Man mag diess nennen wie man will, es ist immer eine Gewalt, welche um des Metrums willen der Sprache angethan ist. Denn wenn auch in der Volkssprache die Quantitätsverhältnisse vielfach schwankend sind, wenn z. B. ι und υ bei den Verben auf ιω, υω auch in der gewöhnlichen Sprache schwankend waren, so kann doch in den oben angeführten Fällen von schwankender Aussprache nicht die Rede seyn.

Nicht minder stand der Dichter, wenn er den gegebenen manchfaltigen Sprachgebrauch seiner Zeit nach den Regeln seiner Kunst ordnete oder ein sonst verschollenes ἐπὶ σνευρῇ, κατὰ

σμοῖραν u. dgl. Antiquitäten anwandte, der Sprache seiner Zeit frei gegenüber. Nur darin zeigt sich die Macht der Sprache gegenüber von ihm, dass solche Fälle, da wo er mit gegebenen Formen zu thun hat, beschränkt sind, und nur da zahlreich, wo er origineller auftritt, nämlich auf dem Gebiet der zusammengesetzten Nomina. Hier findet zugleich, was wir über diese im ersten Capitel aufgestellt, seine Bestätigung. Dichter, welche neben der so sehr vorherrschenden Endung des ersten Glieds auf ο von ὁ πυρός ein πυρηφόρος bildeten, welche ἐπήβολος, εὐηγενής, γυναιμανής u. dgl. sich erlaubten und eine alte Form wie μεσαιπόλιος erhielten, für die war das '*metri causa*' nicht bloss ein Motiv zu sorgfältiger Auswahl unter geschichtlich Gegebenem, sie wandten auch überlieferte Formeln nicht in einer Weise an, welche die metrische Regel verletzte, sondern im Aendern sprachlicher Formen wie im vollen Bewahren der alten überlieferten Form war das Metrum das Gesetz.

Resultat der Untersuchung über die homerische Sprache.

Was ist nun also, kurz gefasst, die homerische Sprache? Sie ist weder hervorgegangen aus einer Mischung von Stämmen beziehungsweise Dialekten, sie erklärt sich in der Manchfaltigkeit ihrer Formen auch nicht bloss oder vorherrschend aus dem conventionellen Gebrauch älterer Formen durch jüngere in der Tradition der Sängerschulen erwachsene Dichter, es hat sich auch der Dichter in ihr nicht bloss an die gegebenen Formen gehalten, sondern sie ist erwachsen aus dem lebendigen Sprachgebrauch eines einzelnen Dialekts, des jonischen, der aber in jener Zeit, da noch kein Gebrauch der Schrift zur Fixirung der Sprachformen beitrug, noch grössere Manchfaltigkeit von älteren und jüngeren Formen aufwies, und aus der Freiheit des Dichters, welcher dem Gesetze seiner Kunst zu lieb über den Sprachgebrauch seines Stamms hinausgriff in Gebiete, welche ihm und seinen Zuhörern nahe lagen, in den äolischen Dialekt und die Sprache der älteren Gedichte, oder gegebene Fälle zu weiteren Gesetzen ausdehnte und insbesondre innerhalb gewisser von der Schultradition festgesetzter Schranken auch den gegebenen

Quantitätsverhältnissen gegenüber einige Freiheit sich wahrte, immer aber die Gesetze seiner Kunst in erste Linie stellte. — Die sprachgeschichtliche Erklärung der homerischen Doppelformen bezeichnet demnach einen entschiedenen Fortschritt der Erkenntniss, aber sie darf nicht auf Kosten der dichterischen Freiheit erweitert werden und wo sie ein berechtigtes Moment ist, ist sie es mehr vom Standpunct der Volkssprache aus als hinsichtlich der Intention des Dichters.

Bekker hat von der Manchfaltigkeit der Formen und Quantitätsverhältnisse der homerischen Sprache ausgehend an ihr hervorgehoben, sie sey geregelt gewesen allein durch Saitenspiel und Gesang, und auch wir haben so eben dem Dichter als metrischem Künstler und als in der Periode mündlicher Tradition stehend eine gewisse Freiheit zugeschrieben. Allein es gibt nun auch noch eine andre Betrachtungsweise für den Einfluss des Metrums auf die Sprache, einen Standpunct, von welchem aus dasselbe ein conservirendes, die Sprachformen erhaltendes Moment ist, indem es die Wörter in ihrer vollen Integrität braucht und insbesondre den Vocalismus zu erhalten geeignet ist. Der Dichter braucht Fülle der Wortformen, reicheren Wechsel der Quantitätsverhältnisse, Abwechslung im Klang der Laute, was Alles in den älteren Perioden einer Sprache reicher vorhanden ist und mit fortschreitendem phonetischem Verfall schwindet. Hier eben greift nun der Dichter erhaltend und rettend ein. Auch ist es für die Conservirung der Formen im Munde des Volks kein unbedeutendes Moment, wenn eine künstlerisch durchgebildete Sprache so sehr zu Jedermanns Ohren kommt und selbst in Jedermanns Munde lebt wie die Sprache der homerischen Gedichte, wenn auch selbstverständlich ein Unterschied zwischen ihr und der Sprache des täglichen Lebens bleibt, ja sogar in steigendem Masse eintritt. Was dieses Moment der griechischen Sprache geleistet hat, kann am besten gewürdigt werden durch die Vergleichung der Schicksale der italischen Sprachen, speciell der lateinischen.

2. Die lateinische Sprache vor dem Auftreten der Literatur.

Wir haben oben als die einzigen Culturmittel, welche die lateinische Sprache hatte, ehe eine Literatur auftrat, d. h. in den fünf ersten Jahrhunderten der römischen Geschichte, die in dem politischen Leben gegebenen bezeichnet. Führen wir diess nach seiner negativen und positiven Seite aus.

Allgemeine Charakteristik dieser Periode.

Durch die so äusserst werthvollen Untersuchungen von Corssen über Aussprache, Betonung und Vocalismus des Lateinischen (2. Aufl. Leipzig 1868) ist das innere Leben der lateinischen Sprache als einer gesprochenen in schöner Weise zum Verständniss gebracht worden. Wir sehen da aus den Resten der älteren Sprache erwiesen, dass ursprünglich das Lateinische als Einzelsprache die Tendenz und die Fähigkeit hatte, die Vocale in Wurzel-, Stammbildungs- und Flexionssylben zum Ausdruck der seelischen Bewegung und der gedankenvollen Hervorhebung zu steigern durch einfache Verlängerung oder durch Diphthongirung, dass es aber schon in den Zeiten, aus denen die ältesten uns erhaltenen Sprachreste stammen, nicht bloss diese Tendenz nicht mehr zur Geltung brachte, sondern bereits angefangen hatte, die dadurch gewonnene Stärke und Bedeutsamkeit des Vocalismus aufzugeben. Es geschah diess einerseits im Dienste einer gewissen Bequemlichkeit, andererseits aber auch, wie wir schon im ersten Capitel besprochen, im Dienste der logischen Zusammenfassung. Aus dem letzteren Grund concentrirte sich die Kraft der Betonung auf éiner Sylbe in jedem Wort, aus dem ersteren wurde dadurch den andern Sylben so viel an Betonungsaufwand entzogen, dass sie ihre Integrität verloren, ihre Vocale weniger voll und hell und zum Theil gar nicht mehr gesprochen wurden. Und selbst auf den Consonantismus begann diess Einfluss zu üben, indem auslautende Consonanten anfingen abzufallen oder um eine Stufe schwächer gesprochen wurden. Diesem abwärtsgehenden lautlichen Process waren die andern italischen Dialekte, der oskische und

umbrische ebenfalls unterworfen, und zwar, wie die geschichtlichen Verhältnisse zeigen, nicht sowohl wegen einer äusserlichen Gemeinsamkeit, als weil sie sich lange Zeit unter ähnlichen Verhältnissen entwickelten. Bei allen fehlte nämlich nicht bloss eine schriftliche Cultur der Sprache, eine Literatur, sondern sogar eine künstlerische mündliche Dichtung, fehlte also eben das, was die Griechen mit dem Epos und den sonstigen nach und nach auftretenden Dichtungsgattungen hatten. Aber freilich aus dieser gemeinsamen geistigen Tiefe schwang sich mit dem Fortgang der Zeit Rom auf und liess Samnium und Umbrien für immer hinter sich zurück. Zwar dem Schwinden der älteren Fülle und Kraft des Vocalismus konnte nicht mehr abgeholfen werden; dazu fehlte auch jetzt noch das Element, das bei den Griechen die Sprache in Zucht genommen und mit der Quantität auch die Qualität der Vocale erhalten hatte. Wohl gab es eine gewisse Dichtung, aber ihr Mass, der Saturnier, war, welchen Regeln er auch gefolgt seyn mag, kein solches, das die Sprache irgend ernstlich gebunden und sich mit dem dactylischen Hexameter hätte vergleichen können. Dass dem so ist, zeigt der Einfluss, welchen dieses griechische Mass später geübt hat. Da schützte das von den Griechen entlehnte Metrum die alten Diphthongen in ihrer Integrität so sehr, dass noch ein Virgil nach dem Beispiel des Ennius *aquāī, terrāī* misst, nachdem die Sprache des Lebens längst schon die zwei Laute zu einem monophthongischen *ae* abgeschliffen hatte. Es war freilich in der damaligen Entwicklungsphase nicht mehr möglich, damit auch Einfluss auf die gewöhnliche Sprache der Gebildeten oder gar des Volks zu üben, aber für die Wirksamkeit des Metrums ist dieses Beispiel, das nur eines ist von vielen, welche die neueren metrischen Forschungen herausgestellt haben, vollkommen bezeichnend. Was hätte da eine Dichtung für Einfluss geübt wie die homerische, und wie viel vermisst da immer eine Sprache, in welcher eine solche fehlt.

Aber wenn der Vocalismus nicht mehr in seiner Integrität zu erhalten war, so konnte doch dem Abwerfen aus-

lautender Consonanten, ja ganzer auslautender Sylben Einhalt gethan werden. Ritschl hat (Rhein. Mus. XIV. 394 ff.) von epigraphischen und plautinischen Studien aus nachgewiesen, dass die eintretende Literatur hier conservativ wirkte, aber ich glaube, wir dürfen in dieser Beziehung um eine Sprachperiode. weiter zurückgehen und solch wohlthätigen Einfluss schon den Einwirkungen der politischen Bildungselemente zuschreiben. Wer wird läugnen, dass die Gesetzgebung und die politische Rede einige Fülle der Sprache brauchen? Nur sind es nicht sowohl die Forderungen eines schönen Rythmus, als vielmehr die eines nachdrücklichen, logisch bestimmten und stark in die Ohren fallenden Tons, welche in Form und syntaktischer Ordnung wirken. Vergleichen wir oskisch *saahtum*, *Pupdiis*, *prufffed*, *upsed* mit lateinisch *sanctum*, *Pupidiis*, *probavit*, *operavit*, umbrisch *rehte*, *pihaclu*, *benust*, *benuso* mit *recte*, *piaculum*, *venerit*, *venerunt*, so leuchtet ein, wie viel mehr rhetorischen Charakter die lateinischen Formen haben und wie der Unterschied eben besteht in der volleren Wahrung der Integrität des Consonantismus, beziehungsweise in- und auslautender Sylben. Nehmen wir noch dazu, dass die antike rhetorische Betonungsweise einen musikalischen Charakter hatte in ähnlicher nur noch weiter gehender Art, wie wir es heute noch bei den romanischen Völkern wahrnehmen, so wird uns der Einfluss der politischen Rede auf die Lautverhältnisse der Sprache als ein nicht geringer erscheinen. Von diesem rhetorischen Charakter aus ist wohl auch das lateinische Betonungsgesetz der Barytonirung herzuleiten, das, indem es den Hauptton mitten ins Wort hineinstellt, nicht zu weit vor und nicht an den Schluss, das Gleichgewicht der Bestandtheile des Worts wahrt und der logischen Betonung das Uebergewicht über die rythmische gibt. Zu solcher Einwirkung bedarf es keiner künstlerisch ausgebildeten Rhetorik, sondern nur einer steten Uebung natürlicher, aber gehalt- und auctoritätsvoller Rede, und das war es eben, was das politische Leben Roms in der Gesetzgebung, den gerichtlichen

Bräuchen und der Rede auf dem Markte und im Senat in ganz andrer Weise bot als es bei staatlich unvollkommneren Völkern der Fall war. Dazu kam die immer wachsende Bedeutung der internationalen Verhältnisse, die man sich nicht denken kann ohne die Nothwendigkeit, die eigne Sprache in Beziehung zu der fremden zu setzen, um Verständniss zu gewinnen und zu finden. Uns tritt der griechische Einfluss auf die lateinische Sprache freilich erst mit Beginn der Literatur entgegen, aber können wir uns vorstellen, dass die Aufnahme einer an griechische Muster sich anlehnenden nationalen Dichtung nicht schon längere Zeit vorbereitet gewesen seyn musste, um mit so rasch steigendem Erfolg und in dauernder Weise zu gelingen? Oder konnte ein so langer Verkehr zwischen Rom und den Griechen Unteritaliens stattfinden, ohne dass die höher gebildete Sprache nicht bloss einzelne technische Ausdrücke geliefert, sondern auch von ihrem Geist und ihrer syntaktischen Ausbildung Etwas mitgetheilt hätte?

Belege aus den erhaltenen Resten.

Freilich wenn wir uns nach Einzelbelegen für diese allgemeinen Sätze umsehen, so ist es damit schwach genug bestellt. Das Gebiet der freien politischen Rede, dem wir die erste Rolle in der Gestaltung der Sprache zuschreiben, gehörte damals dem rein mündlicheu Verkehr an und verschliesst sich desshalb ganz der nähern Betrachtung. Nur wird man so viel annehmen können, dass wenn an den Namen gewisser Männer aus den ersten Jahrhunderten der Republik die Erinnerung mächtigen Einflusses auf das Volk haftete, wohl auch beim Einen und Andern in den Chroniken von bedeutenden Reden zu lesen war. Von schriftlich Aufgezeichnetem aber ist uns allerdings Einiges erhalten. Der Gebrauch der Schrift als Mittels sorgfältigerer Fixirung und Bewahrung geistigen Inhalts erstreckte sich, soweit wir es überschen können, auf die Zwecke der Gesetzgebung, der internationalen Verträge, statistischer und ritueller Aufzeichnungen im Schosse der Priestercollegien, Grab-, Ehren- und Weihinschriften, Aufzeichnung denkwürdiger Ereignisse

in Familie und Staat in den Hauschroniken der grossen Familien. Davon verlangten jedoch eine sorgfältigere Form nur die Gesetze, Verträge, Ritualformeln, und Inschriften auf Gräbern, Ehrendenkmälern und Dedicationsgegenständen. Dagegen in den Commentaren und Annalen der Priestercollegien, auch des höchsten Collegiums der Pontifices und in den Chroniken war die Form so sehr dem selbst schon sehr dürftigen Inhalt untergeordnet, dass von da aus wenig Einfluss erwartet werden konnte, und es hängt mit diesem formlosen Charakter auch zusammen, dass wir Nichts mehr davon haben. Von dem aber was erhalten ist, liegen, wenn wir absehen von der nicht im Original erhaltenen Aufschrift der columna rostrata in authentischer, wenn auch verstümmelter Gestalt nur vor die monumentalen Grab- und Weihinschriften, darunter von ersteren in zwei dem fünften Jahrhundert d. St. zuzuweisenden Scipionengrabschriften rythmische und stilisirte. Dagegen die in der späteren Literatur überlieferten Gesetzgebungsfragmente oder Bruchstücke des Rituals sind entweder nur in einzelnen Wörtern aus lexicalischem Interesse erhalten, oder ist der Zustand des Textes, in dem sie auf uns gekommen sind, nicht bloss wegen der Mängel der handschriftlichen Tradition ein sehr fehlerhafter. Es ist nämlich zu bemerken, dass diejenigen Gesetze, Formeln, Gebete, welche in fortwährender Anwendung im Leben waren, sich je nach ihrer Art dem Wechsel der Formen in der gewöhnlichen Sprache anschlossen und nur in einzelnen technischen Ausdrücken oder in Flexionsformen, die nicht so leicht geändert werden konnten oder sich überhaupt länger neben jüngeren erhielten, das Alterthümliche bewahrt haben. So ist in den am meisten in Curs gewesenen Zwölftafelgesetzen der Text am stärksten verjüngt worden, so dass in den uns erhaltenen Resten nicht ein einziges Mal das ältere *o* statt *u* erhalten ist,*) obwohl man dasselbe in einzelnen

*) Tab. I. 6—9 ed. Schöll. ist die handschriftliche Ueberlieferung nicht: com oder comque peroranto, sondern: cum perorant.

Fällen (nach *u* oder *v*) noch in der augusteischen Zeit anwandte, und noch weniger können wir den XII Tafeln über *ai*, *ei*, *oi*, *ou* und dgl. Etwas entnehmen. Ebenso haben die Formulare der tabulae censoriae und commentarii consulares bei Varro (de ling. lat. 6, 86) das alterthümliche Gewand ganz abgestreift. Im Zusammenhang damit steht, dass diejenigen sacralen Formeln, die von den Priestern mit einigem Verstand angewandt wurden, sich soweit verjüngt finden, als sie leicht verständlich waren, daneben aber Bestandtheile zeigen, in denen die verderbte Ueberlieferung nur das schon den Alten verloren gegangene Verständniss beweisen. So hat die Formel des Auguralritus, die uns bei Varro (de lingua lat. 7, 26) im Florentinus so überliefert ist: — *ullaber* (in der darauf folgenden Wiederholung *ollaner*) *arbos quirquir est, quam me sentio dixisse* u. s. w. offenbar, weil sie von den Augurn fortwährend angewandt wurde, in ihren leichteren Theilen den Wechsel der Formen mitgemacht, dagegen in dem *ullaber* oder *ollaner* einen irrationalen Theil mit fortgeschleppt, der allerdings vielleicht bloss Schuld der schlechten Ueberlieferung ist, aber ebensogut schon den späteren Augurn unklar gewesen seyn kann. Vollends die Gebetsformeln der Arvalbrüder: *Enos, Lases, iuvate* etc. (corp. inscr. lat. p. 9 sq. Ritschl, prisc. lat. mon. XXXVI. A), der Salier, handschriftlich so überliefert: *cozeulodori eso. omina vero adpatula coemisse | jancusianes duonus ceruses. dunus ianus | ve vet pom melios eum recum* (Varro de ling. lat. 7, 26 nach Lachmann'scher Collation des Florent. mitgetheilt bei Corssen origines poësis romanae, p. 55 sq.), dann derselben Priester bei Terent. Scaurus de orthogr. p. 2261 P: *cume ponas Leucesie praetexere monti quolibet cunei de his cum tonarem* sind vorherrschend alterthümlich, aber zugleich unverständlich und unverständig nicht bloss wegen nachlässiger Ueberlieferung in der Schrift, sondern auch weil die Priester, welche sie sprachen, zufrieden waren, wenn nur der Gott sie verstand.*)

*) Vgl. über diese Reste des nicht inschriftlich überlieferten

Aus solchem Zustand dieser Sprachreste heraus kann man wohl Stoff finden für lautliche Gesetze, indem man ein arbos, duonus, Leucesie durch Vergleichung mit späterem Latein und mit allgemeinen Thatsachen der Sprachgeschichte in einen lautgeschichtlichen Process hineinstellt, aber für eine Charakteristik der ältesten geschichtlich erreichbaren Sprachperiode, der sie doch zugewiesen werden müssen, sind sie ganz ungenügend.

Am ehesten ist noch das Arvallied zu verwenden, und wenn wir nun dieses mit seinem *luae rue* oder *lue rue, sins* und *sers* (Z. 2) = sinas und siris oder siveris (?), *berber* (Z. 3) *advocapit* (Z. 4.) vergleichen mit den beiden volltönenden Grabschriften der Scipionen, welche noch dem fünften Jahrhundert zugewiesen werden können, bekommt man da nicht den Eindruck, dass allerdings die lateinische Sprache in der Königszeit auf denselben Wegen der Abstumpfung war, wie die oskische und umbrische, dass aber das politische Leben mit seinen Ansprüchen an Sorgfalt der Rede dem Einhalt that und sogar rhetorische Schönheit hervorbrachte? Denn mögen auch Wortstellungen wie die: *consol, censor, aidilis quei fuit apud vos, Taurasia Cisauna Samnio cepit, subigit omne Loucanam opsidesque abdoucit* und: *honc oino ploirume cosentiont R . . . . . duonoro optumo fuise viro Luciom Scipione. Filios Barbati, consol, censor, aidilis hic fuet a . . . ., hec cepit Corsica Aleriaque urbe . . . ., dedet tempestatebus aide mereto . . .* mit veranlasst seyn durch das Bedürfniss des Saturniers, so ist doch der Ton, der daraus hervorklingt, viel mehr der einer rhetorischen Kraft als eines dichterischen Rythmus. Und ist es nicht dieses Gefühl, dass logisch-rhetorische Motive selbst die Dichtung beherrschen, welches die Controverse darüber hervorgerufen hat, ob bei den lateinischen Dichtern des saturnischen Masses wie der griechischen Metren ein Bestreben vorhanden gewesen sey, den Wortton und den

---

Latein Corssen, origines poësis romanae 1846. Bergk, de carminum Saliarium reliquiis 1848.

Versictus thunlichst in Einklang zu bringen? Daneben lesen wir allerdings in diesen selben Scipionengrabschriften die Accusative *Taurasia, Cisauna, omne, Corsica, Aleria, oino, optumo, viro, Scipione, aide*, den Nominativus Plur. *ploirume*, den Gen. Plur. *duonoro*, und in gleichzeitigen oder sogar späteren Grabschriften und Weihinschriften geht die Abstumpfung der Endungen durch Schwäche und Abwerfung von Vocalen und Consonanten und die Synkope im Inlaut viel weiter, so in *fecid* C. I. Lat. n. 54, *dede* n. 62, *Turpleio* 65 a und vollends in den picenischen Dedicationen der Dativ *fide* 170 *matrona Pisaurese dono dedrot* 173, *Matre Matuta dono dedro* 177, *Novesede* (als Dativ) 178. Allein darin zeigt sich eben, dass in den höhern Regionen bereits eine starke Strömung der sprachlichen Cultur war, welche conservirend und neu kräftigend wirkte.

Wir haben oben auch vom Einfluss internationaler Beziehungen gesprochen. Wenn es überhaupt möglich ist solche in den oben angeführten Sprachresten zu finden, so könnte es nur in den XII Tafeln seyn. Nicht als ob wir der Sage von der Gesandtschaft nach Griechenland und der Entlehnung griechischer, insbesondere solonischer Gesetze Gewicht beilegten, sondern weil die Satzgestaltung, insbesondre auch das An- und Ineinanderfügen mehrerer Vordersätze in den Fragmenten der XII Tafeln zwar etwas steif, aber doch mit solchem Geschick gemacht ist, dass der Einfluss griechischer Muster nicht undenkbar ist.

Appius Claudius Caecus.

Alle die Fäden, die wir im Vorstehenden gezogen, laufen zusammen in dem Bilde des Appius Claudius Cäcus, des Censors von 442 d. St.*), den man als den ältesten römischen Schriftsteller bezeichnet. Er ist literarisch thätig als Rechtsverständiger, als nationaler Dichter und vor Allem als Redner, dessen bedeutendste Rede, die oratio de Pyrrho

---

*) Pomponius de orig. iur. in Dig. I, 2, 2, 36. Isidor. orig. 1, 37, 2. Bernhardy, röm. Literaturgesch. S. 199 f. Teuffel, röm. Literaturgesch. S. 97 f.

v. J. 474 d. St. stets als formell wie materiell denkwürdiges nationales Document galt. Und von diesem grössten Redner seiner Zeit ist es auch positiv berichtet, dass er um die Fixirung schwankender Laute (*r* statt *s* zwischen Vocalen, *s* statt *z*) sich bemühte. Seine Erscheinung ist der erste klare Punkt in dem sonst verschwommenen Bilde altlateinischer Sprach- und Literaturversuche, er ist der Begründer der literarischen Periode, der Vermittler zwischen der mündlichen Anwendung gebildeter Sprache und deren schriftlicher Cultur. Zugleich ist seine Erscheinung ganz dazu geeignet, ein Beispiel für das Wirken des individuellen Factors schon in dieser Periode der lateinischen Sprache zu geben. Denn der, welcher zuerst eine Rede für die Veröffentlichung ausarbeitet und über die richtige Anwendung des einen oder andern Lauts nachdenkt, der arbeitet mit seinem individuellen Geiste an der Entwicklung der Sprache mit.

Hinsichtlich der Literaturgattungen aber ist es offenbar die Prosa, welche die künstlerische Entwicklung der Sprache inaugurirt und mit Bewusstseyn pflegt, charakteristisch für den prosaischen Charakter des römischen Volks und — trotz allem Einfluss der späteren nach fremden Mustern arbeitenden Poesie — bestimmend auch für die Zukunft.

Viertes Capitel.

Periode der schriftlichen künstlerischen Cultur der Sprache. Von Homer zu den Attikern. Von der Reception griechischer Bildungsmittel bis auf Cicero.

Definition der vierten Periode.

Als die epische Dichtung ihren Höhepunct erreicht natte, war dem griechischen Volk eine Kunstsprache geschaffen, welche, obgleich ausgehend von einem einzelnen Stamm, doch über den Stämmen stand und geeignet war, ein geistiges Band für die ganze Nation zu bilden. Indem wir dem Werden dieser Sprache nachgingen, sind uns die, welche sie geschaffen, als ein engerer Kreis von Kunstgenossen entgegengetreten und dieser hat sich uns weiterhin individuell zugespitzt, wenn auch nur in einer ideellen, collectiven Individualität. Nicht minder hat sich für die lateinische Sprache der Gesichtspunct eines solchen individuellen theils unbewussten, theils bewussten Wirkens ergeben, obgleich ein grösseres Werk als Resultat der sprachbildenden Thätigkeit uns nicht geblieben ist. In derjenigen Periode nun, zu welcher wir jetzt übergehen, vollendet sich der Stufengang der Sprachbildung in beiden Sprachen in bestimmten geschichtlichen Individuen, in den Repräsentanten der dichterischen und prosaischen Literatur, in Werken, deren Verfasser und Abfassungszeit, deren äusseres Verhältniss zu einander als Grundlage ihrer inneren Geschichte bekannt ist. Es ist die Zeit der werdenden Classicität, die wir nunmehr ins Auge fassen, und die wir abermals nach der Seite hin zu betrachten haben, dass wir die in ihr massgebenden Factoren oder die sprachbildenden Motive herausstellen.

Diese Factoren lassen sich nun aber im Zusammenhang mit den literaturgeschichtlichen und allgemein historischen Verhältnissen so deutlich erkennen, dass wir sie in ihren Umrissen und getrennt von einander schon hier bezeichnen können, wodurch uns die Orientirung bei der folgenden Einzeluntersuchung, in der sie uns ineinander wirkend erscheinen, erleichtert wird. Es sind vier Momente, welche in dieser Periode zur Geltung kommen. Die vier in dieser Periode zusammenwirkenden Factoren.

Der erste Factor ist der gegebene Anknüpfungspunct, im Griechischen die epische Sprache, im Lateinischen die Reden und sonstige politische Documente, bei beiden Völkern durch die jetzt allgemein gewordene schriftliche Fixirung von immer allgemeinerer und intensiverer Wirkung, für uns im Lateinischen freilich nicht mehr controlirbar.

Das zweite Moment, das in Betracht kommt, ist das Verhältniss zwischen der Kunst- und der Volkssprache. Es herrscht zwischen beiden ebensowohl ein bestimmter, bewusster Unterschied als eine stete Wechselbeziehung: ein Unterschied, sofern sowohl die Kunstsprache sich in der durch das Epos vorgezeichneten Richtung nach ihren eigenen Gesetzen weiterentwickelt, als auch das Volk gewisse Wörter und Formen als nur der dichterischen Sprache angehörig fühlt, eine Wechselwirkung, sofern die Kunstsprache selbstverständlich nicht ohne Fühlung mit der Ausdrucksweise des ganzen Volks bleiben konnte und die Volkssprache ihrerseits Halt und Stütze gegen den phonetischen Verfall dadurch erhielt, dass sie durch die Rolle, welche die Dichtkunst und der rednerische Vortrag bei den Nationalfesten oder im öffentlichen Leben spielte, fortwährend die Bedeutung und Macht einer schönen Sprache zu spüren bekam.

Der dritte Factor ist die Tendenz, die Manchfaltigkeit der Formen zur Einheit zu gestalten, in Griechenland zur Einheit über den Dialekten und den sie redenden Stämmen, in Rom als Mittel einer sich allmählich in Italien und den Provinzen ausbreitenden politischen Macht. Wir haben im zweiten und dritten Capitel schon die Sprache in Beziehung

zum politischen Leben gesetzt; in dieser Periode wird diese Beziehung immer mächtiger, die Sprache erhält dadurch fortwährend neuen Bildungstrieb, aber sie gibt auch dem staatlichen Leben reichlich heim, was sie von ihm empfängt. Bei den Griechen vollzieht sich in dieser Beziehung die Entwicklung theils dadurch, dass sich die verschiedenen Arten der Dichtkunst entweder von Anfang an oder nachdem sie zuerst bei den einzelnen Stämmen Wurzel gewonnen, in Beziehung zum Epos setzen, theils so, dass sie sich zwar bei den Stämmen nach eigenen Gesetzen zur Virtuosität entwickeln, dann aber Gemeingut werden mit Beibehaltung gewisser typischer Eigenthümlichkeiten des Stammdialekts. So sind dann die dialektischen Unterschiede nicht mehr etwas Trennendes, sondern durch die Kunst allgemein und überall Verständliches. Entsprechend dem ganzen Zug des Culturlebens in Griechenland erhält diese Entwicklung ihren Abschluss im Atticismus. In ihm kommt neben dem ästhetischen Motiv der künstlerischen Form auch das grammatische der Ordnung der Analogieen oder der Regel zur Geltung. Die lateinische Sprache wird äusserlich dadurch über die Grenzen eines einzelnen italischen Dialekts hinausgeführt, dass Rom den einverleibten oder in enge Beziehung zu ihm tretenden italischen und ausseritalischen Staaten zugleich mit den politischen Instituten die lateinische Sprache als officielle auferlegt, bei welcher ebenfalls die grammatische Regelmässigkeit eine hervorragende Rolle spielt. Zugleich aber macht sie sich auch durch ihre eigenthümliche innere Durchbildung, und durch Ausgleichung mit der griechischen fertig, Weltsprache zu werden.

Hatte aber die Sprache sich einmal als ein so wichtiges Moment im geistigen und nationalpolitischen Leben fühlbar gemacht, so konnte es nicht fehlen, dass je mehr mit fortschreitender Bildung auch das Element der Reflexion sich rührte, nunmehr — für uns ein weiteres allgemeines Moment — neben der Sorgfalt des productiven Künstlers auch die gelehrte Betrachtung der Sprache begann und Einfluss nahm

auf die Sprachbildung. Bei den Griechen fällt diess freilich kaum noch in die Bildungszeit der Classicität, bei den Römern dagegen lässt sich ein Einfluss der grammatischen Theorie nachweisen als Hand in Hand gehend mit der fortschreitenden sprachlichen Production.

Diess die allgemeinen Gesichtspuncte. Nicht nur bei dem ersten, sondern auch bei den drei andern ist es von hervorragender Bedeutung, dass die sprachliche Ueberlieferung nunmehr die Form der schriftlichen literarischen Mittheilung neben der mündlichen oder ohne dieselbe annimmt.

Wenn wir nun aber das Gerippe, das wir eben aufgestellt, mit Fleisch und Blut versehen wollen, so ergibt sich wiederum die Aufgabe, die individuelle Art zu zeichnen, mit welcher die einzelnen Schriftsteller in die Arbeit an der Weiterbildung der Sprache eingingen. Bei Ausführung dieser Aufgabe sind wir in der glücklichen Lage, uns auf zahlreiche schon vorliegende Einzeluntersuchungen beziehen zu können, die von andern Gesichtspuncten aus angestellt sich ungesucht aber darum nur um so willkommener in unsern Gedankengang einreihen. Der Natur der Sache nach besprechen wir die griechische und lateinische Sprache wiederum gesondert.

1. Die Entwicklung der griechischen Sprache von Homer zu den Attikern.

Die literaturgeschichtlichen Verhältnisse dieser Periode.

Rufen wir uns in der Kürze die literaturgeschichtlichen Thatsachen ins Gedächtniss.

Um die Zeit des Beginns der Olympiadenrechnung hatte die griechische Sprache nur éinen Dialekt künstlerisch ausgebildet, den jonischen, freilich so, dass er im Epos über sich selbst hinaustrat, aber noch ohne Einfluss auf die andern Dialekte zu üben. Diese für sich entbehrten zwar nicht jeder edleren Handhabung; es mögen bei den Aeoliern wohl rythmisch gehaltene Gedichte vorhanden gewesen seyn, aber eben nur sporadisch und wenig durchgebildet, so dass der Volksdialekt dadurch nicht weiter geführt wurde; es gab bei den Doriern chorische Gesänge sicher lange ehe sie durch Alkman

und Stesichorus in den literaturgeschichtlichen Horizont treten, aber sie waren religiös und künstlerisch so gebunden und standen dem gewöhnlichen Leben so fern, dass auch sie der Sprache entfernt nicht den Dienst leisten konnten, welchen das Jonische vom Epos genoss. Allein dieses letztere wirkte nun in immer weitern Kreisen fort. Auf dem Festland trat in Boötien die hesiodische Dichtung mit dem Metrum des Epos auf; in Jonien selbst schloss sich mit oder schon vor Kallinus an das Epos die Elegie an und ging von da auf das Festland hinüber; auf jonischem Boden bildete ferner Archilochus neben der Elegie die Jamben und Trochäen zur Kunstgattung aus, sachlich und formell unabhängig vom Epos, aber doch, als Elegiker, im Zuge der von diesem angeregten metrischen Kunstthätigkeit, bei den lesbischen Aeoliern tritt das Melos mit Sappho und Alkäus aus dem Gebiet des rein Volksthümlichen heraus in das der Kunst, zwar wie die Jamben, als eine eigenthümliche Gattung, aber im künstlerischen Zusammenhang mit der sonstigen Kunstdichtung, endlich das lesbische Melos einerseits, das Epos andrerseits befruchteten, jenes durch Terpander in Sparta und Delphi, dieses durch Stesichorus, der, wie Quintilian 10, 1, 62 sagt, epici carminis onera lyra sustinet, die dorische Chordichtung, und so lief Eigenthümliches der einzelnen Stämme mit dem der andern und mit dem Epos vielfach durcheinander, immer getragen durch persönliche Vermittlung. Die Rhapsoden trugen die epischen Gesänge durch ganz Griechenland; der Lesbier Terpander sorgte in Sparta beim Karneenfest wie für den Vortrag Homers, so auch für eine Schule von Chordichtern und trat auch bei den musischen Agonen zu Delphi auf, der sicilische Stesichorus ist in der Tradition verknüpft mit der hesiodeischen Schule, Pindar, der Bürger von Theben, war Ehrengast in Delphi, Gastfreund aller Orten, wo musische Kunst geschätzt wurde, verwachsen mit den Nationalfesten, auf denen er neben den Ὁμηρίδαι, ῥαπτῶν ἐπέων ἀοιδοί, auftrat (Nem. 2, 1 f.), und brachte zu Athen seine ursprünglich do-

rische Kunst zur höchsten Vollendung. Von der dorischen Chorlyrik selbst führt dann ein unmittelbarer Zusammenhang zu dem attischen Drama.

Zusammenhang zwischen den literaturgeschichtlichen Verhältnissen und der Entwicklung der Dialekte.

Solche Wechselwirkung konnte nicht anders als Einfluss üben auch auf die Sprache dieser Dichter, und dieser Einfluss liegt darin, dass die meisten von ihnen eine Mischung verschiedener Dialektformen in denselben Gedichten neben einander haben, so deutlich zu Tage, dass es sich nicht darum handeln kann, diess erst nachzuweisen, sondern nur darum, es in seiner Art und Weise zu erkennen und zu erklären. Natürlich fragt sich bei dieser Aufgabe vor Allem: hatte der Dichter, nachdem er einmal über die Grenzen des eigenen Dialekts hinausgehoben war, nun volle Freiheit, die Dialektformen willkührlich zu wählen und zu mischen, oder folgte er gewissen Regeln für die verschiedenen Dichtungsarten oder gar für einzelne Stellen? Fällt die Antwort im letzteren Sinne aus, so sind die Regeln zu suchen. Es hat in der That in dieser Richtung seit längerer Zeit nicht an Forschungen gefehlt; begreiflicher Weise forderte schon die bekannteste in den Chorliedern der Tragiker vorliegende Dialektmischung, weiterhin die Sprache Pindars zu solchen Untersuchungen auf, dann hat man aber auch den Fragmenten der andern Lyriker in dieser Richtung nachgeforscht, und in neuester Zeit war es insbesondre der verdiente Bearbeiter der griechischen Dialekte, Ahrens, welcher, nachdem er in seinem Werk *de graecae linguae dialectis* Göttingen 1839/43 dieselben so zu sagen nach ihrer Naturgeschichte besprochen, auch ihre Vergeistigung in der Literatur in den Gesichtskreis seiner Beobachtungen zog und in einem Vortrag auf der Göttinger Philologenversammlung von 1852 über die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik (Verhandl. dieser Versammlung. Gött. 1853. S. 55—80) folgende Gesichtspuncte aufstellte*):

---

*) Daneben ist für die elegische und jambische Poësie zu nennen Renner de dialecto antiquioris Graecorum poësis elegiacae et iambicae

Die Auffassung von Ahrens über die Verwendung der Dialekte in den griechischen Lyrikern.

Der allgemeine Grundsatz ist, dass 'die Art der Dialektmischung überall von dem Entwicklungsgang der griechischen Literatur in ihrem Verhältniss zu den verschiedenen Stämmen abhängig ist' (S. 56 unten). Innerhalb dieses allgemeinen Verhältnisses aber hängt die Einfachheit oder Mischung des Dialekts — so lässt es sich etwa zusammenfassen — ab von Ton und Geist der Dichtgattung, von der inneren Stellung des Dichters zu seiner Dichtung und von dem Zusammenhang einer Gattung mit der andern. So sind die Jamben der Jonier im einfachen Dialekt dieses Stammes gehalten, weil sie in innerer Verwandtschaft mit dem Stammescharakter stehen und der Dichter hier in unmittelbarem Verhältniss zu seinem Stoff und zu seinen Hörern spricht, aus der Stimmung des Augenblicks heraus und für diese, in Leidenschaft und starker Erregung. Und ganz dasselbe Verhältniss besteht hinsichtlich des äolischen Melos, weshalb auch dieses in rein äolischem Dialekt gehalten ist. Anders aber ist es mit den andern Arten. Die hesiodische Dichtung hat im Allgemeinen die Kunstform des Epos, aber sie mischt Aeolismen und Dorismen ein, jene in den volksthümlicheren Ἔϱγα, beide, und zwar von Dorismen die speciellen Eigenthümlichkeiten des delphischen Dialekts, in der Theogonie, weil diese einen hieratischen Character hat, welcher eine delphische Dichterschule verräth. Die Elegie ist entstanden aus dem Epos und prägt diesen Ursprung auch in der Sprache aus, aber weil sie in unmittelbarer Beziehung zum Leben steht, trägt sie diesem Verhältniss dadurch Rechnung, dass sie auf die gar zu alterthümlichen Formen des Epos, die Infinitive auf -εμεναι, die distrahirten Formen (ὁϱόω u. dgl.), die Casusform auf -φι verzichtet und dafür einfach dialektische Elemente auf-

in G. Curtius Studien 1, 1, 133—235. 2, 1—62, der den leitenden Gedanken von Ahrens für jene beiden Zweige weiter verfolgte. Natürlich kommen auch die Arbeiten und Ausgaben der zwei Bearbeiter der griech. Lyriker, Schneidewin und Bergk, in Betracht, von jenem besonders noch seine Beiträge zur Kritik der poëtae lyrici graeci. Gött. 1844.

nimmt, was sich namentlich bei den nichtjonischen Elegikern zeigt. Die Trochäen in der Art, wie sie Archilochus verwendet hat, sind nach Inhalt und Geist eine Mittelgattung zwischen Elegie und Jamben und zeigen desshalb auch in ihrem Dialekt einen leisen Anflug des Epischen, welcher den Jamben fehlt und bei den Elegieen stärker ist. Alkman mischt dem lakonischen Dialekt Aeolismen, Stesichorus dem epischen Dorismen bei, wegen äusseren und inneren Zusammenhangs der Dichtungsart theils mit gegebenen Vorbildern, theils mit dem Stamme, dem sie angehören und aus dessen Art heraus sie dichten. Bei den Dithyrambikern herrscht eine Mischung der Sprache aus Epischem und Dorischem, doch nur so, dass das Letztere dem Epischen eine mässige dorische Färbung gibt; es hat aber auch der Dithyramb einerseits einen inneren Zusammenhang mit dem Epos, andererseits sind die älteren Dithyrambiker zumeist Dorier. — Hat aber einmal eine Dichtungsart ihren Dialekt festgestellt, so bleibt er ihr im Wesentlichen unabhängig von der Herkunft des Dichters als integrirendes Glied der Dichtgattung. Selbst die Jamben nehmen, wenn sie nach Attika verpflanzt werden, ihre jonische Sprache mit, wenn gleich das Attische durchschimmert, und der jonische Dichter Anakreon gibt, so weit er in innerem Zusammenhang mit dem äolischen Melos steht, seinen Liedern äolische Färbung. Bei Pindar endlich sind epischer, äolischer und dorischer Dialekt in solcher Weise gemischt, dass es schwer fällt, eines von den drei Elementen für überwiegend zu erklären (S. 78). Allein auch bei ihm sind für die Mischung specielle Gründe nachzuweisen: der epische bildet den Kern, weil die Hauptarten der pindarischen Dichtung mit dem Epos zusammenhängen, das Dorische bei ihm ist, wie bei Hesiod, delphisch wegen der Beziehungen des Dichters zu Delphi, und auch das Aeolische, welches sich nicht als böotisch, sondern als lesbisch ausweist, ist von Delphi herzuleiten, wo wie in Sparta von Terpander eine lesbisch-äolische Sängerschule gegründet war.

Diese Darstellung des Dialektverhältnisses bei den Lyri- Kritik dieser Ansicht.

kern ist gewiss überall richtig, wo sie auf den Ursprung einer Dichtgattung aus der anderen oder auf das Verhältniss von Meister zu Schüler und dergleichen greifbare und geschichtlich nachweisbare Rücksichten gegründet ist. Auch ist die Annahme, dass die Dialektmischung ein Ergebniss sorgfältiger Berechnung war, bis zu einem gewissen Grad richtig. Denn da eine universelle Schriftsprache nicht vorhanden und der heimische Dialekt für den Dichter nicht immer geeignet war, so musste Jeder, der eine bei einem andern Stamm heimische Gattung anwandte oder überhaupt eine universellere Richtung hatte, sich seine Sprache erst zurecht machen. Aber darin geht Ahrens zu weit, dass er diese Berechnung vom Standpunct des modernen Literaturhistorikers sich ausdenkt. Er sagt z. B. S. 79: „Musterhaft in ihrer Behandlung der Dialektmischung stehen besonders Archilochus, Simonides und Pindar da. Bei Archilochus sieht man in den Elegieen, den Trochäen und den Jamben eine dem Geist und Tone dieser Dichtungsarten aufs feinste angepasste Abstufung des Dialekts. Der Dialekt des Simonides in seinen melischen Gedichten verdient viel eher den Namen einer κοινή als der Pindarische. In ihm hat die epische Sprache als ein Gemeingut des hellenischen Volks unter weiser Beseitigung der störenden Elemente nur in so weit eine dorische und äolische Färbung erhalten, um den eigenthümlichen Geist der dorischen und äolischen Lyrik durchschimmern zu lassen; er enthält alle Elemente der edleren lyrischen Sprache in massvoller Eleganz vereinigt. Endlich Pindar hat nicht wie Simonides die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der verschmolzenen Dialekte zu zierlichen Masern in einer glatten Fläche abgeschliffen; er hat ihnen nur die rauhesten und unvereinbarsten Ecken abgebrochen und lässt sonst gleichsam die Geister dieser Dialekte auf einander platzen in dem sichern Bewusstseyn seiner Kraft, die Kämpfenden mit einem quos ego! zur Ordnung zu rufen und ihre Disharmonie zu einer befriedigenden Auflösung zu führen.“ Das ist doch offenbar gesprochen aus den Reflexionen

des analysirenden Historikers heraus und nicht aus dem Geiste des productiven, originellen, antiken Dichters, und es läuft auch bei dieser Darstellung wieder ein Missverhältniss zwischen den dem Dichter untergeschobenen Reflexionen und seinem sprachlichen Horizont mit unter. Was Ahrens Geist und Ton einer Dichtungsart nennt, bringt der Dichter in dem, was er vermeidet, wie in dem, was er anwendet, unbewusst, in genialer Weise in seine Gedichte; eine solche Handhabung der Dialekte aber, wie Ahrens sie annimmt, würde zum Mindesten die Kenntnisse und Forschungsart eines Alexandriners verlangen. Gewiss, Simonides und Pindar berechnen in ihrer Art ihre sprachlichen Mittel, aber nicht mit etwas, das für sie kein Gegenstand der Rechnung ist, sondern mit einem Messbaren, der Kunstform, dem Metrum und dem musikalischen Ton, so wie Beides ihnen in schulmässiger Tradition überliefert oder wenigstens in den wesentlichsten Typen vorgezeichnet ist. Die ursprünglichen originellsten Meister aber dichten ohne Berechnung aus ihrer genialen Natur und den ihnen geschichtlich gegebenen Verhältnissen heraus.

Nachweis des richtigen Verhältnisses an Archilochus und Pindar.

Heben wir, um klar zu machen, wie wir dies meinen, zwei der genannten Dichter, welche in dem Punct, den wir hier im Auge haben, entgegengesetzte Typen bilden, heraus, Archilochus und Pindar. Von Archilochus als Elegiker haben wir zwar zu wenige Bruchstücke, um von ihnen allein aus ein Urtheil zu begründen, aber man kann auf ihn die Art der andern Elegiker, die ihm folgen, übertragen. Wenn er nun die Casus auf -φι, die Endung -μι des Conjunct. Act., die Infinitive auf -εμεναι als gar zu alterthümlich oder die Distraction als der gewöhnlichen Sprache zu fern liegend vermeidet, so war diess dichterischer Instinct, nicht seine Anpassung an den Charakter der Gattung, ebenso wie die Aufnahme specifisch attischer Formen bei Solon sich unwillkührlich ergab. Man führt zwar ein Beispiel an, das am ehesten für eine solche Berechnung spräche, nämlich dass die Elegiker jonisch κ statt des epischen π in gewissen Pro-

Archilochus.

nominalformen anwenden, allein diess fällt für uns weg, sofern wir oben (S. 126) angenommen, dass dieses epische π wohl ebenfalls vor der attischen Redaction ein $\varkappa$ war, und wir nehmen gerade aus der Elegie einen weiteren Beweis für diese Ansicht. Noch mehr aber gab es sich ganz von selbst, dass die Jamben da, wo sie zuerst angewandt wurden, einfach den Volksdialekt wiedergaben. Es war ja ursprünglich ein Element volksthümlicher Sitte, beim munteren Feste der Demeter einander in Jamben zu verspotten; als nun Archilochus daraus eine Kunstgattung machte, hatte er einfach keinen Grund in anderem Dialekt zu sprechen als Jedermann, höchstens den Volksdialekt gewählter anzuwenden, sofern jede Kunst gewähltere Formen verlangt. Dahin möchte ich das rechnen, was Ahrens (S. 60) gerade als etwas berechneter Weise angenommenes Volksthümliches gegenüber dem Epos anführt, nämlich das Beibehalten des Augments, welches im Epos willkührlich gesetzt oder weggelassen wird. Wir haben oben (S. 138. 144) vermuthet, dass das Weglassen des Augments ursprünglich in der Volkssprache vorkam*) als eine Aphäresis, wie sie in jeder Sprache in der Erzählung angewandt wird, ähnlich wie wir im Deutschen erzählen: 'so ging's' statt 'so ging es' und wie sie auch der erzählenden Gattung in der Kunst, d. h. dem Epos nicht zuwider ist. Das Epos natürlich machte daraus eine dichterische Licenz. Bei den Jamben nun, die einen declamatorischen, leidenschaftlichen Ton haben, unterliess der Dichter — aber instinctiv — die Aphäresis, weil sie eben zum Ton nicht stimmte. — Wie mit den Jamben, so steht es mit den trochäischen Tetrametern. Sie sind ebenfalls eine neue Form, wie die Jamben durch Archilochus aus der volksthümlichen

*) Man schliesst zwar daraus, dass in der jonischen Prosa das Augment nur im Plusquamperfect und Iterativum fehlt, dass es auch in der jonischen Volkssprache sonst immer angewandt wurde, und eben davon geht die Argumentation von Ahrens aus, allein der angeführte Umstand beweist Nichts für die Volkssprache überhaupt. Denn die schriftstellerische Prosa macht ihre eigenen Regeln.

Weise demetrisch-dionysischer Feier hervorgezogen und zur Kunstform erhoben, wesshalb auch sie nur der gewöhnlichen Sprache zu folgen hatten. Wenn nun in ihnen die eine und andere epische Form sich findet, so ist diess lediglich als eine metrisch-sprachliche Licenz zu fassen, welche nicht verwunderlich ist bei einem Dichter, der in der Elegie den epischen Dialekt anwandte und den seine Virtuosität in der vielseitigsten Handhabung der Metren wohl dazu veranlassen konnte, dem Metrum zu lieb ferner liegende Sprachformen hereinzuziehen. Vollends, wie Ahrens thut, aus einer einzigen Form, dem *Διωνύσοιο**) in Fragment 77 (Bergk) den Beleg dafür zu entnehmen, wie Archilochus mit ungemeiner Feinheit seinen Trochäen, weil sie nach Inhalt und Geist eine Mittelgattung zwischen Elegie und Jamben bilden, einen leisen Anflug des epischen Dialekts gegeben, das geht denn doch zu weit.

Reflectirter freilich ist, das haben wir bereits zugegeben, Pindar. Während Archilochus vorherrschend originell, Erfinder von Dichtungsarten ist, gehört Pindar einer Zeit an, in welcher die lyrischen Gattungen schon festgestellt sind, er ist also abhängig von Vorgängern. In ihm laufen aber auch jene Momente zusammen, die wir oben als allgemeine Factoren der Weiterbildung der Sprache aufgezählt haben, und so verdient er auch, abgesehen davon, dass er für uns durch den Umfang des Erhaltenen der bedeutendste Vertreter der dorischen Lyrik ist, besondere Beachtung. Bei den Vorgängern Pindars nun, bei Ibykus, Simonides von Keos und Pindar.

*) Die Lesart *Διωνύσοι' ἄνακτος* wird allerdings als handschriftlich gesichert gegen G. Hermanns *Διωνύσου* beibehalten werden müssen. Hermann (ad Orph. p. 722) wollte das elidirte *Διωνύσοι'* verwerfen nach dem oben S. 145 A. angeführten Kanon der Scholien *A* zu Il. *Α* 35. Allein, wie schon oben angedeutet, dieser Kanon kann für das Epos gegolten haben, aber den Nachahmern unbekannt gewesen seyn; ohnediess fehlt hier der Grund, auf dem derselbe ruht, sofern er nur den Genitiv auf *-οιο* da fern halten will, wo er metrisch überflüssig ist. Hier ist er metrisch nicht überflüssig, sofern er den Hiatus *Διωνύσου ἄνακτος* vermeidet.

Bacchylides ist der epische Grund, auf den Stesichorus die Chorlyrik gestellt, in der Sprache fortwährend herrschend geblieben, die Dorismen sind untergeordnet, Aeolismen bieten die Handschriften mehrfach, doch sind sie zum Theil bestritten; jedoch alle äolischen Formen lassen sich kritisch nicht entfernen und diess genügt, vollends bei dem fragmentarischen Charakter des von diesen Dichtern Erhaltenen, vollständig, um bei einer principiellen Beurtheilung in Rechnung gezogen zu werden. Dass nun bei Pindar ebenfalls der epische Dialekt die breite Grundlage bildet, ist schon von G. Hermann *) und Böckh **) festgestellt worden und nun auch von Ahrens, der de dial. dor. p. 410 den dorischen als Grundlage nehmen wollte, nachträglich anerkannt (Verhandl. der Gött. Philol.-Vers. S. 72). Wir enthalten uns daher, die einzelnen epischen Formen bei Pindar aufzuzählen, wollen aber das, was bisher in dieser Beziehung beigebracht worden, dadurch ergänzen, dass wir einen Theil des pindarischen Wörterschatzes, der sowohl grammatisch wichtig ist als zu den bedeutendsten Stücken des materiellen dichterischen Apparats gehört, mit Homer zusammenstellen; ich meine die zusammengesetzten Nomina, die wir in grammatischer Beziehung schon einmal Gelegenheit hatten zu besprechen (oben S. 62 ff). Es sind ja diese Wörter zum grössten Theile Stücke der speciellsten poëtischen Technik, und nicht etwa für Epos und Lyrik gleichmässig durch die Volkssprache vermittelt.

*) G. Hermann, de dialecto Pindari observationes in opusc. I. p. 265—268. Seine allgemeine Charakteristik (p. 247) ist so einfach und treffend, dass sie auch ihrem Wortlaut nach verdient wiederholt zu werden: Est Pindari dialectus epica, sed colorem habens doricae, interdum etiam aeolicae linguae. Aliis verbis: fundamentum huius dialecti est epica, sed e dorica dialecto tantum adscivit Pindarus, quantum et ad dictionis splendorem et ad numerorum commoditatem idoneum videretur, repudians illa, quae aut interioris essent aut vulgaris aut certis in locis usitati dorismi. Nec primus fecit Pindarus sed secutus alios, ipse quoque post in exemplis habitus.

**) Böckh in dem Abschnitt de dialecto carminum Pindaricorum in Pindari opera I. p. 288—295. — Vgl. auch die Dissertation von Peter, de dialecto Pindari. Halle 1866.

Es ist nun nicht bloss zu bemerken, dass die formellen Motive der Zusammensetzung von Nomina, die wir oben (a. a. O.) für das Epos aufgezählt haben, bei Pindar wiederkehren, nur vielfach in noch weniger etymologisch genauer Weise als es zum Theil schon bei Homer der Fall ist und mit allen Eigenthümlichkeiten, welche die Nachahmung bezeichnen, sondern es ist ein reicher Schatz von zusammengesetzten Wörtern einfach herübergenommen. Ohne dass wir die zahlreich vorhandenen rechnen, in welchen das erste Glied der Zusammensetzung, d. h. das wichtigere gleich ist, wie in *αἰγιβάτης* gegenüber von homerischem *αἰγίβοτος* und *αἰγίλιψ*, in *αἰολοβρόντης* gegenüber von *αἰολομίτρης*, *ἀλεξίμβροτος* gegen *ἀλεξίκακος*, *ἀρχεδίκας* gegen *ἀρχέκακος* u. dgl., finden wir unter 207 pindarischen Zusammensetzungen folgende 51 vollständig von Homer entlehnte*): *ἀγακλεής*, *ἀγέρωχος*, *ἀγκυλότοξος*, *ἀγλαόκαρπος*, *ἀεθλοφόρος*, *ἀελλόπους*, *ἀκειρεκόμας* (homer. *ἀκερσεκόμης*), *ἀνδροφόνος*, *ἀργικέραυνος*, *ἀρηίφιλος*, *βαθύζωνος*, *βοάθοος* (homer. *βοήθοος*), *βοηλάτας* (homer. *βοηλασία*), *βοῶπις*, *γαιάοχος* (homer. *γαιήοχος*), *γλαυκῶπις*, *δαφοινός*, *δολοφραδής*, *ἑκάεργος*, *ἑκαταβόλος* (homer. *ἑκατηβόλος*), *ἑλικοβλέφαρος*, *ἑλικῶπις*, *ἁδυεπής* (homer. *ἡδυεπής*), *ἀλίβατος* (homer. *ἠλίβατος*), *ἀνίοχος* (homer. *ἡνίοχος*), *ἠύκομος*, *θεόδματος* (homer. *θεόδμητος*), *θεσπέσιος*, *ἰοχέαιρα*, *ἱππόδαμος*, *καλλιγύναιξ*, *καλλίκομος*, *κελαινεφής*, *κουροτρόφος*, *κυναγέτας* (homer. *κυνηγέτης*), *λιπαροπλόκαμος*, *μελιαδής* (homer. *μελιηδής*), *ναυσίκλυτος*, *ξεινοδοκέω* (homer. *ξεινοδόκος*), *οἰοπόλος*, *ὀνομάκλυτος*, *παμποίκιλος*, *πλάξιππος* (homer. *πλήξιππος*), *πρωτόγονος*, *πτολίπορθος*, *τηλεφανής*, *φαυσίμβροτος* (homer. *φαεσίμβροτος*), *χοροίτυπος* (homer. *χοροιτυπία*), *χρυσαλάκατος* (homer. *χρυσηλάκατος*), *χρυσόθρονος*, *ὠκύπορος*. Eine solche Fülle von Entlehnung zeigt, dass es sich hier nicht um blosse Reminiscenzen handelt, sondern um ein Studium des Epos, um ein Lernen in dessen Schule, eine Be-

*) Wir führen die Wörter selbst an, weil sie auch ihrem Charakter und Inhalt nach bezeichnend sind.

nützung des gewählten Vorgangs, wie sie eben nur möglich war auf Grund des nun schriftlich fixirten Textes.

Gegenüber dieser epischen Grundlage erscheint der Dorismus Pindars zwar stärker als der seiner Vorgänger, aber er beschränkt sich doch auch auf gewisse conventionell gewordne Erscheinungen, selbstverständlich ᾱ statt η, Eigenthümlichlichkeiten der Contraction (z. B. Dativ. *Μενέλᾳ*, Gen. *Ποσειδᾶνος*), die Declination von ὄρνις zu ὄρνιχος statt ὄρνιθος, Pron. τύ statt σύ, ἴσαμι für οἶδα, Endung der 3. Perf. Plur. Präs. Act. auf -οντι statt ουσι, Infinitiv auf -εν, und einiges Weitere, wovon unten. Noch mehr erscheinen die Aeolismen auf conventionelle Typen beschränkt, so namentlich ισ für νσ in Fem. Part. Präs. Act. auf -οισα statt -ουσα, 3. Plur. Präs. Act. auf οισι statt ουσι, Part. Aor. I. Act. auf αις statt ας (aus ανς), auf νν statt ειν aus εσν (κλεεννός für κλεεινός), wozu übrigens im epischen ἐρεβεννός eine Parallele vorliegt, αἴτημι für αἰτέω. Nun will Ahrens (dial. dor. p. 410 sq. Verh. der Gött. Phil.-Vers.) aus gewissen Formen, die er dem delphischen Dorismus zuschreibt, den Dorismus Pindars überhaupt auf eine delphische Schule zurückführen und wohl, obgleich diess nicht ganz deutlich gesagt ist, in ihrer Reception eine delphisch-hieratische Tendenz finden. Auch sollen im Zusammenhang damit die pindarischen Aeolismen aus der von Terpander her äolisch gefärbten delphischen Schule stammen. Allein diese Ansicht ist vollständig hinfällig. Die zum Beweis angeführten Formen sind der in zwei Beispielen sicher vorkommende Acc. plur. der zweiten Declination auf ος in νᾶσος Ol. 2, 71 ἐσλός Nem. 3, 29 (al. 50), ἐν statt εἰς und die Elision des ι von περί, wofür dial. dor. p. 357. 411 fünf Beispiele beigebracht werden. Diese Formen finden sich nun zwar in dem Amphiktyonendecret (C. Insc. graec. n. 1688, dialektisch besprochen bei Ahrens dial. dor. p. 484 sqq.) beisammen, sind aber nicht bloss delphische, sondern der Acc. plur. auf -ος gehört verschiedenen dorischen Zweigen an (vgl. die Beispiele dial. dor. p. 172), ἐν statt εἰς war auch böotisch und

thessalisch (dial. dor. p. 359 f.); endlich war die Elision des ι von περί, wie abermals aus den eigenen Anführungen von Ahrens (dial. dor. p. 357) hervorgeht, weiter verbreitet, als bloss im nördlichen Griechenland und findet sich ja auch in den keinem bestimmten Dialekt zugewiesenen hesychischen Glossen περόσχια, περώσιον, περομνύναι. Ferner wenn man in der Reception von delphischen Formen eine Tendenz erblicken wollte, so müsste diese sich doch vorherrschend oder ausschliesslich in den pythischen Oden zeigen, oder müsste, wo sie sonst auftreten, eine Beziehung der betreffenden Ode auf Delphi nachzuweisen seyn, was Alles nicht der Fall ist. Auch müsste sich eine delphische Schule in einer grösseren Zahl von Formen verrathen, wie namentlich der Dativ Plur. der 3. Declination auf -οις (ἀγώνοις) zu erwarten wäre.*) Wesshalb sollen wir also in jenen angeblichen delphischen Dorismen, wenn sie auch sonst in der lyrischen Sprache nicht nachzuweisen sind, etwas Andres sehen, als sprachliche und metrische Licenzen, welche der damals universellste Dichter Griechenlands dem ihm bekannten Sprachmaterial entnahm? Fallen aber die delphischen Dorismen, so ist vollends kein Grund mehr vorhanden, für die Aeolismen Anknüpfung in Delphi zu suchen, so wenig wie für die Spuren äolischer Formen bei den Vorgängern Pindars. Vielmehr für diese ganze Classe der Lyriker beruht die Versetzung des epischen Dialects mit Formen der beiden Nebendialekte darauf, dass die metrisch musikalische Kunstform, die sie anwandten, theils dorisch theils äolisch war. Mit den Massen und Tonarten sind die Sprachformen Hand in Hand gegangen, diess hat sich vom Meister zum Schüler vererbt, und nur das Mass der Anwendung und Mischung ist individuell verschieden. Um diese anzunehmen, ist es durchaus nicht nöthig nachzuweisen, dass den Epinikien dorischer

*) Vgl. die Beispiele davon bei G. Curtius, die sprachliche Ausbeute der neu entdeckten delphischen Inschriften in Ber. der sächs. Gesellsch. der Wissensch. Phil. hist. Classe Band XVI. S. 216 ff., speciell 223 f.

Weise die Dorismen, denen in äolischer die Aeolismen zugehören. Eine solche Vertheilung in strengem Sinn findet sich jedenfalls nicht: es genügt in dieser Beziehung auf Olymp. 1. zu verweisen, ein nach v. 102 in äolischer Tonart gehaltenes Lied, in welchem sich zwar Aeolismen finden (*φαεννόν* v. 6, *ἐπιφέροισα* v. 31., *ζέοισαν* v. 48. *κλέψαις* v. 60,) aber daneben auch Dorismen, worunter der jedenfalls seltene und desshalb sogar auffallende Infinitiv *γαρύεν* v. 3. Dagegen wollen in gewisser Beziehung G. Hermann und Böckh, freilich in verschiedener Art, allerdings einen inneren Zusammenhang zwischen der Weise des Lieds und dem Dialekt herausfinden. So sagt Böckh (a. a. O. S. 292 f.): Doricorum Pindari canticorum dictio communis fere lyrici carminis est; Aeolica vero quo maior existat tumor, maior poësis audacia et licentia modis numerisque apta, reconditas recipit vocabulorum formas Doricas Aeolicasque: ita tamen ut pro sono metrique ratione aut alia ex causa qualicunque vulgares etiam formae vel in eodem cum reconditioribus carmine poni queant; Lydia ut media numero sunt inter Dorica et Aeolica, ita dialectum quoque mediam quodammodo retinent, hoc est vulgarem Doricorum, assumptis tamen passim sed rarius iis formis, quae Aeolicis tribuebantur. Wir enthalten uns eines Urtheils über diese Frage, die um so schwieriger zu entscheiden ist, als die dafür angeführten Beweisstellen mehrfach kritisch unsicher sind. Uns genügt vollkommen das allgemeine Verhältniss, dass in dem technischen Apparat des lyrischen Dichters sowohl dorische und äolische Weisen als die Sprachformen beider Dialekte neben einander sind; wir halten uns einfach an den allgemeinen Eindruck von den Vortheilen, welche der Dichter durch solche Dialektmischung erhält, und finden darin auch ein genügendes Motiv für das Mass und Verhältniss der Mischung neben den andern schon angeführten literaturgeschichtlichen Motiven. Jene dialektischen Sonderformen geben ausser metrischer Bequemlichkeit hauptsächlich eine schöne Abwechslung des Vocalismus, was in musikalischer Beziehung bekanntlich

von grossem Werthe ist. Dass namentlich der dorische Dialekt durch den bessern Klang seiner Vocale besonders geeignet war für den Gesang, hat schon G. Hermann (Ausg. von Aristot. Poëtik S. 153) bemerkt. Wie weit gerade Pindar in der Vertheilung dieser lautlichen Motive den Andern überlegen war, können wir nicht mehr beurtheilen, sein Verfahren dabei ist jedenfalls, wenn wir es von diesem technischen Gesichtspunkt aus betrachten, ein andres als das in so hochpreisenden Worten von Ahrens angegebne, bleibt aber dafür innerhalb des einem Dichter dieser Zeit zuzuschreibenden sprachlichen Horizonts. Möglich, dass ausserdem als nicht nur factisches Resultat sondern auch als im Bewusstsein eines Pindar liegend, der Gesichtspunkt anzunehmen ist, dass in solcher Handhabung verschiedner Dialekte die Zusammengehörigkeit und Einheit der griechischen Nation, wie sie sich in den grossen nationalen Festen darstellte, Ausdruck fand. Vollendet wird freilich sein Werk in dieser Beziehung erst durch die tragischen Dichter Athens.

Die Anfänge der griechischen Prosa und ihre Bedeutung für die Sprache.

Noch ehe aber die attischen Tragiker auftraten, hatte bereits auch eine g r i e c h i s c h e P r o s a angefangen sich zu entwickeln und zwar wie das Epos auf jonischem Boden. Die Vertreter dieser Schriftstellerei sind die Philosophen und Geschichtschreiber, die letzteren bekannt unter der Bezeichnung der Logographen. Indess diese beiden Classen tragen vorerst zur Weiterbildung der Dialekte oder einer universellen Sprache wenig bei. In gewisser Beziehung freilich hat auch die bescheidenste Uebung prosaischen Stils Bedeutung dadurch, dass sie strebt nach Regeln zu schreiben, während die Dichtkunst wegen der Bedürfnisse des Metrums stets eine gewisse Manchfaltigkeit begünstigt; es ist z. B. dieser grammatische Sinn, welcher den Nachfolger der Logographen, Herodot, veranlasst constant den Dativ Plur. auf *-οισι* zu gebrauchen, obgleich schon Homer die kürzere Form *οις* hat, ferner beharrlich sich des *ν ἐφελκυστικόν* zu enthalten, der überhaupt überall da sich zeigt, wo er ältere oder constante Formen hat, gegenüber im jonischen Dialect gleichzeitig vorhandnen

jüngeren oder schwankenden. Allein um solchen für die Bildung einer classischen Sprache höchst wichtigen Charakter der Prosa bei diesen Anfängern zu constatiren, müssten wir grössere zusammenhängende Stücke von ihnen haben, welche uns die regelmässige Anwendung derselben Form zeigten; solche fehlen jedoch vollständig. Sonst aber erscheint, wie gesagt, diese Prosa gegenüber der gleichzeitigen Höhe der Dichtkunst sprachlich sehr untergeordnet. Bei den Philosophen, welche prosaisch schrieben, wie Pherekydes, Anaximander, Anaximenes, Heraklit, überwog zu sehr der Inhalt über die Form und war diese selbst mit ihren kurzen gnomischen Sätzen zu wenig an einen Zusammenhang gebunden. So ist es denn auch für diese formelle Seite bezeichnend, dass diejenigen, welche ihre Philosophie in künstlerischer Darstellung geben wollten, in Versen und episch schrieben, wie Xenophanes und Parmenides. Die Logographen aber sind einfache, schlichte Erzähler, zunächst auftretend als Jonier unter Joniern; aber allerdings haben ihre Erzählungen in ihrer jonischen Form bald allgemeinere über Jonien hinausgehende Bedeutung gewonnen, so dass, wie bei der Poesie, die Sprache mit der Kunst auswanderte und wer wie der argivische d. h. dorische Akusilaus in dieser Weise schreiben wollte, diess jonisch that. Auf eine wirklich höhere Stufe künstlerischer Darstellung wurde aber diese Art zu schreiben erst in Athen gebracht und erst nachdem dort die Dichtkunst die Sprache zur Classicität gebracht hatte. Wir müssen uns desshalb um diesen Process der Vollendung der griechischen Sprache in ihrer litterarischen Bildung zu erkennen, nunmehr dem attischen Dialekt zuwenden.

Der Begriff 'attischer Dialekt'.

Es ist hergebrachte Redeweise, vom attischen Dialekt zu sprechen als von der gewöhnlichen Sprache der Einwohner Attikas, parallel dem jonischen, äolischen und dorischen Dialekt als der Volkssprache jonischer, äolischer und dorischer Gegenden. Allein wenn ein Unterschied zwischen der attischen Sprache und diesen Dialekten schon darin gegeben

ist, dass Attika mehr ein Begriff der politischen Geographie als der Stammesgeschichte ist, so fehlt es auch sonst nicht an Argumenten, welche zu einer Kritik der hergebrachten Vorstellung Veranlassung geben.

Strabo sagt zu Anfang des achten Buchs seiner Geographie (B. VIII. p. 333), wo er von den griechischen Dialekten spricht, der eine sey der jonische, den er für identisch mit dem altattischen annehme, denn in Attika seyen ursprünglich Jonier gewesen und von diesen stammten die kleinasiatischen Jonier ab. Diese Aeusserung ist zwar wegen des vagen Begriffs 'altattisch' ungenügend, um zu beweisen, dass noch um die Zeit, in welcher die attische Literatur entstand, in Attika vom Volk das reine Jonisch gesprochen wurde, auch könnte sie Strabo aus der ethnologischen Genealogie, welche die kleinasiatischen Jonier von Attika herleitet, als seine Ansicht abstrahirt, nicht als geschichtliche Thatsache irgendwo entnommen haben; allein sie rechtfertigt sich doch in einer weit herabgehenden Ausdehnung als richtig. Waren in Attika Jonier zu Hause, so ist nicht abzusehen, wesshalb die Sprache zunächst nicht jonisch geblieben seyn sollte; denn in den Jahrhunderten von der Auswanderung eines Theils derselben nach Asien bis zu den Zeiten des geistigen und politischen Höhepuncts von Athen ist kein Element nachweisbar, das ein wesentliches Abweichen der Volkssprache vom jonischen Dialekt hätte herbeiführen können. Natürlich wird, wie es verschiedene Unterarten des jonischen Dialekts in Kleinasien gab, *παραγωγαί*, wie sie Herodot 1, 142 nennt, so auch die attisch-jonische Sprache ihre Eigenthümlichkeiten gehabt haben; so scheint es, dass die Aspiration von Tenues frühe ansetzte, woher *δέχομαι, αὖθις*, wohl auch die aspirirten Perfecta, dass ferner unter dem Einfluss der Dialekte des Festlandes *κ* mehrfach in *π* sich verwandelte, wo die kleinasiatischen Jonier es behielten, aber in den eigentlich typischen Formen sprach man jonisch, und namentlich blieb die bezeichnendste und am meisten in die Ohren fallende Eigenthümlichkeit, *η* für *α*,

jedenfalls vorherrschend. Dafür sprechen die inschriftlichen Urkunden und die Fragmente Solons: in den attischen Inschriften findet sich noch weit herab ins fünfte Jahrhundert als Dativ plur. der ersten Declination ησι oder ηοι statt αις; z. B. C. inscr. graec. I. 71, nach Böckh in die Zeit kurz vor 445 v. Ch. fallend, sodann in den Rechnungsablagen der attischen Schatzmeister aus der zweiten Hälfte des 5. Jhrh. v. Ch. (Corp. insc. graec. I. nn. 137. 199) προνήιον statt πρόναον (z. B. n. 138, 6 u. sonst), andrerseits schwanken schon in den Elegieen Solons die Handschriften häufig zwischen α und η*), aber es gibt Stellen, in welchen nach ρ und Vocalen übereinstimmend ᾱ erscheint: ἡμετέρα 4, 1 Bergk, ibid. v. 32 δυςνομία v. 38 εὐνομία, während η bei Solon herrscht. Daraus zusammen muss man auf ein Schwanken der Attiker nach ρ und Vocalen schliessen, aber auch, dass nach Consonanten das ächt griechische η noch vorhanden war. Diess sind freilich spärliche Beweise für den jonischen Charakter des ältern Attischen; allein wir können mit einem allgemeineren Argument zu Hilfe kommen: wenn Herodot noch i. J. 446 v. Ch. an den grossen Panathenäen zu Athen seine in jonischer Sprache gehaltene Geschichte vortrug, wenn Anaxagoras und er trotz ihrer Niederlassung in Athen oder, wie Herodot in Thurii unter attischen Colonisten jonisch schrieben, so genügt es zur Erklärung davon angesichts des damaligen Standpuncts von Athen nicht zu sagen, dass eben die früheren Philosophen und die Logographen den jonischen Dialekt eingeführt, sondern es setzt diess voraus, dass der attische Volksdialekt noch damals wenigstens insoweit jonisch war, dass solche Vorträge und Schriften von Athenern als etwas Eigenes gefühlt werden konnten. Ist dem aber so, so kann, was wir attischen Dialekt nennen, d. h. die Sprache, wie sie von Aeschylus zu Euripides, von

*) Vgl. Schneidewin in Beitr. zur Kritik der griech. Lyriker S. 43. Renner, de dial. poës. eleg. p. 163—167, welch letzterer zu radical η überall restituiren will.

Thukydides bis Demosthenes mit unbedeutenden Aenderungen als ein Ganzes erscheint, nicht unmittelbar aus der Volkssprache zur Schriftsprache gemacht worden seyn, sondern muss neben dem, dass sie selbstverständlich in Berührung blieb mit der heimischen Alltagssprache, einen andern Ursprung gehabt haben, muss Kunstsprache gewesen seyn ähnlich wie Pindars Dialekt. Und es lässt sich nun auch nachweisen, dass sie in dem, worin sie sich von der jonisch klingenden Volkssprache unterschied, in erster Linie ausging von Homer, in zweiter von dem in der Lyrik conventionell gewordenen Dorismus, wobei denn noch — theils schon bei den Dramatikern, noch mehr aber in der Prosa — der oben schon erwähnte Trieb einer vorgeschrittnen Schriftsprache nach festen Regeln sich geltend macht.

Der allgemeine Einfluss des Epos auf die Tragiker.

Der Einfluss Homers auf Aeschylus, der selbst seine Tragödien *τεμάχη τῶν Ὁμήρου μεγάλων δείπνων* nennt (Athen. 8, 39), und auf Sophokles, den das Alterthum *Ὅμηρος τραγικός* (Suidas s. v. *Πολέμων*) u. dgl. nannte, — bei Euripides hat es für unsern Gesichtspunkt keine Bedeutung mehr — ist im allgemeinen von der Literaturgeschichte anerkannt und monographisch hinsichtlich der gewählten Gegenstände, der Charaktere, der Mythen, dichterischen Wendungen, des Wörterschatzes und einzelner Sprachformen nachgewiesen worden.*) Es gilt für diese Dichter, was wir schon bei Pindar angeführt, in noch höherem Grade, dass nämlich solcher Einfluss ein tiefgehendes Studium des schriftlichen Homers voraussetzt.

Das grammatische Verhältniss der attischen Sprache zur epischen.

Allein dieser literaturgeschichtliche Standpunct erschöpft das Verhältniss der tragischen Dichter zur Sprache nicht. Wir müssen vielmehr die attische Grammatik, wie sie im Wesentlichen schon im Dialog der Tragiker erscheint, den vorhergehenden Sprachstufen, insbesondre der epischen gegen-

*) Vgl. Lechner, de Aeschyli studio Homerico. Erlangen 1862. Ders. de Sophocle poëta *Ὁμηρικωτάτῳ*. Erlangen 1859, woselbst auch die sonstige zahlreiche Literatur über den Gegenstand angeführt ist.

über stellen. Der Trimeter des Dialogs macht zwar auch noch gewisse Sonderansprüche an mehrfache Formen und ist noch nicht die Vollendung der attischen Schriftsprache, aber er folgt doch schon bedeutend mehr festen Sprachregeln als jede der vorhergehenden Dichtungsarten. In der attischen Lautlehre nun finden wir die vorhin der jonischen Volkssprache Attikas vindicirten Lautneigungen der Aspiration und der Verwandlung von *κ* in *π* recipirt. Aber bei dem *ν ἐφελκυστικόν* ist das Bestreben, seinen Gebrauch zu regeln, offenbar dem Homer entnommen. Die Dichter gebrauchen es nämlich wie dieser um Position zu machen und Hiatus zu vermeiden, die Prosaiker, für welche das erstere Bedürfniss wegfällt, vorzugsweise, wenn auch nicht ausschliesslich für das Zweite, während Herodot vom rein jonischen Standpunct aus es verschmäht. Im Vocalismus mag es eine Besonderheit attischer Lautneigung oder vielmehr -abneigung seyn, dass die Gruppe *ηυ* nur da geduldet wird, wo sie mechanisch entsteht, wie in *ηὔξανον* von *αὐξάνω*. Dagegen ein für unsre Frage geradezu entscheidendes directes Verhältniss besteht zwischen den homerischen und attischen Contractionsgesetzen. Angesichts der Thatsache, dass jeder wirkliche, auf natürlicher Grundlage ruhende Dialekt nach der localen Verschiedenheit der physiologischen Neigungen die Contraction der Vocale in verschiedenem Grad und verschiedener Art annimmt, ist es gewiss nicht zufällig, dass die Reihe der attischen Contractionen, wenn wir sie so herausstellen, wie es in jeder Grammatik schematisch geschieht, weder bestimmten eigenen Gesetzen folgt noch mit dem jonischen oder einem andern natürlichen Dialekt harmonirt, sondern sich nahezu deckt mit der homerischen Contraction und nur in Ausnahmen abweicht, welche sich rationell erklären lassen. Die Hauptdifferenz zwischen attischer und homerischer Contraction ist die, dass jene consequent durchgeführt ist, also eine grammatische Regel bildet, während die epischen Dichter den noch unentschiedenen Sprachgebrauch benützen, um aus dem Mass der Anwendung eine

metrische Licenz zu machen. Der Qualität nach ist die beiderseitige Anwendung nur darin verschieden, dass *εο* bei Homer wie meistens auch in den andern Dialekten zu *ευ* wird, attisch zu *ου*. Es finden sich zwar auch bei Homer schon einzelne Ansätze zur Contraction in *ου* bei den Genitiven *δείους* und *σπείους* für *δέεος*, *σπέεος* offenbar gewählt, um das weniger gut und bequem klingende *δέευς*, *σπέευς* zu vermeiden; allein dieser Ansatz zur Contraction in *ου* ist doch zu vereinzelt, um eine attische Regel zu bestimmen. Ebenso sind die Spielarten des dorischen Dialekts, welche die Contraction in *ου* haben, die megarische, rhodische, coreyräische, sicilische (Ahrens dial. dor. p. 216) zu unbedeutend oder zu entlegen und namentlich zu wenig in der Literatur vertreten. So wird wohl hier eine specifisch attische Lautneigung vorliegen, deren Reception vielleicht vom Gesichtspunct grammatischer Consequenz begünstigt war dadurch, dass sonst überall wo der O-Laut einen Theil der zu contrahirenden Gruppen bildet, derselbe in irgend einer Art erhalten ist; es werden *αο*, *ηο*, *οα*, *οη*, *αου*, *ηου* zu *ω*, *οε* zu *ου*, *εοι* zu *οι*, *οει* zu *οι* (*δηλόεις*, *δηλοῖς*) oder zu *ου* (*οἰνόεις*, *οἰνοῦς*), und dem entspricht es mehr, wenn *εο* zu *ου* als wenn es zu *ευ* wird. Wie man aber auch das *ου* aus *εο* erklären mag, es fällt gegen die sonstige Reihe der übereinstimmenden Fälle nicht in's Gewicht. — Weiter erklären sich in der Durchführung der attischen Contraction die Ausnahmen von der Regel leicht vom grammatischen Gesichtspunct aus, sobald wir die Gesetze der Analogie anwenden, wie wir sie im zweiten Capitel ausführten. Es sind nämlich diese Ausnahmen motivirt durch die Anziehungskraft, welche feststehende Typen der analogen Flexionsendungen ausüben. Wir haben oben schon (S. 91 f.) als Beleg für dieses Gesetz angeführt, wie *εα*, welches der Regel nach zu *η* werden soll (vgl. *ἔαρ*, *ἦρ*) in den Neutr. plur. *ὀστέα*, *χρύσεα*, *εὐκλεέα*, die Homer überhaupt nicht contrahirt, zu *ὀστᾶ*, *χρυσᾶ*, *εὐκλεᾶ* sich zusammenziehe, weil man die grammatisch feststehende Endung -*α* dieses Falls nicht aufgeben und sie doch auch nicht un-

contrahirt lassen wollte. Ebenso wurden, während οη und οα in ω sich verwandeln (δηλόητε δηλῶτε, αἰδόα αἰδῶ), ἁπλόη zu ἁπλῆ, ἁπλόα zu ἁπλᾶ, jenes um den Typus der Femininendung η, dieses wiederum um den der Neutralendung α nicht aufzugeben. So wird es auch aus einem grammatischen Grund zu erklären seyn, wenn wir statt der homerischen Genitive Ἀτρείδαο oder Ἀτρείδεω attisch Ἀτρείδου finden, nämlich aus der Analogie der sonst die verwandten männlichen Namen begreifenden o-Declination. G. Curtius (Schulgramm. § 122 Anm.) nimmt hier bei den Attikern den Durchgang durch Ἀτρείδεο an, allein eine solche Mittelstufe ist nirgends zu erweisen. — Sonst gilt bekanntlich die Vocalgruppe εω als eine specifische Eigenthümlichkeit der attischen Sprache: ὁ νεώς, τοῦ βασιλέως, τῆς πόλεως, τῆς νεὼς (von ναῦς) nennt man ja κατ' ἐξοχήν attische Formen. Allein diess εω beruht durchaus auf homerischem Vorgang, es tritt bei den Attikern wie bei Homer wenn nicht in denselben Wörtern, so doch nach derselben Lautregel, dem sog. Quantitätsumschlag ein statt ᾱο oder ηο (νᾱός, βασιλῆος, πόληος, νηός). Attisch ist wiederum nur die consequentere Anwendung der bei Homer erst ansetzenden Regel.

Eigenthümlich tritt der grammatische Standpunct der Attiker auch auf in der Regelung des Acc. sing. der Nomina auf Nominativ -ις. Nach der Etymologie zerfallen diese in zwei Classen: reine ι-stämme und Dentalstämme; zu jenen gehört πόλις, zu diesen χάρις, κόρυς, ἐλπίς. Da in den letzteren der Dentallaut nach griechischem Lautgesetz nur vor dem Sigma zu schwinden hat, so sollte er in den andern Casus durchweg wiederkehren, also nicht bloss in Gen. χάριτος, κόρυθος, sondern auch in χάριτα, κόρυθα, wie in ἐλπίδα. Bei Homer hat sich das etymologische Verhältniss noch geltend gemacht; so ist κόρυθα der gewöhnliche Accusativ von κόρυς, daneben findet sich aber auch κόρυν Ν 131. Π 215. Den Attikern dagegen ist das ursprünglich etymologische Verhältniss ganz entschwunden, sie wollen aber andererseits auch nicht das Schwanken der homerischen Formen,

daher theilen sie nun die zwei Accusativformen, die consonantische und vocalische nach einem neuen grammatischen Princip, dem Accent, und schaffen Ordnung durch die neue Regel, dass die Barytona den Accusativ auf *ν* haben, die Oxytona den auf *α* mit dem Dental.

Wir haben im Vorstehenden einzelne Casusformen von *ναῦς* und *πόλις* verglichen. Das Verhältniss der Attiker zu Homer ist hier aber ein solches, dass es beinahe schematisch berechnet erscheint. Stellen wir Folgendes zusammen:

	Jonisch	Homerisch	Attisch
1)	νηῦς	νηῦς	ναῦς
	νεός	νηός, νεός	νεώς
	νηΐ	νηΐ	νηΐ
	νέα	νῆα, νέα	ναῦν
	νέες	νῆες, νέες	νῆες
	νεῶν	νηῶν, νεῶν	νεῶν
	νηυσί	νηυσί, νήεσσι, νέεσσι	ναυσί
	νέας	νῆας, νέας	ναῦς
2)	πόλις	πόλις	πόλις
	πόλιος	πόλιος, -εος, -ηος	πόλεως
	πόλι	πόλι (?), -ει, -ηι	πόλει
	πόλιν	πόλιν	πόλιν
	πόλιες	πόλεις, -ηες	πόλεις
	πολίων	πολίων	πόλεων
	πόλισι	πολίεσσι, πόλεσι	πόλεσι
	πόλιας, -ις	πόλιας, -ις, -εις (?), -ηας	πόλεις.

In beiden Paradigmen erklären sich die attischen Formen nicht vom jonischen Dialekt aus, sondern nur vom homerischen, der modificirt worden ist durch specifisch attische Lautverhältnisse oder durch die Rücksicht grammatischer Consequenz. Der homerischen Conjugation liegt, wo sie von der jonischen abweicht, der ältere Stamm *νη* oder vielmehr *νηϝ* aus *νᾱϝ* zu Grunde, dessen *ϝ* zwischen Vocalen schwand und vor Consonanten sich in *υ* verwandelte. Die attische Flexion

würde ganz willkührlich erscheinen, wenn wir sie für sich nehmen würden, sie erscheint aber rationell eklektisch, sobald wir die bisherigen Gesichtspuncte anwenden: νηΐ und νῆες, die von ναῦς her unverständlich wären, erklären sich einfach als von Homer entnommen; in ναῦς und ναυσί ist das dem attischen Mund unangenehme ηυ durch αυ ersetzt; ηο ist der Regel des Quantitätsumschlags nach zu εω geworden, daher νεώς und νεῶν. Dem Gesichtspunct des grammatischen Schemas gemäss hat sich der Accusativ des Singularis nach seinem Nominativ gerichtet, der Accusativ des Plurals nach dem des Singularis, Beides, weil die ursprünglich consonantisch auslautende Natur des Stammes νηϝ den Attikern entfernt nicht mehr im Bewusstseyn war. Ganz ähnlich bildet κλεῖς neben dem etymologisch richtigen κλεῖδα und κλεῖδας auch κλεῖν und κλεῖς (vgl. oben S. 92). — Bei πόλις erklären sich πόλεως, πόλει, πόλεσι lediglich vom homerischen πόληος, πόλει, πόλεσι aus, der acc. plur. πόλεις ist grammatische Consequenz des Nominativs.

Endlich gibt es Eigenthümlichkeiten der attischen Conjugation, welche specifisch attisch heissen, aber wieder nur Consequenzen aus homerischen Vorgängen sind, ich meine die attische Reduplication und das attische Futurum. Unter jener versteht man diejenige Reduplication im Perfect und Aorist, welche bei vocalisch anlautenden Stämmen statt zu augmentiren den Stamm selbst wiederholt und zwar vollständiger als es bei der gewöhnlichen Reduplication der consonantisch anlautenden geschieht. Nun ist aber diese volle Wiederholung des Stammes selbst nichts Anderes als das ursprüngliche Wesen der Reduplication und unter den 30 griechischen Verben, bei denen diese Erscheinung überhaupt vorkommt, finden sich 20 theils bloss in der epischen Sprache (wie ἀλάλημαι, ἀκάχημαι, ὄρωρα, ὄπωπα u. a.), theils schon bei Homer (ὄλωλα, ὄδωδα, ἤγαγον); von den übrigen, die im Jonischen und Attischen dazu kamen, wie das bloss jonische ἀραίρηκα, mag das eine oder das andre in der älteren Sprache auch schon dagewesen seyn und nur eben in der

dichterischen Sprache nicht vorkommen; attisch ist also hier nur die Erweiterung der dichterisch alterthümlichen Analogie, welche wohl nicht von der Volkssprache ausging, sondern von den attischen Dichtern. — Attisches Futurum nennt man einige wenige Futurformationen, in denen das σ nach ε und α, also zwischen Vocalen geschwunden ist, worauf dann die zwei zusammentreffenden Vocale contrahirt werden: τελέσω, τελέω, τελῶ; βιβάσω (von βιβάζω), βιβάω, βιβῶ; ἐλάσω, ἐλάω, ἐλῶ. Diesen folgen dann in erweiterter Analogie auch von denen auf -ιζω die mehr als zweisylbigen κομίζω, κομίσω, κομιῶ. Auch hiefür findet sich der Vorgang bei Homer, welcher die Future καλέω und τελέω hat. Die Attiker haben nur weitere Fälle beigefügt und nach dem Schwinden des Sigma die Contraction durchgeführt.

Allerdings weist nun aber die attische Schriftsprache einen sehr wesentlichen Unterschied vom jonischen Dialekt sowohl wie von Homer auf in der Anwendung des ᾱ statt η. Wir haben hier nicht die lyrischen Partieen der Tragödie im Auge, sondern den Dialog und die Prosa. In den Chorliedern ist das dorische ᾱ ein Element der Kunstform, nicht in demselben Masse, aber mit demselben Charakter angebracht wie bei Pindar, und desshalb thun die, welche den Dorismus der tragischen Chöre behandeln, Recht daran, seine Anwendung mit Beziehung auf die verschiedenen Versmasse zu untersuchen.*) Abgesehen von den Chorliedern aber wird es sich mit der Reception des ᾱ folgendermassen verhalten: wir haben oben gesehen, dass noch im fünften Jahrhundert v. Chr. η und ᾱ sich neben einander fanden, aber ebenso andererseits im sechsten α nach ρ und Vocalen schon angesetzt

*) Im Allgemeinen ist zu vergleichen Ahrens dial. dor. p. 126 ff. Lobeck zu Phrynichus p. 428—32. Specielle Dissertationen sind die von Althaus de tragicorum graecorum dialecto. Berlin 1866. Dressel de dorismi natura atque usu in tragoediarum graecarum diverbiis et anapaestis. Jena 1868. Gerth, quaestiones de graecae tragoediae dialecto in Curtius Studien I. 2, 191 sqq., welch letzterer darin fehl geht, dass er die epischen Bestandtheile der tragischen Sprache durch Pindar vermittelt seyn lässt.

hatte. Die Literatur machte daraus allmählich eine feste Regel und gewann damit ausser der grammatischen Ordnung auch noch eine schönere Abwechslung des Vocalismus. Dass ausserdem in kriegerischen, palästrischen und musischen Ausdrücken, die von den Doriern entlehnt wurden, das ᾱ mit hereinkam, hat Lobeck (ad Phryn. p. 430) bemerkt; es ist diess aber ein untergeordneter Punct, der auch nicht ausschliessend sich geltend macht, indem daneben κυνηγός u. s. w. sich findet. — Dorisch heissen in der attischen Grammatik auch die Futura auf -οῦμαι (πλευσοῦμαι, πνευσοῦμαι, φευξοῦμαι). Diese sind im Dorischen selbst lautgeschichtlich begründet, das Attische aber hat sie wohl recipirt aus Vorliebe für contrahirte Formen. Uebrigens findet sich, wie wir (oben S. 125) gesehen haben, éine solche Form, ἐσσεῖται, auch bei Homer.

Zusammenfassende Charakterisirung der attischen Sprache.

Mit dem Allem wird es sich nun rechtfertigen, wenn wir in der Sprache der attischen Literatur nicht einfach einen zum gebildeten Gebrauch hergerichteten Volksdialekt sehen, sondern eine Kunstsprache, gebildet als solche von den dramatischen Dichtern im Anschluss an das Epos und in geringerem Grade an die Chorlyrik, natürlich in steter Fühlung mit dem eigenen Volksdialekt, der ja der Sprache des Epos von Hause aus nahe stand. Ein eingehendes und grammatisch reflectirendes Studium Homers — insoweit als damals überhaupt von grammatischer Reflexion die Rede seyn kann — ist von Seiten der attischen Dichter um so leichter denkbar, als ja schon die pisistrateische Textredaction Homers, mag man ihre Aufgabe auch noch so beschränkt denken, ein solches Studium verlangte und durch dasselbe, übrigens mit Aenderungen des Textes (Genit. auf ου statt οο, δέχομαι statt δέκομαι, π statt κ und was sonst der Art oben (S. 139 f.) erwähnt worden), die Tradition für alle Folgezeit normirte. In solchem Zusammenhang mit den früheren Stufen der Dichtung konnte diese vom Drama angewandte Sprache um so mehr die Ausdrucksweise auch der Redner, der Prosaiker, überhaupt aller Gebildeten in Attika werden, als ja Homer und die Lyriker die Grundlage des allgemein verbreiteten

Schulunterrichts waren.*) Zugleich aber wurde durch diesen Process sorgfältiger und regelmässiger Sprachbildung verbunden mit massvoller Reception epischer und dorischer Elemente die attische Sprache innerlich befähigter als jede andere, die allgemeine Bildungssprache für ganz Griechenland zu werden, dadurch die centrale geistige Stellung Athens auch ihrerseits zu unterstützen und zu repräsentiren, überhaupt das zu seyn, was man in dem Namen einer classischen Sprache zusammenfasst.

Mangel einer gelehrten Behandlung der Sprache.

Es ist oben davon die Rede gewesen, dass eine gelehrte Thätigkeit auf dieser Stufe der Sprachbildung bei den Griechen noch nicht anzunehmen sey. In der That hat die Theorie von der Sprache, die ohnediess zur Zeit des Aeschylus und Sophokles noch in den ersten Anfängen lag, in dem Streit über das *φύσει* oder *νόμῳ εἶναι* zu sehr die höchsten philosophischen Probleme der Sprache ergriffen, um auf die praktische Ausbildung der Formen Einfluss üben zu können. Wenn es aber damals eine grammatische Forschung, die ja etwas wesentlich Anderes ist als die grammatischen Reflexionen productiver Classiker, noch nicht gab, so scheint doch eine Art Vorschule derselben bestanden zu haben in der Metrik. Aristoteles weist in der Poëtik c. 20 die Lautlehre derjenigen Theorie zu, welche er *τὰ μετρικά* nennt**), und die Definitionen, die Plato und er von den Lautclassen geben, sehen ganz darnach aus, als ob sie der Metrik entnommen wären. Für unsern Standpunct nun ist diese Notiz, so summarisch sie leider ist, besonders werthvoll dadurch, dass sie die Sorgfalt, mit welcher die Dichter die Lautverhältnisse behandelten, klar beweist und auf den engen Zusammenhang zwischen der Kunstform und der Sprachbildung Licht wirft.

*) Plato Protag. p. 326. Xenophon symp. 3, 5 u. a. St.

**) Arist. poët. c. 20. 1456. b. 31: *ταῦτα δὲ* (die Lautclassen) *διαφέρει σχήμασί τε τοῦ στόματος καὶ τόποις καὶ δασύτητι καὶ ψιλότητι καὶ μήκει καὶ βραχύτητι καὶ τῷ μέσῳ, περὶ ὧν καθ᾽ ἕκαστον ἐν τοῖς μετρικοῖς προσήκει θεωρεῖν.* Die Bedeutung dieser Stelle für die Geschichte der Lautlehre, beziehungsweise der Grammatik, ist so viel wir wissen sonst übersehen.

Parallele mit der lutherischen Bibelsprache.

Um aber die Stellung, welche wir den attischen Dichtern in der obigen Auseinandersetzung zuweisen, durch eine uns besonders nahe liegende Parallele zu verdeutlichen, möchte ich den Einfluss Luthers auf die Bildung der neuhochdeutschen Sprache zur Vergleichung beiziehen. Dass die lutherische Bibelübersetzung diese unsre Schriftsprache geschaffen, ist bekannt. Nun wie ging Luther zu Werke?*) Er hatte vor sich keine gemeinsame deutsche Schriftsprache, sondern nur, wie er in den Tischreden sagt, 'viel Dialekte, unterschiedene Arten zu reden, dass oft Einer den Andern nicht einmal versteht, wie Baiern, Sachsen u. a. m. sich nicht recht verstehen, sonderlich, die nicht gewandert sind u. s. w.' Zuerst nun schrieb er seinen Heimathdialekt, den mitteldeutschen von Thüringen, aber er gab es bald auf, diesen oder den niederdeutschen seiner späteren Wittenberger Umgebung zu brauchen, sondern bemühte sich, um von Allen verstanden zu seyn, durch Modification des ihm zu Gebot stehenden tauglichen Sprachmaterials eine allgemeine Sprache zu gewinnen. Dafür fand er die Grundlage in der Sprache der sächsischen Kanzlei. „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen“, sagt er in der berühmten Stelle der Tischreden (412[a]), „sondern brauche der gemeindeutschen Sprache, das mich beide Ober und Niderlender verstehen mögen. Ich rede nach der Sechsischen Kantzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland.“ Diess also war das, was für die griechischen Dichter, insbesondre für die Attiker die epische Sprache war. Aber die Kanzleisprache war für Luther nur die Grundlage; eine Vergleichung seiner Bibelübersetzungen vom J. 1526 an mit den Kanzleiurkunden hat erwiesen, dass sich beide zwar in einigen Puncten ähnlich sind, aber in wichtigen Dingen, namentlich hinsichtlich des Umlauts Luther sich von seinem Vorbild

*) Vgl. Opitz, über die Sprache Luthers. Halle 1869. Dietz, Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers deutschen Schriften. Leipzig 1868 ff. Vorrede.

entfernte, indem er, veranlasst durch die oberdeutschen Dialekte, denselben consequent durchführte, ähnlich wie die Attiker das $\bar{\alpha}$ statt η und die Contractionsregeln, und mit derselben Tendenz grammatischer Ordnung, die wir den attischen Dichtern und noch mehr den Prosaikern zugeschrieben. Sonst ging Luthers Bestreben darauf, alle Provincialismen zu vermeiden, wie auch die Attiker und vor ihnen schon die Lyriker bei der Bildung ihrer Kunstform Nichts aufnahmen, was zu den abgelegeneren Dorismen gehörte. Das Resultat aber stellt Opitz (S. 34) so dar: „Luther war es, der durch geschickte Verwendung dessen, was die vorhergehenden Jahrhunderte zur Herstellung einer gemeinsamen deutschen Sprache beigetragen hatten, sowie dadurch, dass er die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten der hochdeutschen Mundarten in eins zusammenfügte, die neuhochdeutsche Sprache und in dieser Sprache ausser andern Mustern der Darstellung sein Meisterwerk, die Bibelübersetzung schuf, an deren Vervollkommnung er bis in sein spätestes Alter unausgesetzt arbeitete und deren Verbreitung in allen deutschen Gauen, zuletzt auch in dem niederdeutschen Gebiete, wo man im Anfange des 17. Jahrhunderts Bibeln in dem dort üblichen Dialekt zu drucken aufhörte, die Herrschaft der Dialekte überwand und einer gemeinsamen Schriftsprache Eingang verschaffte, an deren weiteren Ausbildung nun die begabtesten Geister der Nation in edlem Wetteifer arbeiten konnten.“ Mutatis mutandis gilt dasselbe auch von den attischen Dichtern.

2. Die Entwicklung der lateinischen Sprache von der Reception griechischer Dichtungsformen bis zur Classicität.

Wenn wir den Faden der lateinischen Sprachgeschichte da aufnehmen, wo wir ihn oben fallen liessen, so betreten wir das sechste Jahrhundert der Stadt und damit die Periode einer in ununterbrochener Folge kunstmässig gepflegten Literatur. So geht denn nun auch hier die Pflege der Sprache an der Hand der Literatur fort und diese bildet den mächtigsten Hebel. Indessen müssen wir uns hüten,

das literaturgeschichtliche Moment einseitig zu betonen, und es vielmehr im Zusammenhang mit den allgemeinen Verhältnissen des geistigen Lebens zu erfassen suchen.

Uebersicht über die Veränderung der Sprachformen in dieser Periode

Die Frage, die uns beschäftigt, lautet grammatisch gefasst, auch hier so: wie ist das Ganze der Formenlehre, wie wir es in der classischen, concret ausgedrückt, der ciceronischen Zeit festgestellt finden, aus dem Zustand der lateinischen Sprache im sechsten Jahrhundert d. St. hervorgewachsen? Um diese Frage zu beantworten, ist vor Allem eine Uebersicht über den Charakter der Veränderungen, die in der Zeit vom sechsten bis achten Jahrh. mit der lateinischen Sprache vor sich gingen, vorauszuschicken, und diess wird am schicklichsten nach den gewöhlichen Kategorien der Formenlehre geschehen.*)

In dem System der Laute finden wir in den inschriftlichen Zeugnissen, wie in der Literatur unaufhaltsam fortgehend jenen Zug der Trübung des Vocalismus, der die Diphthongen zuerst zu monophthongischer Aussprache, dann zu einfachen Vocalen degradirt und darauf noch diese, wenn sie hellere oder stärker articulirte sind, ebenso wie die von Hause aus einfachen Vocale solcher Art zu dumpferen und leichteren herabsetzt [*conquaiso* (geschrieben *conquaeisivi* C. Inscr. lat. 132), *conquaero, conquiro; oinos, oenus, unus; loebertas, leibertas, libertas;* Dat. *aire ioure quoici, aeri iuri cui; olle* oder *ollus, ille; flovios, fluvius; Apolones, Apollinis***)]

*) Das einer derartigen Uebersicht zu Grunde liegende Material findet sich gesammelt in Hübners Index grammaticus zum Corp. inscr. lat. I., bei Neue, Formenlehre der latein. Sprache 1861/66. Bücheler, Grundriss der lat. Declination 1866, rationell nach lautgeschichtlichen Gesichtspuncten geordnet und verarbeitet bei Corssen, Musspr., Vocal. und Betonung der lat. Sprache 2. Aufl. 1868/70. Als Gegengewicht gegen die isolirte Betrachtung der Laute und Formen ist aber, um die Art der Entwicklung kennen zu lernen, stets die alterthümliche Literatur zu vergleichen und hier geben die beste Uebersicht die Scenicae Romanorum poesis fragmenta, rec. O. Ribbeck 1852/55 zusammengenommen mit Ennianae poesis reliquiae rec. Vahlen 1854.

**) Die Beispiele für die Lautveränderungen sind auf den In-

und nicht minder gehen auf vocalischem wie consonantischem Gebiet jene Lautveränderungen ihren Weg, die unter denselben Gesichtspunct der bequemeren Aussprache oder der physiologischen Schwächung fallen und zu bezeichnen sind als Veränderung der Quantität, d. h. der Länge zu Kürze, Assimilation, Dissimilation, Umsetzung, Ausstossung im An-, In- und Auslaut (vgl. als Beispiel für Mehreres zusammen *dedĕront, dedĕrunt, dedĕre, dedĕrunt* [Komiker]), nur dass diese in denjenigen Sprachdenkmälern, welche nicht der niedrigeren Stufe der Volkssprache angehören, in ungleich geringerem Masse auftreten als auf früheren Stufen, bis endlich diese lautliche Bewegung mit der Classicität ihren Stillstand erreicht. Auf dem Gebiete der Flexion finden wir abgesehen von denjenigen Wandlungen, welche bloss die Anwendung der oben angeführten Lautaffectionen auf die Declinations- und Conjugationsendungen sind *(mensai, mensae; filios, filius;* Abfall des ablativischen *d;* Schwanken zwischen *ei, e* und *i* in *omneis, omnes, omnis* oder *interieisti, interiisti; siem, sim; gnoscier, nosci* und dgl.), hauptsächlich folgende Erscheinungen: Wechsel des Geschlechts der Nomina *(omnis arvas, fretus* bei Nävius, *vitalis aevos* Plautus, *nulla metus* Ennius, *hunc sceptrum* Pacuvius, *vulgus Masc.* Attius), Uebergänge von einer Flexionsgruppe zur andern, von der *a-* zur *e-*, von der *o-* zur *i-*, von der *u-* zur *o-*, von der *i-* zur consonantischen, von dieser zur *i-* Declination *(luxuria luxuries, alius alis, fluctus* Gen. *flucti,* Nom. *mentis mens* und ähnliches Durcheinandergehn in den andern Casus, *sanguen sanguis),* Uebergang von der primitiven in die abgeleitete Verbalclasse und umgekehrt *(sonere sonare, lavere lavare, fulgĕre fulgēre),* Wechsel in den Genera verbi *(contemplare, opinare, moderare, ulciscere, vagare,* statt der entsprechenden Deponentia). Besonders aber herrscht bei den älteren Schriftstellern eine

schriften als alleinigen authentischen Zeugnissen zu suchen; dagegen die Zeugnisse für die Veränderungen der Flexion und Wortbildung müssen für unsern Zweck der Literatur entnommen werden.

grössere Freiheit und Unbestimmtheit der Wortbildung; so schwanken die abstracten Nominalbildungen auf *-tudo*, *-tia*, *-ties*, *-itas*, *-or*, *-men*, *-mentum* in ziemlich willkührlicher Weise hin und her (*laetitudo*, *maestitudo*, *errantia*, *faventia*, *tardities*, *discorditas*, *nitidas*, *macor*, *nigror*, *stabilimen*, *hostimentum*), die Adjectivbildung ist eine freiere (*aeternabilis*, *horrificabilis*, *obnoxiosus*, *flexanimus*), die Adverbialformen gehen in wenig geregelten Analogieen durcheinander (*aequiter*, *rarenter*, *disertim*, *sollemnitus*), die Bildung von neuen abgeleiteten Verben ist zahlreicher (*incertare*, *superstitare*, *paedagogare*) und natürlich ist der lexicalische Reichthum grösser als später (*baetere*, *perbitere* für *ire*, *perire* u. dgl.).

Bedeutung des Archaismus.

Indessen dieses ganze Gebiet des Archaismus, zerstreut wie es ist unter Formen, die auch der classischen Sprache angehören und vollends manchfach verschliffen, wie es in unsrer Ueberlieferung erscheint, könnte man versucht seyn im Ganzen für unbedeutend zu erachten und desshalb wenig Bewegung in der Bildungsgeschichte der zwei Jahrhunderte anzunehmen, die wir im Auge haben. Allein diess hiesse das wahre Sachverhältniss verkennen. Denn es ist ja eben die Beschränkung des Gebiets der lautlichen Wandlungen und die Herstellung der Ordnung gegenüber der Willkühr eine sehr wesentliche Culturarbeit an der Sprache, welche neben den Bildungsmitteln, welche die früheren Perioden schon kannten und die in verstärktem Masse weiterhin angewandt werden, neue und noch gründlicher wirkende in Anspruch nimmt, und sodann will der Unterschied zwischen der Sprache der Römer im sechsten Jahrhundert und der ciceronianischen Zeit mit dem Ohre und nicht mit dem Auge gemessen seyn; denn unter allen Veränderungen, welche eintreten, sind die des Vocalismus und der Quantität die bedeutendsten und diese sind in's Ohr fallend. Der Umstand aber, dass diesse energischere grammatische Durchbildung der Sprache bei den Römern verhältnissmässig sehr spät in Angriff genommen wurde, bringt es mit sich, dass hier nun viel deutlicher als bei den Griechen die bewusste

individuelle Thätigkeit ins Licht tritt und an bestimmte geschichtliche Namen geknüpft erscheint.

Die Factoren nun, welche in dieser sprachlichen Culturarbeit zusammenwirken, sind, um es kurz zusammenzufassen, zunächst die in der vorigen Periode schon wirkenden Elemente des nationalen Lebens, sodann aber neu hinzukommend die Reception der Technik griechischer Poesie, das steigende aber noch nicht theoretisch begründete Streben nach grammatischer Ordnung und Correctheit, endlich die grammatische Theorie. Diese verschiedenen Momente so wie sie geschichtlich auftraten und in geschichtlichen Verhältnissen und bestimmten Persönlichkeiten Fleisch und Blut gewannen, sollen nun im Folgenden des Näheren dargelegt werden.

Uebersicht über die Factoren des sprachlichen Fortschritts.

Wenn wir in der Geschichte der Prosa eine Linie ziehen von Appius Claudius Cäcus zu Cato, für die Poesie von den Saturniern der ältesten Scipionengrabschriften zum bellum Punicum des Nävius, so haben wir diejenige Seite der Entwicklung lateinischer Literatur, welche wir als die nationale bezeichnen können. Zur Ergänzung der spärlichen Reste, die uns von dieser Seite geblieben sind, können wir noch die bedeutenderen Inschriften des sechsten Jahrhunderts nehmen, das in Spanien neuestens gefundene Decret des L. Aemilius Paullus vom J. 565 d. St. (Corp. inscr. lat. II. n. 5041. Hübner im Hermes 3, 243 ff.), das Senatusconsultum de Bacchanalibus vom J. 568 (Corp. inscr. lat. I. n. 196) und die ebenfalls noch saturnischen Scipionengrabschriften vom Ausgang des sechsten Jahrhunderts oder Uebergang ins siebente im Corp. insc. lat. I. nn. 33. 34. Wohl kann in der Zeit, in der wir hier stehen, das nationale Element nicht ausschliesslich geltend gemacht werden, da ja Nävius als Nachfolger des Livius Andronikus auch scenischer Dichter nach griechischen Mustern war und zu Catos Zeiten der Einfluss des Graecismus auch denen, die ihm innerlich fremd waren, sich aufgedrungen hatte; allein das Nationale war auf dieser Seite das Ueberwiegende und das Fremde spielte verhältnissmässig keine grössere Rolle, als die, welche

Die nationale Literatur. Nävius. Cato. Inschriften des 6. Jahrh.

wir ihm oben (S. 152. 156) schon in der vorigen Periode eingeräumt.

Was nun hier der Sprache den Stempel einer gewissen Stufe der Kunst und Sorgfalt gibt und sie als eine cultivirte erscheinen lässt, sind nicht die Anforderungen eines an feinen Wohllaut gewöhnten Ohrs, nicht die strenge Zucht der Regel, welche noch nicht da war, in der Poesie nicht der Zwang des Metrums, der beim Saturnier ja schwach genug sich geltend machte, sondern es ist, wie früher, in beiden Literaturgattungen der rhetorische Charakter, aber einer Rhetorik, welche nicht sowohl in emphatischer Rede auftritt als in ruhiger Kraft und mit Nachdruck, mit breitem Schritt, umständlichen Formen und Wendungen. Das Breite tritt bei den Sprachformen hauptsächlich hervor in langen Endsylben, die später kurz sind, z. B. Nom. Sing. *famā*, *terrā* (Corp. inscr. n. 33), *vitā* (n. 34), *facilē* (33), *quairatīs* (34), *possidēt* (34), *Proserpinā* (Naev. bell. Pun. l. 2 Vahl.), *ordinē* (ebendas. l. 3 Vahl.), in dem zwischen *e* und *i* in der Mitte liegenden langen Laut, der bald *ei*, bald *e* geschrieben ist (*gesistei*, *tibe* in Corp. inscr. n. 33), in der nasalirten Aussprache der Vocale, welchen *n* folgt (*cosoleretur* S. C. de Bac. 6 neben *consoluerunt* 1), und in dem grösseren Reichthum an Diphthongen (*quoiei* in Corp. n. 34 u. sonst).

Jene Länge der Endsylben nun, welche früher als eine Folge der Arsis galt, ist von Lachmann, Commentar zu Lucrez (S. 207. für die Perfectendung *īt*), Ritschl, opusc. II 641 f., Fleckeisen, neue Jahrb. Band 61 (1851) S. 17 ff., Corssen, Misspr. II. S. 436 ff. u. A. als ursprünglich erwiesen worden und auch den relativen Diphthongenreichthum haben wir oben als einen Archaismus genannt, der vom genetischen Standpunct aus den Charakter der Bewahrung ursprünglicher Fülle gegenüber späterer Trübung hat. Aber ästhetisch betrachtet und für den nicht geschichtlich auffassenden Hörer nimmt sich diess im Ganzen eines zusammenhängenden Vortrags vielmehr breit, ungefüg und altfränkisch aus und stimmt so ganz zu dem Stil und den Wendungen dieser alten Lite-

ratur. Ohne das Schleppende zu fühlen, reiht Nävius zur Vermehrung des Nachdrucks Wörter gleicher Endungen oder Anfänge aneinander: *septumum decumum annum ilico sedent, superbiter contemptim conterit legiones* (bell. Pun. l. 6 Vahl.); mit umständlicher Wiederholung desselben Verbums sagt er: *id quoque paciscunt moenia sint Lutatium quae | reconcilient: captivos plurimos idem | Sicilienses paciscit obsides ut reddant* (b. Pun. l. 7); ohne Gefühl für ein geordneteres Wort- und Satzgefüge gruppirt der Verfasser der Grabschrift Corp. inscr. n. 34 um den einen Hauptsatz zwei Relativsätze: *quoiei vita defecit, non honos, honore(m), is hic situs, quei nunquam victus est virtutei*, schickt Cato das intellectuelle Subject im Nominativ voran, um dann den übrigen Satz in andrer Construction nachfolgen zu lassen, wie orig. p. 19. Jord.: *Leonides Laco, qui simile apud Thermopylas fecit, propter eius virtutes omnis Graecia gloriam decoravere*, oder stellt Sätze in der Erzählung neben einander, wie in derselben Rede (ibid.): *nam ita evenit, cum saucius multifariam ibi factus esset, lamen vulnus capiti nullum evenit, cumque inter mortuos defetigatum vulneribus atque quod sanguen eis defluxerat, cognovere, eum sustulere isque convaluit* etc.*) Das trägt denselben Charakter, wie die Sprache des Beamten im Decret des Paullus mit ihrem eigenthümlichen Nebeneinanderstellen der Sätze decrevit und iussit und ihrer Nebensätze in . . . . *decreivit, utei quei Hastensium servei in turri Lascutana habitarent, leiberei essent, agrum oppidumqu(e), quod ea tempestate posedisent, item possidere habereque iousit*, und in dem Kanzleistyl des S. C. de Bac. in Sätzen wie v. 23 f.: *senatuosque sententiam utei scientes esetis, corum sententia ita fuit: sei*

---

*) Instructiv ist auch die Nebeneinanderstellung von Cato und Cölius bei Gellius 10, 24. Cato: *igitur dictatorem Karthaginensium magister equitum monuit: 'mitte mecum Romam equitatum; die qninti in Capitolio tibi cena cocta erit'.* Cölius: *si vis mihi equitatum dare et ipse cum cetero exercitu me sequi, die quinti Romae in Capitolium curabo tibi cena sit cocta.*

ques esent, quei arvorsum ead fecissent, quam suprad scriptum est, eeis rem caputalem faciendam censuere, atque utei hoce in tabolam ahenam inceideretis, ita senatus aequom censuit. Mit Plautus verglichen erscheint diese Sprache, die wie die plautinische im Allgemeinen auf dem Boden des gewöhnlichen Lebens steht, gewählter, sie vermeidet die Lässigkeiten der Volkssprache, welche in der Prosa wie Poesie durch das Gehobene der Rede ausgeschlossen und in der Poesie von dem zwanglosen Metrum nicht verlangt wurden. Eine fortschreitende wenn auch langsame Cultur wäre von hier aus, wenn die grammatische Regel noch schärfer sich geltend machte, auch auf rein nationaler Grundlage zu erwarten gewesen als ein *latina Romae loquier lingua* im Sinne der Grabschrift des Nävius, in der Dichtkunst vielleicht ohne höheren Schwung, dagegen fähig eine Prosa zu erzeugen als würdigen Ausdruck eines in Politik und technischen Dingen tüchtigen Volks. Auch hätte die Ausbreitung dieser Sprache über ganz Italien sicher einen mächtigen Hebel in dieser nationalen Weiterentwicklung abgegeben. Aber eine über die Grenzen des politischen Wesens extensiv und intensiv hinausreichende Classicität hätte diese Sprache nimmermehr erreicht. Dazu brachte sie eben das Element, wegen dessen man den Anfang einer lateinischen Literaturgeschichte mit Livius Andronikus macht, die Reception der Gesetze griechischer Kunst.

Das Eintreten des Gräcismus. Die intime Berührung, in welche Rom infolge seiner politischen Stellung vom sechsten Jahrhundert an aller Orten mit den Griechenthum kam, machte es nunmehr allen Staatsmännern von Bedeutung zum unabweislichen Bedürfniss, sich auf die Kenntniss der griechischen Sprache näher einzulassen. Wer aber auch nur mit dem Sinn für höhere Bildung, wie er einem den Kreisen der Aristokratie angehörenden römischen Politiker des beginnenden sechsten Jahrhunderts zuzutrauen ist, an das Griechenthum herantrat, dem konnte die hohe Bedeutung der Literatur in einer Zeit, in welcher in der griechischen Welt der literarische Verkehr

ein die ganze Gesellschaft beherrschendes und politisch mächtiges Moment war, unmöglich entgehen. Was er aber Aehnliches bei sich zu Hause sah, stand doch gegen die Griechen gar zu weit zurück und war gar wenig, und wenn er nun daran dachte dem fremden Beispiel nachzukommen, so konnte er nicht anders als, an dem griechischen Beispiel gemessen, die Mittel der eigenen Sprache ungenügend finden für Wohllaut der Formen und stilistische Gewandtheit. So ist es kein Wunder, wenn die ersten römischen Annalisten, ein Fabius Pictor, Cincius Alimentus, L. Acilius, A. Postumius Albinus u. A., als sie daran gingen, ihrem Vaterlande eine Geschichtschreibung zu schaffen, griechisch schrieben aus dem Gedankenkreis heraus, der sie zu solcher Thätigkeit angeregt. Jedenfalls aber war es für das Lateinische wichtig, dass schon die erste Stufe der Bildungsbedürfnisse, welche durch den regelmässigen Verkehr mit der Fremde hervorgerufen wurden, die geregelte Erlernung der griechischen Sprache, grammatische Uebung erheischte, bei den meisten zwar mechanisch und ohne weitere Folge betrieben, aber von Einzelnen doch so, dass sie zur Reflexion über die eigene Sprache und über grammatische Regeln überhaupt veranlasst wurden und, sofern zu jenen fremden Bildungmitteln wesentlich die dichterische Literatur gehörte, auch deren Bedeutung und Mittel kennen lernten. Diese Verhältnisse erzeugten die Bewegung, welche mit Livius Andronikus begann und mit Cicero zum Ziel kam.

Livius Andronikus.

Es sind aber bei diesem Einfluss des Gräcismus gleich zu Anfang der Bewegung verschiedene Stufen zu unterscheiden. Auf dem Standpunct der blosen Befriedigung des Bedürfnisses, der literarischen Handreichung oder 'des Schulmeisters' steht Livius Andronikus. Indessen wie weit er auf die Regelung der Sprache Einfluss hatte, lässt sich nicht ersehen: während auf den gleichzeitigen Sprachlehrer Sp. Carvilius ein orthographisches lateinisches Gesetz (*G* als weicher Guttural für das frühere *C* Plut. quaest. Rom. p. 277 D) oder wenigstens der Unterricht im Gebrauch desselben

zurückgeführt wird, ist von Livius keine bestimmte grammatische Regel berichtet, sondern eben nur, dass er in seiner Odyssee ein Schulbuch lieferte, das bis auf Horaz' Zeiten im Gebrauch blieb, vielleicht nur desshalb, weil es zum Originaltext in einem pädagogisch willkommenen mechanischen Verhältniss stand. Dass ihm die dichterische Handhabung der lateinischen Sprache im Saturnier wie in andern Massen wenig gelang, können wir aus den wenigen erhaltenen Versen hinlänglich entnehmen.

Plautus. Der zweite auf dem Wege der Reception des Gräcismus Epoche machende Dichter ist Plautus. Es ist bekannt, wie die seit einigen Jahrzehnten von Ritschl, Fleckeisen u. A. auf die Wiederherstellung des plautinischen Textes verwandte unermüdliche Arbeit für die lateinische Sprachgeschichte kaum minder fruchtbar war als die Sammlung der altlateinischen Inschriften. Diess hat aber seinen Grund nicht darin, dass Plautus die lateinische Sprache reformirt hätte, sondern theils in dem Umfang der Reste, die wir von ihm haben, theils hauptsächlich darin, dass, um seine Metrik kennen zu lernen, die Sprachformen seiner Zeit, so viel thunlich, restituirt werden müssen und diess nur geschehen kann, wenn das archaische Sprachmaterial in möglichster Vollständigkeit bekannt und chronologisch geordnet wird. So hat Ritschl die Aufgabe, welche Gottfr. Hermann auf metrisch-theoretischem Wege angebahnt, nämlich die Gesetzmässigkeit der plautinischen Metrik zu erweisen, durch seine sprachlichen Untersuchungen auf eine neue Bahn hinübergeleitet und damit fester begründet. Plautus selbst aber ist metrischer Gesetzgeber, nicht sprachlicher. Aber allerdings hat er von seinem metrischen Standpunct aus eine eigenthümliche Stellung zur Sprache. Indem er nämlich das Bestreben hatte, die griechischen Metra in möglichster Treue in das lateinische Drama einzuführen, war er veranlasst, die Mittel der eigenen Sprache in der umfassendsten Weise an den fremden Gesetzen zu messen, und das war freilich an sich schon für die leichtere Handhabung der Sprache wichtig genug, am

wichtigsten für den Theil der Sprachbildung, der uns hier ferne liegt, die Syntax. Aber gegenüber den Schwierigkeiten, welche ihm seine Sprache machte, durfte er nicht diese ändern, sondern eher die metrischen Gesetze: denn als Komiker war er genöthigt, sich von der gewöhnlichen Rede des Volks nicht zu entfernen, sondern seine Sprache seyn zu lassen, was Quintilian 2, 10, 13 von ihr sagt: *mos communis huius sermonis, decore quodam scenico exornatus* oder, wie es Ritschl (Opusc. 2, S. 582) ausdrückt, die versificirte Umgangssprache. So modificirte er die metrischen Gesetze der Griechen namentlich im jambischen und trochäischen Mass, und nützte andrerseits die Gebundenheit an die Umgangssprache dahin aus, dass er die Lässigkeiten und Bequemlichkeiten derselben, wo sie ihm dienlich waren, zuliess. Umgekehrt folgte für die Anapästen, in denen das metrische Gesetz der Festhaltung von Kürzen und Längen strenger ist, eine grössere sprachliche Freiheit, die freilich eben weil die Umgangssprache massgebend war, nur darin sich äussern konnte, dass die Bequemlichkeiten und Licenzen der Volkssprache in noch stärkerem Grade in Anspruch genommen wurden (vgl. Ritschl z. B. Opusc. 2, 584). Diesen Umständen sind zu verdanken die Freiheiten im Ignoriren des consonantischen Auslauts nicht nur bei *m* und *s*, von denen das *s* ja selbst im Epos noch bis gegen Ciceros Zeiten hin abgeworfen wurde, sondern auch bei *d* und *t* (vgl. Ritschl, rhein. Mus. XIV. 397 ff., opusc. 2, 597 f.), die Synizesen und Synkopirungen, die Benützung der irrationalen Lautverhältnisse*), die Beibehaltung der vielen auslautenden Längen. Dagegen als Grammatiker, als Urheber eines sprachlichen Gesetzes erscheint er nicht, die Sprachform war ihm, dem Komiker, lediglich Mittel zum Zweck, das Sprachmaterial etwas Gegebenes, aus dem er das für seine Zwecke Taugliche auswählte. Insofern aber ist seine Bedeutung als metrischer Gesetzgeber auch weiterhin noch für den Sprach-

*) Vgl. über diesen Punct hauptsächlich Corssen, Ausspr. II. S. 607 ff.

forscher interessant, als das Hervortreten der Individualität hier dasselbe ist wie bei denjenigen Dichtern, welche zugleich die Sprache reformirten. Während der griechische Dichter, selbst der geniale und originelle, doch in erster Linie inmitten einer Ueberlieferung steht, einer Schule angehört, ist der römische Dichter des sechsten Jahrhunderts angewiesen, das Beispiel der Kunstform, das er allerdings entlehnt, wenigstens in eigenthümlicher Weise anzuwenden. Dieses individuelle Moment ist es auch, welches den plautinischen Forschungen ein besonderes Interesse verleiht. Die Aufgabe, einen nicht nur uns mit den gewöhnlichen handschriftlichen Verderbnissen, sondern schon dem Alterthum in verjüngter Form überlieferten Text mit Hilfe des Metrums herzustellen, während wiederum die metrischen Gesetze durch sprachliche Forschungen erst gefunden werden müssen, dieses Rechnen mit zwei ungenügend bekannten Grössen könnte Manchem mit seiner Mühsamkeit nicht im Verhältniss zu stehen scheinen zu dem zu erreichenden Resultat und hat durch seine Schwierigkeiten die plautinische Kritik beinahe zu einer esoterischen Wissenschaft gemacht, gefährlich für den Uneingeweihten, der sich ihr nähert. Aber eben das Eigene, dass man es hier mit einem bestimmten Individuum zu thun hat, das unter gewissen geschichtlichen Verhältnissen rationell verfährt, erleichtert die Lösung der Aufgabe, erlaubt der ratio des alten Dichters nachzurechnen und begründet die Möglichkeit, durch Combination der handschriftlichen Tradition und der aus sichern Stellen zu entnehmenden Formen und Regeln mit dem sonst bekannten Zustand der Sprache relativ sichere Resultate zu gewinnen.

Ennius. Im Gegensatz zu Plautus ist epochemachender Sprachbildner und Grammatiker Ennius geworden durch die Einführung des dactylischen Hexameters in die römische Poesie, der ganz anders als der Saturnier oder das jambisch-trochäische Mass die Quantität und mit ihr die Form der Wörter bestimmte. Es ist von Ritschl (Rhein. Mus. XIV S. 207 f. opusc. II. 583—85) klar hervorgehoben worden,

welche Kunstgesetze es waren, welche im Gegensatz zu der metrischen Freiheit der dramatischen Poesie den dactylischen Dichter banden, die Unauflösbarkeit der Arsen und das, was er die thetische Bestimmtheit nennt, d. h. dass die Thesis nicht nur niemals fehlen darf, was schon die dramatische Metrik verlangt, sondern dass sie auch aus der quantitativen Unbestimmtheit, die sie bei Plautus und den Scenikern überhaupt hat, zu ihrem festen Werth als Kürze gelangt. Nun halte man aber diese Gesetze an die zu Ennius' Zeit gangbare Redeweise. Es ist, um die Eigenthümlichkeit des lateinischen Epos auf dem Höhepunct seiner Entwicklung und die verschiedenen künstlichen Mittel, die es anwenden musste, zu erklären, gezählt worden, dass in den Horazischen Oden über 1050 Formen sich finden, die der Epiker nicht brauchen kann*): wie viel zahlreicher waren die unbrauchbaren Formen in der Sprache des sechsten Jahrhunderts mit ihren unzähligen Längen, vor allem mit ihren Längen des Auslauts. Nun hatten die späteren Epiker abgesehen von dem, was bis auf ihre Zeit in Beziehung auf die Quantität anders geworden war, eine bedeutende Hilfe an syntaktischen Gräcismen, die sich eingebürgert hatten oder von ihnen eingeführt wurden, an Umschreibungen, Tropen, überhaupt der poetischen Phraseologie, die von Virgil, Horaz und Ovid an zum technischen Apparat der lateinischen Dichtung gehört und von da aus bis auf den heutigen Tag die gewähltere Ausdrucksweise der romanischen Völker in Poesie und Prosa beeinflusst hat, und welche zwar nicht, wie Köne (a. a. O. S. 14 ff.) es darstellt, lediglich der sprachlichen Verlegenheit der Epiker ihre Anwendung verdankt, aber doch wesentlich mit durch diese veranlasst und begünstigt worden ist. Von der Ausdrucksweise des Ennius dagegen fand man schon in der noch mässigeren ciceronischen Zeit (orat. II, 36), dass sie *non discedit a communi modo verborum*. Andrerseits durfte er, dem die gehobenere Rede ziemte, nicht, wie die Komiker, der

*) Vgl. Köne, die Sprache der röm. Epiker. Münster 1840 S. 7.

gewöhnlichen Redeweise in ihren lautlichen Bequemlichkeiten nachgehen, und wenn sich auch bei ihm Formen wie *sapsa* für *ipsa* Ann. 372 Vahl. und *sulti'* für *si vultis* v. 521 finden, die später im Epos unmöglich gewesen wären, so sind diess doch nur vereinzelte Ausnahmen. Da kann es Einen nicht wundern, wenn so gewaltsame, halsbrecherische Kunststücke mit unterlaufen, wie das bekannte *cerc-comminuit-brum* v. 588 und Wortverstümmelungen wie *gau* für *gaudium* v. 451, *cael* für *caelum* 561, *do* für *domus* 563. Aber da auch solche Aushilfe doch nur die Ausnahme bilden darf, so musste der Dichter für seinen gewöhnlichen Bedarf auf andre Weise sorgen, und diess that er nun durch bestimmtere Scheidung der Längen und Kürzen, beziehungsweise durch Herstellung namentlich der letzteren, übrigens nicht völlig willkührlich, sondern im Anschluss an die Verhältnisse der Sprache seiner Zeit, die durch die Neigung, den Auslaut zu vernachlässigen, die Verkürzung vorzeichnete, wenn nicht schon selbst an die Hand gab. Es könnte als Widerspruch erscheinen, wenn hier solche Verkürzung an die Eigenthümlichkeit der Volkssprache angeknüpft wird, während wir sonst derselben Volkssprache die Breite als charakteristisch zugewiesen; aber Beides konnte neben einander bestehen als verschiedene Ausflüsse derselben Grunderscheinungen des Mangels an ästhetischer Cultur, theils Beharren im Alten, theils Nachlässigkeit. Durch Ennius gewann dagegen die Verkürzung den Charakter eines Mittels, die Sprache zu cultiviren.

Was nun die einzelnen Neuerungen des Ennius betrifft, so lässt sich die Verkürzung des Auslauts als ihm zugehörig aus der Vergleichung seiner Annalen mit dem vorhergehenden Gebrauch mit Bestimmtheit entnehmen. Wir finden auch bei ihm noch *Albaī longaī* Ann. 34, *silvāī frondosāī* 197, *clamōr* 408, *ponebāt* 314, aber das *a* des Nominativs Sing. der ersten Declination findet sich in den auf uns gekommenen Resten der Annalen nur zweimal lang und zwar unmittelbar neben kurzem Gebrauch v. 148: *et densis aquilā pinnis obnixă volabat*, v. 484: *multa foro ponit et ageā longă repletur*,

zum Beweis, dass dem gewöhnlichen Gebrauch die Länge noch entsprach und desshalb dem Bedürfniss des Verses gemäss verwendet werden konnte, die Kürze aber zur Regel erhoben werden sollte. Ebenso steht jenem *clamŏr oppugnantis* v. 408 ein *sudŏr habet* v. 436 gegenüber, einem *adnŭit* v. 136 *fŭimus fŭisset* 242 halten das Gegengewicht *adiŭero* v. 339, *fŭerunt* (?) 198, und das perfectum *posui* v. 265 statt des sonst nach Ennius gebräuchlichen *posivi* wird wohl mit Recht von Ritschl (monum. epigraph. tria S. 6) ebenfalls auf Ennius zurückgeführt. Während aber diese Verkürzungen nur Flexionsendungen oder solche Sylben betreffen, welche durch Vocalsteigerung zur Länge geworden waren, führte das Bedürfniss sogar zu etymologisch so wenig gerechtfertigten wie *potitur* v. 78.

Durch directes Zeugniss (Fest. p. 293 s. v. solitaurilia) wird ferner auf Ennius zurückgeführt die Consonantenverdoppelung oder die doppelte Schreibung der schärfer gesprochenen Consonanten. Dadurch wurde nicht nur die schärfere Aussprache jener Sylben fixirt, sondern mit Beachtung des Gesetzes der Position gewann man auch nach Bedürfniss einen Dactylus statt dreier Kürzen wie in *relligio*. — Sind schon diese Einwirkungen auf die Sprache, obgleich sie sich auf wenige Gesichtspuncte reduciren lassen, im Einzelnen nicht unbedeutend, so kann man es angesichts der Rolle, die ein Mann wie Ennius vermöge seines Auftretens als Dichter und Sprachlehrer spielte, begreifen und gerechtfertigt finden, wenn nun, wie das oben erwähnte *posui*, so auch andre Spracherscheinungen von Ritschl und nach ihm Ribbeck (neue Jahrb. Bd. 75. 1857 S. 313 f.) auf seine Initiative zurückgeführt werden, so die Festigung des auslautenden *m* vor Consonanten, die Verkürzung von *ov* oder *ou* zu *ŭ*, in welchen Fällen dann Attius das von Ennius gegebene Beispiel zur Regel erhoben hätte, das gänzliche Fallenlassen des ablativischen *-d*, des Genitivs Sing. der ersten Declination auf *-as*, die Reception der Endung der 3 Pers. Plur. Perf. Act. auf *ere* neben *erunt*, die Formen des

Inf. Präs. Pass. auf *ari*, *eri*, *i*, *iri* neben *arier*, *erier*, *ier*, *irier*.

Attius und Lucilius.

Grammatiker und Dichter wie Ennius war auch Attius*), obwohl er nicht Epiker war, infolge der durch Ennius' Reformen jedem folgenden Dichter, vollends dem Tragiker auferlegten Nothwendigkeit, die Sprache als solche mit Sorgfalt und Bedacht zu gebrauchen. Was Marius Victorinus S. 2456 P. von orthographischen Neuerungen des Attius erwähnt, die Festhaltung des lateinischen *s* statt des griechischen *z*, die Verwerfung des *y*, die doppelte Schreibung der langen Vocale, das Zeichen *ei* für lang *i*, ist nicht bloss orthographisch, sondern hat zugleich die Bedeutung, die Aussprache und damit zum Theil auch die dichterische Verwendung zu fixiren. Und wenn die betreffenden Regeln des Attius durch Lucilius, der in seinen Saturä, zumal im neunten Buch derselben, den Dichter und Grammatiker im eigentlichen Sinne des Worts vereinigte, wieder umgestossen wurden, so war damit die Wirkung oder wenigstens die Tendenz derselben, auch die Aussprache zu bestimmen, nicht aufgehoben.

Das Verhältniss der späteren Epiker zu Ennius.

Mit der Thätigkeit dieser Männer war die Reform des Lateinischen principiell entschieden. Die nach Ennius in dactylischen Hexametern dichtenden, Lucilius und Lucrez folgten der von Ennius angezeigten Richtung, den Fortschritten der gebildeten Sprache sich anschliessend, daneben aber, wie Ennius und speciell nach dessen Beispiel, ältere Formen als sprachliche Licenzen für das Bedürfniss des Metrums verwendend, wie diess nicht minder Virgil that. So gebraucht häufig, hauptsächlich am Versschluss, Lucrez (vgl. die bei Proll de formis antiquis Lucretianis Breslau 1859, S. 28 f. aufgezählten Fälle) und zuweilen selbst Virgil den Genitiv Sing. der 1. Declin. auf *āī*, und lange Endsylben haben sich bei den lateinischen Dichtern neben den kurzen als Licenz fortwäh-

---

*) Vgl. über ihn Ritschl in monumenta epigraphica tria cap. III: de vocalibus geminatis deque L. Attio grammatico.

rend erhalten*), weil sie durch Ennius in das dichterische Inventar aufgenommen waren. Für uns also, die wir hier nur die Factoren der Classicität principiell zu fixiren haben, ist der zuletzt besprochene Factor, die Reception der strengeren metrischen Technik der Griechen mit ihren Folgen, schon durch Ennius im Princip entschieden und erscheinen die späteren Dichter nur als solche, die das von ihm Begonnene den gesteigerten Anforderungen ihrer Zeit gemäss und mit den besseren Mitteln der unterdessen ästhetisch fortgeschrittenen Sprache in vollkommenerer Weise anwenden. Das Beispiel dieser lateinischen Dichter aber möge nun auch dazu dienen, dem, was wir oben über die sprachlichen Studien der attischen Dichter mit Beziehung auf Homer gesagt haben, zur bestätigenden Erklärung zu dienen.

Die römische Gesellschaft und die Grammatik.

Wir würden aber die Wirksamkeit von Männern wie Ennius, Attius und Lucilius nur zur Hälfte verstehen, wenn wir sie bloss als Schriftsteller fassten. Diess ist nur die éine Seite, die andere liegt in ihrer Stellung zur höheren römischen Gesellschaft. Es sind freilich nicht nur zur Zeit des Ennius, sondern noch zu der des Lucilius zunächst nur kleinere Kreise in der Aristokratie, welche den literarischen Geschmack, den sie an den Griechen gewannen und durch fortwährenden Umgang mit Griechen pflegten, auch auf die werdende vaterländische Literatur übertrugen, aber die zu diesen Kreisen Gehörigen waren zugleich auch die leitenden Staatsmänner und, was unmittelbar damit gegeben war, berufsmässigen Redner; so in den Zeiten des Ennius der ältere Scipio Africanus und Fulvius Nobilior, später der jüngere Scipio Africanus und sein Freundeskreis, zu dessen literarischen Zierden von griechischer Seite Panätius und Polybius, von lateinischer Terenz und Lucilius gehörten. Sie liessen sich von diesen dichterischen und grammatischen Freunden bei der Abfassung von Actenstücken berathen, folgten ihrem orthographischen Rathe und sprachen mit ihnen über das, was *sermo urbanus* sey. Wir dürfen

*) Vgl. hierüber auch Corssen,Ausspr. II. S. 443 f.

ferner dem Einfluss dieses Vorgangs der angesehensten Staatsmänner es zuschreiben, wenn wir nun die Geschichtschreibung in lateinischer Sprache in ununterbrochener Folge von Senatoren ausgeübt sehen. Das Urtheil Ciceros und seiner Zeitgenossen (vgl. de orat. 2, 12. de leg. 1, 2) lautet zwar sehr absprechend über diese Versuche einer nationalen historischen Literatur, und sicher wird das stoffliche Interesse das Uebergewicht über die Form gehabt haben, allein wenn wir nur das oben (S. 195. A.) angeführte Beispiel von Cölius nehmen, dem Cicero mässige Anerkennung zu Theil werden lässt, so dürfen wir den Fortschritt, den die Prosa in den Händen dieser Geschichtschreiber in Stilistik und natürlich auch in den Wortformen, die doch auch zu dem bei Cölius anerkannten *accuratius scribere* gehört, nicht so gar gering anschlagen. Jedenfalls aber ist zuversichtlich anzunehmen, dass die Classicität der ciceronischen Prosa ihre Voraussetzung in der Ausbildung der Redekunst hatte; denn diese bildete auch jetzt noch für die Römer die eigentliche Schule prosaischer Diction, der historische Stil heisst *eloquentia* und wird zum *genus oratorium* gerechnet. Dass aber zum *accuratius dicere* vor Allem grammatische Correctheit gehöre, hat nicht erst Cicero in seinen rhetorischen Schriften ausgeführt, sondern war schon vor ihm anerkannt und bildete den Gegenstand der urbanen Conversation. In den gebildeten Kreisen hielt man es nicht für Pedanterie, zu sprechen über das *coniungere vocales* (Cic. or. 44, 150), das *distrahere* und *contrahere voces* (45, 152), über das, was von Flexionsformen zulässig sey oder nicht, über *deum* oder *deorum*, über *scripsere* oder *scripserunt*, über *eisdem* oder *iisdem* (47, 157), *insipiens* oder *insapiens*, über die verschiedene Quantität des *i* von *indoctus* und *insanus*, von *inhumanus* und *infelix* (48, 159) über Aspiration oder Nichtaspiration, über die Behandlung des auslautenden *s*, über die Reception griechischer Laute und Flexion recipirter griechischer Wörter, kurz über alle die grammatischen Puncte, deren Cicero in seinen rhetorischen Schriften und Briefen, speciell in jenem Abschnitt des Orator

und in dem Brief an Atticus VII. 3 gedenkt. Cicero hält es zwar für nöthig, es zu rechtfertigen, dass er es nicht unter seiner Würde halte, über solches *artificium dicendi* zu schreiben (orat. 41, 140), allein wenn es auch nicht an Solchen fehlte, welche über derartige Dinge spotteten und den Staatsmann Cicero mit ihrem Spott genirten, so thut diess der Thatsache und der Bedeutung einer gesellschaftlichen Pflege des *sermo urbanus* keinen Eintrag. Es wäre von Terenz, dem *puri sermonis amator*, nicht gesagt worden, der eigentliche Verfasser seiner Dramen sey — wegen der Feinheit ihrer Sprache — C. Lälius (Cic. ad Att. VII. 3), Lucilius hätte in seinen Saturä gewiss sich nicht so viel mit grammatischen Fragen beschäftigt, und in Ciceros Zeit hätte Atticus sich nicht Etwas darauf zu gute gethan, ein grammaticus zu heissen, wenn nicht in den gebildeten Kreisen Sinn für elegantes Latein vorhanden gewesen wäre. In dem Verlangen der Eleganz lag aber vor Allem ein Gegensatz nicht nur gegen das Grobe, sondern auch gegen die Willkühr oder grössere Freiheit der Volkssprache. Es wurde genau geschieden, was erlaubt und nicht erlaubt sey, und es bildete sich so durch das Zusammenwirken der Techniker der Sprachbildung und jener gebildeteren Kreise der Gesellschaft eine Art akademisch geregelter Sprache, oder eine bis ins Minutiöse durchgeführte grammatische und lexicalische Classicität, wie sie in neuerer und neuester Zeit die italienische und französische Sprache ebenfalls durch Zusammenwirken der Gelehrten und der gebildeten Gesellschaftskreise erreichten. Das Wort Cäsars: *ut nautae scopulum, sic fugiendum est insolens atque infrequens verbum**), ist das wahre Princip solcher Art von Sprachregelung, sowohl für den sog. *delectus verborum* als für die Flexionsformen, der *sermo purus* wird zur gesellschaftlichen Pflicht und gilt als Kriterium des feinen aristokratischen Tons. Damit wird auf praktischem Wege das erreicht, was die grammatische Technik in der Aufstel-

*) Macrob. Saturn. 1, 5. vgl. Gell. noct. Att. 1, 10.

lung ihrer Schemata als Resultat vor Augen stellt, d. h. eben die feste Regel, die gute Ordnung, in der jede Form, wenn sie sich durch anerkannten Sprachgebrauch, Wohllaut und Vorgang der in demselben logischen Fall befindlichen Formen, d. h. die Analogie legitimirt hat, ihren bestimmten Platz in der Ordnung der Flexionen erhält. Auf diese Weise ist in der Conversation, Redekunst und Prosa die von den Dichtern angeregte Neubildung der Sprache nach Abstreifung der dichterischen Freiheiten zum Stillstand und Abschluss gebracht worden.

Die Sprache und die grammatische Theorie. In der Zeit von Ennius bis Cicero kam nun aber zu solcher Praxis auch noch die Theorie hinzu, vermittelt natürlich wieder durch die Griechen. Diese hatten von Aristoteles an und vorzugsweise nach diesem in der stoischen Philosophie und alexandrinischen Gelehrsamkeit, also erst in nachclassischer Zeit, die Grammatik als Wissenschaft begründet. Nach Rom kam diese Wissenschaft, wie Sueton (de illustr. gramm. 2) berichtet, gerade um die Zeit vom Tode des Ennius durch Krates von Mallos, das Haupt der einen grammatischen Schule, der sog. Anomalisten und den bedeutendsten Gegner Aristarchs, der als Gesandter des Attalus einen unfreiwillig verlängerten Aufenthalt benützte, um die Römer mit der Theorie der Grammatik in Vorträgen bekannt zu machen. Es hat nun zwar erst Varro in seinen Büchern *de lingua latina* die neue Wissenschaft mit Beziehung auf die lateinische Sprache verarbeitet, aber die Anregung, welche Krates gegeben, konnte indirect fruchtbar seyn und wenigstens die Reflexion über praktische Fragen schärfen. Und auch Varro stand ja noch innerhalb der productiven Sprachbildung, konnte also mit seiner wissenschaftlichen Thätigkeit an der Classicität mit arbeiten und so ist dieser Factor bei den Römern jedenfalls mit in Rechnung zu ziehen. Indessen muss man sich hüten ihn zu überschätzen. Wohl ist es eine

Cäsar. bedeutungsvolle Thatsache, dass Cäsar*) mitten unter den

*) Vgl. über Cäsar's Schrift de analogia Lersch, die Sprachphilos. der Alten I. S. 129—140.

Sorgen und Mühen der gallischen Kämpfe Zeit und Lust fand, 'über die Analogie', d. h. über die rationelle Gestaltung der Formenlehre (de ratione latine loquendi Cic. Brut. 72, 253) zu schreiben. Allein diese Thatsache ist viel mehr bezeichnend für die Bedeutung, welche man einer correcten Sprache in der römischen Gesellschaft beilegte, als bedeutend für die Sprachgestaltung. Es liegt darin nur die Vervollständigung dessen, was wir in dieser Hinsicht unter dem vorigen Gesichtspunct auseinandergesetzt. Wenn wir die Sätze und Beispiele, die uns von Cäsar berichtet werden (gesammelt bei Lersch a. a. O. S. 134 ff.) übersehen, so finden wir, dass es sich für ihn nicht darum handelte, von dem Princip der sog. Analogie aus oder dem Zusammenhang zwischen Form und Bedentung, die lateinische Sprache neu zu regeln, sondern nur darum, in zweifelhaften Fällen über die Frage, was erlaubt, was nicht erlaubt sey, eine Entscheidung gegenüber dem schwankenden Sprachgebrauch zu gewinnen. Dabei folgt er bald der Tradition der älteren Schriftsteller (*secutus antiquos C. Caesar utitur hac ratione declinandi* Quintil. 1, 5, 63), bald beruft er sich auf Gründe, welche auf Analogie in dem gewöhnlichen Sinn von Beobachtung ähnlicher Fälle beruhen (Pompeius, comment. art. Don. 18, 2: *Varro dicit: lac non debemus dicere, sed lact. Sed dixit Caesar — nullum nomen duabus mutis terminari*), theils stellt er allerdings Sätze auf, welche der Analogistenschule im engern Sinn entnommen sind, wie den: *nisi omnia consentiant inter se, non potest fieri, ut nominis similitudo sit* (Pompeius a. a. O. 18, 1). Aber die Analogie im Sinne der Schule ist ihm damit nur ein gelegentlich angewandtes Hilfsmittel für seine puristischen Tendenzen, mit welchem er nicht die Sprache selbst corrigiren und neue Formen schaffen, sondern nur die Wahl zwischen vorhandenen Formen begründen will.

Ja es zeigt sich selbst bei dem, der wirklich analogistischer Theoretiker ist, bei Varro, wie die Lehre von der Analogie, so wie sie sprachtheoretisch gefasst wurde, höch- Varro.

stens zufällig und gelegentlich Einfluss auf den lebendigen Sprachgebrauch üben konnte. Wir haben im zweiten Capitel die Analogie oder das Verhältniss, dass die Sprachformen nach logischer oder lautlicher Aehnlichkeit sich gruppiren und auf einander einwirken, als ein Princip aufgestellt, das in der Sprache, bewusst oder unbewusst, wirkte von dem Augenblick an, da die ursprüngliche Ordnung gestört war und durch eine Neuordnung ersetzt werden musste, freilich als ein Princip, das im Einzelnen nach zufälligen Motiven wirkt; wir haben auch eben vorhin in dem letzten Stadium der Bildung der Classicität diese Art von Analogie, den Vorgang von Formen des ähnlichen Falls als ein wirklich gebrauchtes Motiv für Entscheidung in Fällen zweifelhafter Art genannt. Die Analogie aber, mit welcher es Varro im Anschluss an die griechischen Theoretiker, speciell an die Stoiker zu thun hat, soll von Hause aus ein den Wörtern immanentes Princip seyn.*) In dem Satz, *similes res similibus verbis esse notatas*, oder wenn man es als Gesetz ausdrücken will, *esse notandas*, ist die *similitudo* von Wort und Sache, von Form und Bedeutung, von Flexionsweise und logischem Fall, als eine innere gefasst. Demgemäss soll sie allerdings Gesetz seyn, und ein ihr widersprechender Sprachgebrauch soll corrigirt werden, aber der Corrigirende soll nicht der Einzelne seyn, sondern das Volk: *populus universus*, heisst es de ling. lat. 9, 5, *debet in omnibus verbis uti analogia et, si perperam est consuetus, corrigere se ipsum.* Für den Einzelnen gilt die Analogie nach dem aristarchischen Grundsatz nur, *quoad patitur consuetudo* (9, 1), oder (10, 74): *analogia est verborum similium declinatio similis, non repugnante consuetudine communi;* wenn Einer einzelne Casus, die im Sprachgebrauch gegen die Analogie gebildet sind, nach dieser umbilden und z. B. statt *Iovi* sagen wollte *Iuppitri*, so wäre er ein Un-

*) Vgl. über den Analogie- oder Anomaliestreit der alten Grammatiker Lersch, Sprachphilos. der Alten. Bd. I. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern S. 490 ff.

sinniger (8, 33). Es ist aber klar, dass das Corrigiren nach rationellen Principien in Wirklichkeit nur von Einzelnen, nicht vom ganzen Volk ausgehen kann. Ferner das Princip der Analogie ist so dehnbar gefasst, dass eine Menge scheinbarer Anomalieen darin untergebracht werden kann. Z. B. ein Princip analoger Declination, der *similitudo declinationis*, ist, dass die Nomina durch eine gleiche Anzahl von Casus hindurch declinirt werden sollen, es haben aber im Sprachgebrauch viele Wörter nur einen Theil der Casus; darf man nun hier gegen den Sprachgebrauch die Zahl der Casus vervollständigen oder muss man darauf hin zugeben, dass hier das Princip der Analogie verletzt sey? Keines von beiden: es herrscht hier Analogie eben nur zwischen denjenigen Nomina, welche die gleiche Anzahl Casus haben (9, 52). Bei solcher Auffassung verfällt die Analogie ihrem Grunde nach dem Gebiete des Zufälligen; es fehlt eine unzweideutige Angabe darüber, was das Princip der *similitudo verborum* sey, sie ist also zu trügerisch und willkührlich, um eine Alles beherrschende und regelnde Gewalt zu seyn. So ist sie denn in der That auch bei Varro, wie bei den spätern Grammatikern, nicht sowohl *lex*, als *observatio*, ein Princip nicht der sprachbildenden, sondern schematisirenden Theorie*), wie denn der praktische Nutzen des ganzen Streits über Analogie und Anomalie bei den Römern wie bei den griechischen Stoikern und Alexandrinern beinahe nur der war, dass die Ordnung der Kategorieen der Formenlehre dadurch geschaffen wurde. Ja wenn Cäsar die Waffen des analogistischen Princips wenigstens für sein puristisches Interesse zur Entscheidung über die allein zulässigen Formen praktisch verwendet hat, so hat Varro nicht einmal diese Anwendung gewollt. Seine ganze geschichtliche und antiquarische Richtung war der exclusiven Correctheit entgegen, und es ist nicht als ein falscher Einwand der Anomalisten, sondern als seine eigene

*) Vgl. de ling. lat. 9, 4: aliud est dicere verborum analogias, aliud dicere uti oportere analogiis.

Meinung beigebracht, wenn er de ling. lat. 8, 26 hinsichtlich der Frage, ob Herculi oder Herculis der richtige Genitiv sey, beide thatsächlich vorkommenden Formen für anwendbar erklärt, *quod aeque sunt et brevia et aperta*. Und deutlich genug hat er seine Opposition gegen die *recentes urbani*, die modernen Classiker und Puristen ausgedrückt, indem er de re rust. 1, 2 init. sagt: *veneram rogatus ab aeditimo, ut dicere didicimus a patribus nostris, ut corrigimur ab recentibus urbanis, ab aedituo.*

Cicero. Indessen die Classiker haben mit ihren puristischen Tendenzen gesiegt, aber nicht mittelst Cäsars analogistischer Hilfsmittel, sondern durch Ciceros Feinhörigkeit und Schmiegsamkeit gegen das, was sich als imponirenden Sprachgebrauch geltend macht. Auch er will *urbanitas* und vermeidet in Sprache und Schrift, was *antiquum* ist wie *armum* statt *armorum* (orat. 44, 155), oder *rusticum* wie das Unterlassen der Vocalverschmelzung in der Aussprache (nolle coniungere vocales 150) oder auch nur *subrusticum* wie die Nichtbeachtung des schliessenden -*s* (161). Aber entscheidend über das, was erlaubt sey, ist für ihn nicht irgend eine Theorie, sondern die Rücksicht auf Wohllaut und den bestehenden Sprachgebrauch, so weit dieser noch der Forderung der Feinheit entspricht (*consuetudo elegans*). *Usum loquendi*, sagt er hinsichtlich der Aspiration 48, 160, *populo concessi, scientiam mihi reservavi*, und: *aurium est iudicium superbissimum* (150), womit zu vergleichen ist die Berufung auf die *consuetudo auribus indulgens* 157, die *suavitas* ebendas., die *voluptas aurium* 159 u. s. w. Dabei weiss er eine gewisse nationale Richtung geltend zu machen; er sagt ad Att. VII. 3: *venio ad Piraea, in quo magis reprehendendus sum, quod homo Romanus 'Piraea' scripserim, non 'Piraeum'*, während Cäsar nach griechischem Beispiel sogar in dem nicht griechischen *Allobroges* den Acc. Plur. *Allobrogas* setzt, und hat in der That durch das Bestreben, theoretische griechische Ausdrücke wo möglich lateinisch wieder zu geben, sich grosse Verdienste um seine Sprache erworben. So ist er der Classiker im her-

vorragendsten Sinne geworden und hat die lateinische Prosa formell zum Abschluss gebracht und damit die lateinische Sprache überhaupt. Es sind nicht erst die Dichter der augusteischen Zeit, welche die formelle Sprachbildung vollenden, denn sie waren metrische, nicht sprachliche Classiker und haben folglich den Sprachgebrauch der Prosa recipirt, ohne sich zu scheuen, der Strenge des Metrums zuliebe davon abzuweichen oder, um Anklänge an die Vorgänger zu haben, auf archaische Formen zurückzugehen. Und es kann ja überhaupt die Classicität in solch technischem Sinn nur von der Prosa geschaffen werden, nicht von der Poësie; denn *non eadem oratoris et poëtae, quod eorum non idem ius* (Varro de ling. lat. 9, 5). — Mit der classischen Prosa ist also nun auch hier, und zwar hier in ganz besonderer Weise das zu Stande gekommen, was wir im zweiten Capitel die Neuordnung der Sprache genannt haben. Die Sprache bildet jetzt ein neues System, wenigstens in dem äusserlichen Sinne, dass sie ein geordnetes und geregeltes Ganze ist.

Die Folgezeit hat die ciceronische Classicität sofort anerkannt, Cicero zur Grundlage des Schulunterrichts gemacht und auf eigene Weiterbildung der Sprache verzichtet. Ihre sprachliche Aufgabe war vielmehr die Verbreitung der lateinischen Sprache über den Erdkreis.

Wir haben nun die beiden classischen Sprachen in ihrer Bildungsgeschichte verfolgt von dem Zeitpunct an, in welchem sie sich nach der Lostrennung von dem gemeinsamen Stamm in ihrer Sonderstellung einrichteten bis zu dem Höhepunct ihrer Entwicklung. Es hat sich dabei neben der physiologisch begründeten lautlichen Umgestaltung, die von rein natürlichem Standpunct aus betrachtet als Verfall erscheint, eine aufwärts gehende ununterbrochene Bewegung der Cultur der Sprache herausgestellt, welche die abwärts gehende des lautlichen Verfalls mässigte, ja, je energischer sie wurde, selbst die Momente der lautlichen Einbussen für ihre Zwecke zu benützen wusste. Diese Culturbewegung ist anfangs ungetrennt Schluss

von der Sprache des ganzen Volks, aber je höher sie steigt, desto mehr ergibt sich aus ihr der Gegensatz einer Volkssprache, in welcher der natürliche Zug mit einer Art *vis inertiae* herrscht, und einer gebildeteren Sprache künstlerischen Charakters, die sich schliesslich sogar zu dem Organ einer in sich geschlossenen gebildeten Gesellschaft zuspitzt, übrigens auf keiner Stufe die Fühlung mit der Volkssprache ganz verliert. Demgemäss verändert sich diese gebildete Sprache selbst immer wieder unter dem Einfluss der fortgehenden natürlichen Einflüsse, andrerseits aber hat sie ihre eigenen Bildungsprincipien, die zwar je nach der Stufe der Entwicklung und der Verschiedenheit der geschichtlichen Verhältnisse verschieden wirken, aber doch in einem einheitlichen Zuge sich entfalten. Diese Principien sind Zweckmässigkeit, Schönheit und Ordnung. Die Zweckmässigkeit besteht in der Fähigkeit, möglichst adäquates Organ des Gedankens zu werden, die Schönheit in dem Wohllaut und Mass, die Ordnung, das specielle Princip der grammatischen Durchbildung, erleichtert den Gebrauch. Diesem Sachverhältniss entsprechend musste die geschichtliche Betrachtung die Stufen unter sich abgrenzen, den sprachlichen Horizont jeder Stufe oder Periode beschreiben und die innerhalb desselben wirkenden Bildungsmotive ausfindig machen, andrerseits aber auch die Einheit des Entwicklungsgangs, den Zusammenhang einer Stufe mit der andern nicht aus den Augen verlieren. Da ferner die sprachbildende Macht aus Individuen besteht und auf jeder höheren Stufe das individuelle Moment in bestimmterer Weise hervortritt, bis es endlich an einige wenige geschichtliche Namen sich knüpft, so musste dem entsprechend die sprachbildende Thätigkeit überall inviduell erfasst und bis zu den geschichtlichen Persönlichkeiten, in welchen sie — für die lateinische Sprache am entschiedensten und deutlichsten — sich vollendet, verfolgt werden. Diess haben wir im Vorstehenden gethan und sind auf diesem Wege für beide Sprachen zur Stufe einer Classicität gelangt, welche auf diesem höchsten Puncte nicht mehr bloss eine nationale,

sondern — bei der lateinischen Sprache zumeist — eine universale ist. Freilich innerhalb der Nation selbst unterlag sie, nachdem einmal der Gipfel erreicht und die Bewegung zum Stillstand gekommen war, nachdem die Kluft zwischen der Sprache der Gebildeten und der des Volks am stärksten geworden, wie die andern Zweige des Culturlebens, zerstörenden Mächten. Ihre Widerstandskraft gegen die Einflüsse des physiologischen Verfalls erlahmte und schliesslich wurde bei beiden Völkern die Classicität verschlungen von der Barbarei der sich selbst überlassenen *lingua vulgaris.* Die lateinische Sprache ist in diesem Zustand durch Verbindung mit frischen Volkskräften zu einer Erneuerung gelangt und hat in den verschiedenen romanischen Sprachen Theil an einem neuen Bildungsprocess genommen, die griechische ist im Zustand ihrer Classicität einbalsamirt und eingesargt worden, um nunmehr auf dem Boden ihrer Heimath einem gefallenen Volke als Urbild zu dienen, nach welchem es sich zu neuem Leben emporzuraffen strebt.
